Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-11182/fragment/page=0002

Ein Matrose bietet einer Patagonischen Frau ein Stück Zwieback für ihr Kind an.

John Byrons,

obersten Befehlshabers über ein Englisches Geschwader,

Reise um die Welt,

in

den Jahren 1764 und 1765.

nebst einer genauen Beschreibung

der Magellanischen Straße, der Patagonischen Riesen, und der ganz neu-entdekten Sieben Inseln in der Süd-See.

Mit einem Anhange,

worinnen

eine vollständige Beschreibung der Patagonischen Küsten, der Sitten und Gewohnheiten der Einwohner, der Naturgeschichte des Landes ꝛc. ꝛc. aus verschiedenen glaubwürdigen Berichten enthalten ist.

Frankfurt und L
bey Johann Bened.. ..ezler
1769.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-11182/fragment/page=0008

Vorbericht
des Uebersetzers.

Die Reise des Kommodore Byron, ist so lange der Gegenstand aller Gespräche gewesen, daß zu verwundern ist, wie eine so lange Zeit hat verstreichen können, ohne bey uns eine andre zuverläßige Nachricht zu haben, als was man hier und da in Zeitungen, Auszügen und Privat-Briefen lesen konnte. Ich dachte daher dem Publico nicht zu misfallen, wenn ich gegenwärtigen Bericht, eines auf dem Schiffe Delphin befindlich gewese-

wesenen Officiers, meinen Landsleuten, in deutscher Sprache, vor Augen legte. Es ist wahr er ist kurz, enthält aber doch viele merkwürdige Dinge, und ist der glaubwürdigste und ausführlichste Bericht von dieser so berühmten Reise. Es ist bekannt, mit was für Sorgfalt man von Seiten der Englischen Regierung zu verhindern suchte, daß nichts von den gemachten neuen Entdeckungen bekannt werden sollte. Um so eher muß man also mit dieser kurzen Erzählung unterdessen zufrieden seyn, bis man nach Verlauf der Zeit, etwas vollständigeres zu liefern, im Stande ist.

Der Herausgeber dieses Tagebuches hat in seiner ziemlich weitläufigen Vorrede, alles zusammen gesammelt, was er zu Behauptung der Wirklichkeit der Patagonischen Rie-

Riesen, hat auftreiben können. Ich will in dieser Sache weiter nichts entscheiden, denn die gegenseitige Berichte der Reisenden, welche nichts von ihnen gesehen haben, sind wenigstens eben so stark. Es kann seyn, daß es eine Nation da giebt, welche aus sehr langen Leuten bestehet; es dünket mich aber, man müsse denenjenigen nicht gleich den Namen Riesen beylegen, welche etwa einen Fuß höher, als wie gewöhnlicher Weise, sind.

Zur Bestärkung der Meynung des Herausgebers, will ich noch ein Paar Zeugnisse anführen, welche ihm entwischet sind. Pigaferta erzählet auch in seiner Beschreibung der Magellanischen Reise, daß man ohnweit dem Kap Maria unter dem 35° der Breite, an der Mündung des Flusses Plata,

einen Wilden gesehen habe, der sich bey dem Anblicke der Spanier mit der Flucht rettete, und wie ein Ochse brüllete. Garcia de Nodal sagt: Er habe Einwohner an der südlichen Küste der Strasse gesehen, welche Riesen glichen, und Sarmiento sahe dergleichen auf der westlichen; so daß sich diese riesenmäßige Leute an allen dreyen Seiten des großen Landes aufhalten müssen. Ich will noch hinzusetzen, daß der große Patagonier, welchen die Spanier unter dem Magellan mit sich nahmen, hernach währender Reise auf der Südsee verstarb. Dieses ist zu bedauren, denn er hätte unfehlbar richtige Nachrichten von seinem Volke ertheilen können.

Um einen, so viel möglich, deutlicheren Begriff von der Beschaffenheit des großen Landes

Pata-

Patagonien, zu verschaffen, habe ich einen Anhang beygefüget, welcher die Beschreibung dieses Landes, so viel nämlich davon bekannt ist, enthält. Viele Leute reden davon, ohne einmal zu wissen, in welcher Gegend der Welt man es suchen solle. Die Kenntniß davon also zu erleichtern, habe ich alle Nachrichten der Reisenden, so viel ich bekommen konnte, nachgeschlagen, dasjenige was ich fand herausgezogen, und in eine Verbindung gebracht. Ich bekenne, daß das Ganze noch sehr mangelhaft ist, allein es ist doch noch weit mehr, als man in den bisherigen Erdbeschreibungen antrift, und auf diese Art, kann der Leser, doch so zu sagen mit einem Blicke übersehen, was so viele verschiedene Reisende von so vielerley

Nationen davon gesagt haben. Ich wollte wünschen daß ich Freziers Reisebeschreibung nach Chili und der Südsee, hätte zur Hand bekommen können. Sie enthält viele gute Nachrichten, aber der Auszug, welcher sich in der Geschichte der Reisen nach den Südländern befindet, ist zu kurz und zu mager.

Da ich währender Ausarbeitung meines Anhanges, öfters genöthiget war, die Reisen des Kapitäns Woodes Rogers nachzuschlagen, fand ich daselbst eine Nachricht von dem Flusse Plata und denen daranstossenden Ländern. Dieser Fluß ist die Gränze von Patagonien gegen Nord-Osten. Es schien mir also nicht ausser meiner Absicht zu seyn, wenn ich ihn einrükte. Was von Paraguai vorkömmt, ist aus den Nachrichten

der

der Väter Jesuiten selbst. Ich habe mich befleissiget, alles anstößige zu vermeiden, und daher die eigne Anmerkungen des Kapitän Rogers weggelassen. Es ist in unsren Tagen viel von Paraguai geredet und geschrieben worden; mich dünket aber, man habe alles sehr übertrieben; es kann solches von beeden Theilen geschehen seyn. Die Nachrichten des P. Sepp, welcher sich selbst, eine geraume Zeit, als Missionar in diesem Lande aufhielt, haben sich sehr rar gemacht, und in keiner von den Schriften, welche mir zu Gesichte gekommen, habe ich etwas davon gefunden.

Ich habe mich bemühet den Sinn meines Originals, so genau als möglich auszudrücken. An der Güte und Schönheit

des

des Druckes und Papieres, hat der Herr Verleger nichts ermangeln lassen. Wenn das Publicum meiner Arbeit einigen Beyfall ertheilet, werde ich reichlich dafür belohnet seyn. Stuttgard, den 12. April 1769.

C. H. K.

Vorrede
des Herausgebers.

Es ist nicht mehr die Frage davon, ob man die Würklichkeit der Riesen auf der Patagonischen Küste in Zweifel ziehen solle, man muß sich vielmehr verwundern, daß man so lange hat daran zweifeln können. Von dem Anfange des sechzehnden Jahrhunderts an, bis auf unsre Zeiten, haben die Reisende und Seefahrer, von ganz unterschiedenen Nationen, berichtet, daß sie in einem bekannten Theile der Magellanischen Straße, Leute von Riesenmäßiger Größe angetroffen hätten. Diejenige Reisende, welche eben diesen Weg genommen und keine Riesen gesehen hatten, wollten dieses nicht eingestehen. Das Publikum, welches alles was neu und ausserordentlich ist, sehr geneigt aufnimmt, gab der Würklichkeit der Riesen Beyfall. Die Philosophen, wel-

che aus einem ganz entgegen stehenden Vorurtheile, gern und ohne genauere Untersuchung, dasjenige verwerfen, was den Schein einer wunderbaren Neuigkeit hat, wollten von keinen ausserordentlichen Menschen reden hören, welche sie nicht selbst gesehen hatten. Und der dumme Haufe der halbwitzigen Köpfe und der halb Philosophen, wollte sich dem Vorwurfe nicht aussetzen, daß er eine Meinung billigte, der der Pöbel Beyfall gab. Kluge Leute zweifelten: Allein die Reise des Chef d'Escadre Byron hebt endlich alle Ungewisheit auf. Der gründliche und einmüthige Bericht, von der Besatzung der zwey Kriegsschiffe, benimmt endlich dem kühnsten Zweifler alle Scheingründe, in Ansehung dieses Gegenstandes.

Ehe wir diese neue Beweise den Augen unsrer Leser vorlegen, werden sie ohne Zweifel, die Berichte der Reisenden nicht ungerne sehen, welche von Magellans Zeiten bis auf die unsrige, ausgesaget haben, daß sie auf der Patagonischen Küste, Leute von ausserordentlicher Größe gesehen hätten. Es scheinet, ihre einstimmige Aussage hätte uns in dieser Sache auser Zweifel setzen sollen, da wir noch hinzusetzen müssen, daß es wenige Begebenheiten in den Reisebeschreibungen giebt, welche mit bessern Zeugnissen versehen sind.

Der

Der berühmte Magellan, welcher im Jahre 1519. die Straße entdekte, welche noch seinen Namen führet, ist der erste, welcher sich der Küste von Patagonien näherte. Wir wollen eine Stelle, aus der Beschreibung seiner Reise, welche uns der Ritter Pigafetta, welcher ihn darauf begleitete, geliefert hat, ganz anführen.

"Der Winter, sagt Pigafetta, 1) nöthigte uns in einem Hafen (St. Julian,) unter dem 49° 30′ zu verbleiben; wir hielten uns daselbst zwey Monathe auf, ohne eine lebendige Seele zu sehen, bis eines Tages ein Riese auf uns zukam, welcher tanzte, sang und Staub über seinen Kopf warf. Der Kapitän befahl uns, eben dergleichen zu thun; Dieses machte dem Wilden Muth. Er kam auf eine kleine Insel zu uns, und gab bey unsrem Anblick, Zeichen von der größten Verwunderung. Er wiese mit einem Finger nach dem Himmel, als wollte er sagen, wir seyen von dort herunter gekommen. Unsre Leute reichten ihm kaum bis an den Gürtel. Er war von guter Gestalt, sein Gesicht war lang, und um die Augen gelb bemahlt, auf beeden Wangen hatte er die Figur eines Herzens: Seine Haare waren weis gefärbt. Seine Kleidung bestand aus einer Thier-

1) S. die allgemeine Geschichte der Reisen nach den Südländern auf der 80. Seite, deutsche Ausgabe.

haut, welche gut zusammen genähet war. So viel wir aus der Haut schliessen konnten, mußte das Thier den Kopf und die Ohren eines Maulesels, den Hals und Leib eines Kameels, den Schwanz eines Pferdes haben. Der Wilde hatte seine Füsse in Stücke von dieser Haut gewickelt, so daß er Pfoten wie ein wildes Thier zu haben schien. Dieses machte, daß ihm unser General den Namen Paragon beylegte. Er trug einen dicken und kurzen Bogen, mit einer Sehne von Därmen, und einen Köcher mit Pfeilen, welche eine Elle lang, und am Ende mit Federn versehen waren, und eine Spitze von einem scharf geschliffenen Feuersteine hatten. Magellan lies ihm zu essen und zu trinken geben. Man hielte ihm einen Spiegel vor, und er war so erschrocken, seine Gestalt darinne zu sehen, daß er durch einen Sprung den er zurück that, auf einmal viere von unsren Leuten zu Boden warf. Nachdem man ihm diesen Spiegel, einen Kamm, einige Schellen und Rosenkränze von Glas, geschenkt hatte, schikte man ihn mit vieren von unsren Leuten, wieder an das Land.„

"Einer von seinen Gefährten, welcher ihn, in Begleitung unsrer Leute, wieder zurück kommen sahe, lief zu dem übrigen Haufen, solchem die Nachricht davon zu hinterbringen. Hierauf zogen sie sich alle nackend aus,

aus, fiengen an zu singen und zu tanzen, und mit ihren Fingern gen Himmel zu weisen; Sie boten unsren Leuten ein gewisses weisses Meel an, aus welchem ihre gewöhnliche Nahrung bestehet. Sie schienen zehn Palmen, oder ohngefehr sieben Fus hoch zu seyn. 2) Man gab ihnen ein Zeichen an die Schiffe zu kommen; Hierauf liessen sie ihre Weiber, über welche sie sehr eifersüchtig zu seyn schienen, wieder auf Thiere steigen, welche wie Esel aussahen, und schikten solche zurück. Sie nahmen nichts mit sich, als ihre Bogen und Pfeile, da sie sich auf den Weg machten. Sie waren nicht so gros, als derjenige, welchen wir zuerst gesehen hatten, obgleich ihr Gesicht beynahe eine Elle lang war. Sie waren auf die nämliche Art gekleidet, nur daß sie noch ein Stück Fell um die Mitte des Leibes trugen. Ihre Haut war viel schwärzer, als man nach der Beschaffenheit des Luftstrichs hätte vermuthen sollen.„

"Wir sahen vier kleine zahme Thiere bey ihnen, deren sie sich auf der Jagd bedienten,

2) Argensola, welcher in seiner Geschichte der Moluckischen Inseln eine Beschreibung von der Reise des Magellan geliefert hat, redet auch von diesen Patagonen, welchen er eine Höhe von zwölf Fus zuschreibet. Allein seine Erzählung ist so voll von Vergrösserungen und fabelhaften Umständen, daß sie alle Glaubwürdigkeit verlieret.

die andre anzulocken. Es kamen nur drey von diesen Patagonen an unsren Bord, welche uns durch Zeichen zu verstehen gaben, es sollten einige von uns, mit ihnen weiter in das Land hinein, zu ihren Wohnungen gehen. Magellan schikte sieben wohlbewafnete Spanier mit ihnen, welche sieben Meilen zu gehen hatten, bis sie an einen ohnwegsamen Wald kamen, wo sie zwey Hütten fanden, in deren einer fünf Männer, und in der andern dreyzehn Weiber und Kinder, wohneten. Man tödtete eine Art von einem wilden Esel, von welchem man unsern Leuten einige Stücke, nur halb gebraten, zur Speise vorsetzte.

"Es schneyete zu stark, und der Wind war zu heftig, als daß man unter freyem Himmel hätte schlafen können; Man mußte also in der Hütte bleiben. Allein bey dem Mistrauen, welches man gegeneinander hegte, lies man von jeder Nation einen Mann zur Wache bey dem Feuer, um welches herum sich alle die übrigen niederlegten. Die Patagonen schnarcheten entsezlich. Den andern Morgen wollten die Spanier, alle diese Wilden an unsre Schiffe führen; Sie gebrauchten so gar Gewalt, als sie sahen, daß diese nicht dazu geneigt waren. Hierauf begaben sich die Wilden in die Hütten der Weiber. Man glaubte anfangs, solches geschehe um sich zu berathschlagen; Allein bald dar-

darauf kamen sie wieder heraus, mit ihren Bogen und Pfeilen in der Hand; sie hatten das ganze Gesichte auf eine greßliche Art bemahlet, und waren vom Kopfe bis auf die Füsse, in Thierhäute eingewickelt, welches machte, daß sie noch viel größer schienen. Unsre Leute thaten einen Schuß in die Luft, und über den Knall gerieth dieser riesenmäßige Haufe in solches Entsetzen, daß er um Friede bat. Sie willigten darein, daß drey von ihnen sich auf unsre Schiffe begeben sollten. Zween von diesen entwischeten unterwegs, da sie sich anstelleten, als ob sie einen wilden Esel fangen wollten. Unsre Leute, welche ohnehin laufen mußten, wenn die Wilden ihren ordentlichen Schritt giengen, konnten sie ohnmöglich wieder einholen. Sie brachten uns den dritten, welcher, als er sahe, daß er allein war, keine Speise zu sich nehmen wollte, und in wenig Tagen starb.„

"Ein andermal zeigten sich sechse von diesen Wilden am Ufer, und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie auf unsre Schiffe verlangten, welches uns viel Vergnügen erwekte. Man schikte einen Nachen ab, sie einzunehmen. Sie stiegen auf das Admiralschiff, wo ihnen der General eine so große Schüssel mit gekochtem Fleische vorsetzen lies, daß zwanzig Matrosen sich davon hätten sättigen können. Sie assen alles auf; aber der

kleinste von ihnen war auch größer, als der gröste von uns. Als sie gegessen hatten, begehreten sie wieder an das Land.„

"Zu einer andern Zeit, besuchte uns noch einer von diesen Riesen, der viel höher war als alle, die wir noch gesehen hatten. Er tanzte, sang, und machte eben die Geberden wie die vorigen. Dieser ließ gern mit sich umgehen. Nach einigen Besuchen, konnte er schon viele lateinische und spanische Wörter deutlich, wiewohl mit einer rauhen und groben Stimme, nachsprechen. Er schien Lust zu haben, ein Christ zu werden; Wir nenneten ihn Johann den Riesen. Als eines Tages ein Matrose eine große Ratte in das Wasser werfen wollte, bat er sich solche zur Speise aus; So viel man auch deren auf dem Schiffe fieng, so viele fraß er auch auf. Er brachte uns verschiedene Thiere, und der Kapitän schenkte ihm Leinwand, ein Hemd, einen rothen Rock, eine Mütze, einen Kamm und einen Spiegel. Kurze Zeit darauf sahen wir ihn nicht mehr. Wir glaubten, die über seinen öftern Umgang mit uns aufgebrachten Einwohner müßten ihn ermordet haben.„

"Vierzehn Tage darnach, besuchten uns vier andere, ohne Waffen. Sie hatten solche in dem Gebüsche verborgen. Magellan war sehr begierig, einige von diesen ausserordentlichen Menschen, in seine Gewalt zu bekom-

bekommen. Er bemerkete zwey davon, welche jung und wohlgestaltet waren. Er füllete ihnen die Hände, mit allerley Arten von Geschenken an. Er gab ihnen Messer, Scheeren, Rosenkränze, Spiegel, und endlich ließ er ihnen Fessel an die Füße legen, unter dem Vorwande, daß er sie ihnen schenken wollte, aber nicht wüßte, wo er sie hinthun sollte, weil ihre Hände voll seyen. Die zwey andre wollten solche in die Hände nehmen, aber Magellan verhinderte sie daran, und diejenige welche wir haben wollten, liessen alles mit sich machen, und waren froh darüber, daß sie Eisen bekamen. Allein als sie sich gefangen sahen, fiengen sie an zu brüllen, wie die Stiere, und ruften etlichemale Setebos. 3) Man brachte jeden besonders auf ein Schiff. Durch Hülfe vieler Leute kam man endlich dahin, daß man denen zwey andern die Hände binden konnte. Man brachte einen davon an das Ufer, wo er sich los machte, und davon flohe. Alle die übrige Wilden thaten desgleichen. Sie liefen sehr geschwind; die kleine noch mehr als die große, und schoßen ihre Pfeile auf uns ab, wodurch einer von unsren Leuten getödtet wurde. Diese thaten verschiedene Flintenschüsse auf die Wilden, konnten sie aber nicht erreichen.„

„Die-

3) Dieses ist nach dem Berichte einiger Reisenden, der Name Gottes in Patagonischer Sprache.

"Diese Völker haben keine beständige Wohnung. Ihre Hütten sind von Fellen gemacht, und sie versetzen solche, nach ihrem Gutdünken, von einem Orte zum andern. Sie leben von rohem Fleische, und von einer Wurzel, welche in ihrer Sprache Capas heisset. Der Gefangene, welchen wir am Bord hatten, aß auf einmal einen ganzen Korb voll Zwieback, und trank in einem Zuge, einen halben Eimer voll Wasser aus. Sie tragen die Haare rund abgeschnitten, wie die Mönche, und um den Kopf eine Binde von Baumwolle, in welche sie ihre Pfeile stekken. Einige von ihnen, welche die Kälte empfindlicher fühlen mochten, hatten sich den Leib mit gewissen Bändern gebunden, so daß das männliche Glied ganz in den Leib zurück getrieben wurde.„

Wir haben diesen Bericht darum ganz eingerükt, weil er der erste, der ausführlichste, und der sonderbarste von allen ist, welche man in Ansehung der Patagonen bekannt gemacht hat. Ein so umständliches, und mit so vieler Glaubwürdigkeit versehenes Zeugniß, sollte allem Ansehen nach hinreichend seyn, dem Publiko allen Zweifel, wegen der Würklichkeit dieses Riesenvolkes, zu benehmen. Allein wir haben es schon gesagt, eben das Wunderbare, welches den Pöbel verführet, erwecket das Mistrauen der weisesten und aufgeklärtesten Köpfe. Dazumal

war

war es vernünftig, daß man zweifelte; Aber die Menge der Reisenden, welche seitdeme die Erzählung des Pigafetta bekräftiget haben, hätte diesen ersten Zweifel schon lange vertreiben, und die Philosophen so wohl, als das gemeine Volk, zum Beyfall bewegen sollen.

Argensola, welcher in dem von uns bereits angeführten Werke, die Reise des Admiral Drake, im Jahr 1577. beschreibt, saget: die Engelländer hätten auf der Magellanischen Küste, Wilde gesehen, gegen welchen die gröste von ihnen, nur sehr klein gewesen seyen. Nuno de Sylva, ein Portugiesischer Steuermann, welchen Drake bey den Kapverdischen Inseln gefangen hatte, redet gleichfalls in der Beschreibung, welche er von dieser Reise herausgegeben hat, von Wilden von einer ausserordentlichen Größe, welche man auf dieser Küste gesehen habe.

Sarmiento, der mit dem Magellan durch diese Strasse seegelte, erzählet, daß er in einer gewissen Gegend dieser Küsten, ein kleines Riesenvolk gesehen, und so gar einen davon auf sein Schiff genommen habe. Allein das Zeugniß des Sarmiento, und seines Geschichtschreibers des Argensola, ist von keinem großen Gewichte. Thomas Cavendish oder Candish, verdienet mehr Aufmerksamkeit. Es erhellet aus dem Berichte von seiner ersten Reise im Jahr 1588. daß er die

Para-

Patagonen nur von weitem gesehen, und von ihrer Größe, aus ihren in den Sand eingedrukten Fußstapfen geurtheilet hat. Denn der Verfasser des Berichts meldet, diese Wilden hätten zwey Engländer getödtet, und füget hinzu, sie müßten von einer riesenmäßigen Größe seyn, weil ihre Fußstapfen achtzehn Zolle lang seyen.

Folgende Stelle findet sich in dem englischen Berichte, welchen Anton Knivet, von der zweyten Reise des Candish, im Jahr 1592. heraus gegeben hat.

"Die Küste bey dem Hafen des Verlangens wird von Riesen bewohnt, welche fünfzehn bis sechzehn Palmen hoch sind. Ich kan versichern, daß ich den Fustritt eines von ihnen gemessen habe, und er war viermal so lang, als einer von den unsrigen. Ich habe auch zwey von diesen, noch vor kurzer Zeit an dem Strande eingescharreten Menschen, gemessen, und ihre Körper waren sechzehn Palmen lang. Drey von unsren Leuten, welche nachmals von den Spaniern auf den Küsten von Brasilien gefangen wurden, haben mich versichert, daß da sie eines Tages, nahe an dem Ufer vor Anker gelegen, sie genöthiget worden seyen, sich weiter zu entfernen, weil die Riesen, von dem Strande aus, Steine von erstaunlicher Größe, auf sie zugeworfen hätten. Ich habe in Brasilien einen von diesen Riesen gesehen, wel-

welchen Alonzo Dias in dem Hafen St. Julian gefangen hatte. Obgleich dieser Mensch noch sehr jung war, so war er doch schon dreyzehn Palmen hoch. Diese Völker gehen ganz nakkend, und tragen lange Haare: Der den ich in Brasilien sahe, war von gesunder Leibes-Beschaffenheit, und zu seiner großen Länge sehr wohl gemacht von Gliedmassen.„

Man findet in der Reise des Admirals von Noort im Jahre 1598. daß fünf Mann von seiner Besatzung, welche an der Patagonischen Küste ausgestiegen waren, von ohngefehr dreyßig Wilden, von ausserordentlicher Größe, angefallen worden; Sie hatten eine braune Haut, lange Haare und bemahlte Gesichter. Ein junger Indianer, der von dem Admiral in der Magellanischen Strasse gefangen worden war, und die Holländische Sprache erlernt hatte, erzählte ihnen, daß das Land von vier Nationen bewohnt würde, davon drey aus Leuten von ordentlicher Größe bestänben; Die vierte aber, welche Tiremenen hiesse, und eine Gegend Namens Coin bewohnte, bestünde aus lauter zehn bis eilf Fuß hohen Leuten.

Eben dieses findet man auch in der Beschreibung der Reise, welche Simon von Cordes, und Sebald de Wert, in diesem Jahre nach der Magellanischen Strasse unternahmen, bekräftiget. Hier ist dasjenige, was der Verfasser dieser Reisebeschreibung davon sagt.

)( )("Im

"Im Monath May traf der Vice-Admiral, nahe bey der grünen Bay, sieben Nachen voll Wilden an, welche so viel man bemerken konnte, alle zehn bis eilf Fuß hoch, von röthlichter Farbe waren, und lange Haare trugen. So bald sie unsrer Chalouppen gewahr wurden, flüchteten sie sich an das Land, von da sie eine so große Menge Steine von sich warfen, daß die Holländer sich nicht weiter zu nähern getrauten. Als sie wahrnahmen, daß man ihnen nicht näher kam, stiegen sie alle wieder in ihre Nachen, und ruderten damit denen Chalouppen, mit großem Geschrey, entgegen. Der Vice-Admiral, liesse sie bis auf einen Flintenschuß herbey kommen, und darauf befahl er seinen Leuten, Feuer zu geben. Man tödtete viere oder fünfe von ihnen, und die übrigen nahmen hierüber ganz erschrocken, die Flucht nach dem Lande zu. Daselbst rissen sie mit den Händen Bäume aus, welche dem Ansehen nach eine Spanne dick seyn mochten, und machten damit Verschanzungen, in welche sie alle nur mögliche, zum Werfen dienliche Dinge, trugen. Allein der Vice-Admiral überlies diese blutdürstige Leute ihrer eignen Wuth, und gieng lieber wieder an die Schiffe zurück, als daß er sich mit ihnen in ein Gefechte einlassen sollte. Ein andresmal wurden einige Matrosen, welche sich, indem sie Lebensmittel suchten, zu weit entfernet hatten, von einem Haufen dieser Wil-

Wilden, welche unvermuthet aus dem Gebüsche hervor kamen, überfallen. Drey von ihnen wurden getödtet, und zwey gefährlich verwundet. Sie zerrissen unmenschlicher Weise diejenige, welche todt waren, und würden denen Verwundeten auf die nehmliche Art begegnet seyn, wenn solche nicht der Kapitän de Cordes noch errettet hätte. Alle diese Wilde waren ganz nackend, einen ausgenommen, welcher ein Fell von einem Seehunde um den Hals gemacht hatte, welches ihm die Schultern und den Rücken bedekte. Ihre Waffen bestanden in Pfeilen von sehr hartem Holze, welche sie mit vieler Stärke und sehr richtig werfen konnten. Die Spitze war mit Hacken versehen, und blieb in demjenigen, der getroffen wurde, stecken, weil sie nur mit Seehunds-Därmen, an das Ende des langen Holzes angemacht war. Mit der grösten Mühe konnte man sie aus der Wunde zurück ziehen, weil sie sehr tief eindrangen.

Jacob le Maire und Wilhelm Schouten welche im Jahr 1615. die Magellanische Strasse durchseegelten, sahen keinen Riesen auf der Küste; Allein sie fanden Begräbnisse, in welchen man Gerippe fand, welche genugsam bewiesen, daß die Einwohner zehn bis eilf Fus hoch seyn müßten.

Der Admiral Spielberg, welcher eben diese Reise in eben diesem Jahre machte, erzählet, daß er eines Tages an der Küste zwey

Menschen von Riesenmäßiger Größe gesehen habe, welche auf einen Felsen gestiegen waren, um die Flotte zu beobachten. Sie kamen darauf an den Strand herab, wo sie von der ganzen Besatzung der Schiffe, deutlich gesehen werden konnten.

Man lieset in einem Berichte von der Reise des Don Garcia von Nodal, im Jahr 1618. daß Johann Moore, indem er mit den Einwohnern der Patagonischen Küste, welche alle um einen Kopf größer als die Europäer waren, handelte, von ihnen vor einige eiserne Werkzeuge eine Goldstange erhielt.

Der Herr Frezier, Generaldirector der Bevestigungswerke in Bretagne, welcher im Jahre 1712. die Reise nach der Südsee machte, berichtet, daß die westliche Küste der Magellanischen Straße, zwischen derselben und der Insel von Chiloe durch gewisse Indianer, welche man Chonos nenne, bewohnt werde. Er füget folgendes hinzu:

"Weiter in das Land hinein, hält sich eine Nation von Riesen auf, welche man Caucahues nennet. Sie sind Freunde der Chonos, und kommen bisweilen mit ihnen bis in die Spanische Pflanzstädte in Chiloe. Don Pedro Molina, welcher Stadthalter in dieser Insel gewesen war, und einige andre Augenzeugen aus diesem Lande, haben mir gesagt, daß einige von diesen Leuten neun bis zehn Fuß hoch seyen. Dieses sind diejenige, welche

che man Patagonen nennet, und die Küste des wüsten Landes, von welchem die alte Berichte reden, bewohnen. Man hat diese Berichte nachgehends für Fabeln gehalten, weil man in der Magellanischen Straße auch andre Indianer von ordentlicher Leibesgröße, gesehen hatte. Hierdurch wurde auch der Herr Froger, welcher die Reise des Herrn von Gennes beschrieb, betrogen. Denn einige Schiffe sahen zu gleicher Zeit sowohl die eine als die andre. Im Jahr 1704. im Monathe Julius sahe die Besatzung des Jacobs von St. Malo, unter dem Befehle des Harmiton, sieben von diesen Leuten in der Gregoriusbay, auf dem vesten Lande von Amerika, bey der zweyten Enge der Magellanischen Straße, ein wenig jenseits der Possessionsbay. Die Besatzung des H. Peters von Marseille, unter Cormans von St. Malo Befehl, sahe deren sechse, von welchen einer einige Zeichen des Vorzugs vor denen andern hatte. Seine Haare waren unter einer Art von Netze, welches aus Vögeldärmen verfertiget war, und sein Kopf war rund herum mit Federn bestekt. Ihre Kleidung bestand aus einem Thierfelle, dessen Haare einwärts gekehret waren. Längst dem Arme in dem Ermel, trugen sie ihre Köcher mit Pfeilen, davon sie den Matrosen einige gaben, und ihnen den Nachen an den Strand ziehen halfen. Diese boten ihnen Wein, Brod und Brandewein an, sie wei-

gerten sich aber davon zu kosten. Des folgenden Tages sahen sie von dem Schiffe aus, mehr als zwey hundert in einem Haufen bey einander. Obgleich diese Leute größer als andre sind, so sind sie doch empfindlicher gegen die Kälte; denn die kleine haben nichts als eine Haut auf den Schultern.

Der lezte Schriftsteller, welcher von den Patagonen redet, ist der Kapitän Shelvok, welcher in der Beschreibung seiner Reise um die Welt, im Jahr 1719. den Bericht des Herrn Frezier zu bekräftigen scheinet. Wir könnten diesen Nachrichten noch viele andre Zeugnisse beyfügen; Wir wollen uns aber damit begnügen, nur den scharfsinnigen Verfasser des Briefes an den Doctor Mary anzuführen. Dieser Schriftsteller, welchen man an einem gewissen philosophischen Scherze, womit alle seine Werke gezeichnet sind, leicht kennen kann, saget: es hätte ihn bey seinem Aufenthalte zu Manilla, im Jahr 1764. ein alter Kapitän von einem Kauffartheyschiffe, Namens Reainaud versichert, er habe im Jahr 1712. auf einer Küste an der Magellanischen Straße, Leute neun Fuß hoch, gesehen, und er sowohl, als ein Theil seiner Mannschaft, hätten sie selbst gemessen.

Der Vater Torrubia, ein spanischer Jesuit, verfertigte ein Buch unter dem Titel Gigantologia, in welchem er eine große Menge von physicalischen und historischen Beweisen

sen vor die Wirklichkeit der Riesen sammelte. Von denen Erzählungen, welche er seine Meynung zu behaupten, zusammen getragen hat, wollen wir folgende Nachricht anführen, welche uns merkwürdig vorgekommen ist.

"Magdalena von Viqueza war aus der spanischen Provinz Estremadura gebürtig. Sie war von geringem Herkommen, und brachte ihre Jugend mit harten Arbeiten auf dem Lande zu. Diese Lebensart misfiel ihr, und sie entschloß sich, ein besseres Glück in West-Indien zu suchen. Sie war schön genug, daß sie hoffen konnte, in einem Lande bald einen Mann zu finden, wo es wenig Europäische Weibspersonen giebt, und solche sehr gesuchet werden. Sie begab sich also im Jahr 1701. auf ein Schiff, welches neue Einwohner nach dem spanischen Amerika führte.,,

"Als Magdalena zu Karthagena ankam, fand sie das Glück nicht günstiger vor sie, als in Spanien. Es schien ihr sogar mit noch größerer Grausamkeit zu begegnen. Durch die Veränderung des Luftstriches, wurde ihre Schönheit verderbet; sie sahe sich verlassen, und in Gefahr in einem Lande Hunger zu sterben, dessen Einwohner wegen ihrer Gutherzigkeit nicht sehr gelobt werden. Nachdem sie einige Monathe über diese Plagen ausgestanden hatte, nahm sie endlich ein Schäfer aus der Landschaft Guyaquil, welche einige hundert Meilen weiter gegen Süden lieget, in seine Dienste.

Die spanische Schäfer haben in diesen Gegenden keine beständige Wohnungen. Sie streifen von Orte zu Orte herum, um gute Wayde zu suchen, und halten sich nirgends auf, als wo sie solche antreffen. Magdalene begleitete ihren Herrn auf seiner Wanderschaft. Er gieng mit ihr sehr weit gegen Süden, hielt keinen beständigen Weg, und gieng von Wiesen zu Wiesen. Auf diese Art reiseten sie ohngefehr fünf Jahre mit einander herum. Zu Ende dieser Zeit veränderte sich ihr Schikſal noch einmal; Sie wurde nebst ihrem Herrn und seinem ganzen Hausgesinde, von einem Haufen Aroveaner, welches Todfeinde der Spanier sind, gefangen genommen, und nebst ihren Gefährten, welche sie niemals wieder sah, zur Sclavin gemacht. Sie fiel dem Haupte des Trupps zu Theile, welcher sie, mit denen unter diesen Wilden üblichen Gebräuchen, zur Frau nahm. Sie lebte zwey Jahre mit ihm, und wurde ihn zu verlassen durch einen Zufall gezwungen, der demjenigen, welcher sie ihm in die Hände geliefert hatte, ähnlich war. Sie und ihr Mann wurden von einem Haufen südlicher Indianer gefangen. Der Mann starb unter den Martern, und ihr that man eben den Vorschlag, welchen ihr ihr erster Herr gethan hatte. Sie verwarf solchen, und man verlies sie als eine unnützliche, und den Indianern auf ihrer Reise verhinderliche Person. Einen ganzen Monath über blieb sie ohne Beystand

stand allein, irrete ohne Hoffnung und Wegweiser durch die Sandwüsten, und ernährte sich mit Wurzeln, welche die Natur herfürbrachte, und sie zuweilen auf ihrem Wege fand. Endlich traf sie einen Haufen Patagonen zu Pferde an, welche ihr zu Hülfe kamen. Sie bezeugten sich sehr zärtlich und mitleidend gegen sie, sie kleideten sie, und unterhielten sie auf die grosmüthigste Art. Magdalene sagte dem Vater Torrubia, sie seyen zehn bis zwölf Fuß hoch. Die ganze Nation, oder wenigstens diejenige, welche sie davon sahe, belief sich nicht über sieben hundert Personen. Sie reiten gewöhnlicher Weise, aber wenn sie ihre natürliche Stärke und Geschwindigkeit zeigen wollen, so laufen sie mit solcher Leichtigkeit, daß ihnen das flüchtigste Pferd nicht beykomt, wenn es auch ohne Reuter ist. Ihre Pferde dienen ihnen nicht allein zum Reuten; Sie schlachten solche auch und essen davon, wenn sie keinen andren Vorrath bey der Hand haben. Doch geschiehet es sehr selten, daß ihnen Lebensmittel fehlen. Fast nichts kann ihrer Stärke und Geschwindigkeit entgehen; Sie holen die wilden Thiere in völligem Laufe ein. Alles ist unter ihnen gemein, sie scheinen gar keinen Begrif von einem Eigenthum zu haben: Sie nehmen nach ihrem Wohlgefallen Weiber, und verlassen sie auf eben solche Art wieder. Sie betrachteten Magdalenen nur als einen ihrer Neugierde würdigen Gegenstand,

und nicht als ein Geschöpfe, das ihnen einigen Nutzen schaffen könnte. Sie sind leutseelig, aufrichtig und zärtlich gegen einander. So lange Magdalene sich unter ihnen aufhielt, sahe sie nicht ein einziges mal, daß sie einen Streit hatten. Sie trinken nichts als Wasser, welches um so viel mehr zu verwundern ist, weil die benachbarte Indianer sich alle Tage in einem Getränke, welches sie Chica nennen, berauschen. Sie tragen Sommer und Winter über einerley Kleider. In der ersten Jahrszeit, drehen sie die rauhe Seite der Felle, welche ihnen zu Kleidern dienen, heraus, und im Winter tragen sie die Haare innerhalb. Zuweilen werden sie von ihren Nachbarn zum Kriege genöthiget, und alsdenn geben sie kein Quartier. Sie haben Könige, Heerführer, Räthe, wie die übrige Indianische Nationen unter sich, aber es ist merkwürdig, daß ihr König nicht mehr als eine Frau haben darf. Wenn von ohngefähr ein Kind gebohren wird, das kleiner von Gestalt ist, oder ein andres natürliches Gebrechen an sich hat, so verkaufen sie es an eine benachbarte Nation, von der gewöhnlichen Länge, wo es zum Sclaven dienen mus.„

Magdalene blieb sechs Jahre lang bey diesem leutseeligen Volke, und dachte nicht mehr daran, ihr Vaterland wieder zu sehen. Als sie sich eines Tages an dem Ufer des Meeres, zwischen der Magellanischen Straße und Panama befand, so wurde sie von einer spanischen

Barke

Barke eingenommen, und kam in ihr Vaterland zurücke. Sie war ohngefähr vierzig Jahre alt, und noch sehr schön, als sie der Vater Torubia sahe.

Alle diese Zeugnisse zusammen genommen, scheinen einen um so viel stärkern Beweis auszumachen, da man ihnen nichts als verneinende Nachrichten entgegen setzen kann. Inzwischen haben doch alle Gelehrte und Weltweisen, dieser Menge von Zeugnissen, beständig widerstrebet; Sie haben so gar die ersten Berichte von der Unternehmung des Herrn Byrons, ohngeachtet des Ansehens, eines Philosophen und eines sehr vernünftigen Mannes, welcher die Wahrheit davon bezeugte, in Zweifel gezogen. Endlich aber werden alle Zweifel zerstreuet werden. Die Richtigkeit der Reisebeschreibung, welche wir hier liefern, kann nicht mehr bestritten werden. Sie ist durch einen Officier auf dem Schiffe des Herrn Byron selbst verfertiget worden.

Der Englische Herausgeber dieser Reise hat in einer Anmerkung, welche wir gleich übersezt liefern wollen, die Erzählung anderer wirklicher Augenzeugen in Ansehung der Patagonischen Riesen angeführet, welche den Bericht, welchen unser Verfasser ertheilet, bekräftigen. Seine Liebe zur Wahrheit, sagt der Herausgeber, hat dieser Beyhülfe bey denenjenigen nicht nöthig, welche ihn kennen. Da gewisse Ursachen ihn verhindert haben, seinen

Na-

Namen seinem Werke vorzusetzen, so hat man es für gut befunden, dem Publiko allen möglichen Unterricht, welchen man in Ansehung dieses ausserordentlichen Volks aufzutreiben fähig war, zu ertheilen.

Ein Officier welcher sich auf einem der Schiffe, welche der Kommodore Byron befehligte, befand, und an der Patagonischen Küste zu gleicher Zeit mit unsrem Schriftsteller an Land gieng, hat uns folgenden Bericht mitgetheilet.

"Als der Delphin zehn oder zwölf Stunden weit in die Magellanische Straße hinein war, sahe man von dem Verdeck des Schiffes dreyssig oder vierzig Indianer von ausserordentlicher Länge. Sie befanden sich am Strande, und machten gegen unsre Leute allerley freundschaftliche Zeichen, um uns einzuladen an das Land zu kommen. Diejenige von unsren Leuten, welche sich auf den Masten befanden, entdekten mit Hülfe der Ferngläser, eine weit grössere Anzahl dieser Indianer, welche ohngefehr eine Meile weiter in das Land hineinstanden, und von entsetzlicher Größe zu seyn schienen. Anfangs schrieb man diese anscheinende Größe denen Nebeln zu, mit welchen die Luft erfüllet war. Kurz darauf wurden wir von einer Stille überfallen, und der Herr Byron urtheilte, daß er keine Zeit zu verlieren hätte, an Land zu gehen, wenn er diese Indianer von nahem betrachten, und dasjenige, was sich besonderes in ihrer Gestalt und in ihren Manierē

fän-

fände, betrachten wollte. Er ließ also ein Boot von sechs Rudern vor sich und seine Officiers aussetzen, und lies noch ein andres von zwölf Rudern bewafnen, um ihm im Falle, daß er von den Wilden sollte überfallen werden, oder solche Gewalt gegen ihn gebrauchen wollten, zu Hülfe zu kommen. Diese Sorgfalt war nicht unnöthig, obgleich die Indianer, welche wir sahen, keine beleidigende Waffen führten.„

"Als der Kommodore mit seinem Lieutenant am Lande war, gab er den Indianern, welche in Menge um ihn herum kamen, ein Zeichen sich zu entfernen, welches sie so gleich thaten. Als sie dreyßig oder vierzig Ruthen vom Strande entfernet waren, näherten sich ihnen der Herr Byron und sein Lieutenant, bis auf ohngefehr zwanzig Ruthen. Ihr Haufe vermehrete sich alle Augenblicke, und in kurzer Zeit waren sie ungefehr 500 Menschen, Mäñer, Weiber und Kinder stark. Man gab sich von beeden Theilen viele Freundschafts-Zeichen; Die Indianer bezeigten ihr Vergnügen, indem sie Lieder nach ganz widerwärtigen Tönen sangen, und dabey in die Hände schlugen. Der Kommodore, welcher sich mitten unter sie begeben hatte, liesse sie niedersetzen, und theilte allerley Geschenke unter die Weiber und Kinder aus, welche aus Bändern, Halsbändern von Glas, und andren Kleinigkeiten, bestunden. Sie schienen solche mit vielem Vergnügen anzunehmen. Die Weiber mochten ungefehr achtehalb bis acht

Fus

Fus hoch seyn, die Männer aber hatten grösten-theils neun Fus, und einige von ihnen waren noch viel höher. Der Kommodore, welcher selbst sechs Fus hoch ist, konnte kaum, wenn er auf den Zähen stande, einem solchen Indianer mit der Hand auf den Kopf langen, und doch war solcher noch lange nicht der gröste unter dem Haufen. Die Männer sind wohlgemacht, von breiten Schultern, und haben eine erstaunliche Stärke. Beede Geschlechter haben eine kupferfarbene Haut, tragen lange schwarze Haare, und waren mit Thierfellen bekleidet, welche mit einem Leder an ihrem Halse vest gemacht waren. Die Kleider der Männer waren weit und offen, der Weiber ihre aber waren mit einer Art von einem Gürtel zusammengezogen. Viele von ihnen, sowohl Männer als Weiber, sassen auf Pferden, welche fünfzehn und eine halbe Spanne hoch seyn mochten. Sie hatten einige Hunde bey sich, welche eine spitzige Schnauze wie die Füchse hatten, und so gros als ein Vorstehhund von mittlerer Größe waren.„

"Diese ehrliche Wilden luden den Kommodore und seine ganze Begleitung in ihre Wohnungen ein. Sie zeigten ihnen den Rauch, welcher in einiger Entfernung aufstiege, und wiesen mit der Hand auf den Mund, zum Zeichen daß sie ihnen zu essen geben wollten; Allein sie schlugen diese Einladung ab. Nachdem also zwey Stunden verstrichen waren, in denen man

sich

sich einander durch Zeichen zu verstehen gab; so schiede man endlich unter wechselsweisen Freundschafts-Versicherungen von einander.

Der Boden in dieser ganzen Gegend ist sandigt. Er ist aber von vielen kleinen Hügeln bedecket, welche mit einem kurzen und dikken Grase, und Sträuchern bedekt sind, wo man nicht ein einziges, nur so dickes Holz findet, daß man einen Stiel davon an eine Axt machen könnte.„

Ein andrer Officier, welcher sich auf einem von den zweyen Schiffen befand, ertheilte dem Herausgeber einen andern Bericht, welcher bis auf einige geringe Umstände mit demjenigen, was man bisher gelesen hat, übereinstimte. Er sagte: Als sich der Delphin zehn bis zwölf Stunden weit in der Straße befunden hätte, habe man durch Ferngläser auf der Küste von Patagonien Leute von verwunderſamer Leibesgestalt wahrgenomen, der ẽ anscheinende Größe man aber anfangs dem dicken Nebel zuschrieb. Als man sich aber dem Lande näherte, schienen diese Leute noch viel größer, und machten denen Matrosen allerley freundschaftliche Zeichen, um sie zu bewegen zu ihnen zu kommen. Als das Schiff seinen Lauf fortsezte, eine bequeme Stelle zum Anländen zu suchen, stiessen diese Indianer ein klägliches Geschrey aus, gleichsam aus Furcht, das Schiff möchte sich entfernen, und unsre Leute nicht an das Land kommen. Er sagte auch, es seyen dieser Indianer ohngefehr vier hun-

hundert an der Zahl gewesen, wovon zum wenigsten der dritte Theil auf Pferden gesessen seyen, welche nicht grösser als die unsrige waren. Die Reuter, welche keine Steigbügel hatten, hielten ihre Kniee bis an die Mähne des Pferdes empor. Es waren unter ihrem Haufen viele Weiber und Kinder, welche leztere einige von den Engländern auf die Arme nahmen, sie küsseten und ihnen liebkoseten, worüber die Wilden sehr vergnügt zu seyn schienen. Eben dieser Officier erzählte, daß einige dieser Wilden seine Hand in die ihrige geleget, und ihm einen ganz gelinden Handstreich gegeben hätten. Viele seyen zehn Fus hoch, hätten eine regelmäßige Bildung und einen wohlgemachten Körper. Er fügte hinzu, sie hätten vornehmlich den Lieutenant Cummius mit Vergnügen betrachtet, weil er sechs Fus zehn Zolle lang war. Einige von diesen Wilden schlugen ihm mit der Hand auf die Schulter, und ob dieses gleich nur ihn liebzukosen geschahe, so fielen doch ihre Hände mit solcher Schwere auf ihn, daß sein ganzer Leib davon erschüttert wurde.

Endlich hat noch ein andrer Officier von diesem Geschwader, der Königlichen Gesellschaft eine andre Erzählung mitgetheilet, welche diese gelehrte Gesellschaft sich in ihren Abhandlungen bekannt zu machen, vorbehält. Dieser Bericht bekräftiget die bereits von uns angeführte; Man findet noch weiter darinne, daß diese Indianer sehr verständig schienen, daß sie die Zeichen, welche ihnen unsre Leute gaben, leicht begriffen hätten, und in allen Stücken ein sanftmüthiges und gelindes Gemüthe zeigten.

John Byrons
Reise um die Welt.

Man hat eine so ausserordentliche Sorgfalt, und eine so besondere Vorsicht bey den Zurüstungen zu dieser Reise angewendet; und sie hat die Aufmerksamkeit von ganz Europa so sehr auf sich gezogen; daß ich es vor billig halte, einiger besondern Umstände, welche vor unsrer Abreise vorfielen, Meldung zu thun.

Nachdem die Arbeiter, welche zu dem Delphin gehörten, den 18 April 1764. den Befehl erhalten hatten, ihn in den Stand zu setzen, daß man eine Reise nach Ost-Indien damit unternehmen könnte, so wurde der Kiel des Schiffes mit Kupfer gefüttert. Eben dieses geschahe auch mit den Brettern und Riegeln, in welchen das Steuerruder bevestiget wird: Es war der erste Versuch von dieser Art, welchen man noch jemals mit einem Schiffe unternommen hatte.

Der Delphin wurde endlich, als alles fertig war, den 14. May vom Stapel gelassen. Man arbeitete mit dem grösten Fleisse die Masten aufzurichten, und das Schiff zu bemannen. Den 14. Junius lichteten wir die Anker, bey einer sehr schwachen Kühlung, und den 16. langten wir in den Dünen an, wo wir liegen blieben.

Während der Zeit daß wir hier stille lagen, schikten wir einen Steuermann an das Land, und erhielten von Deal eine sehr große Barque mit zwölf Rudern, welche uns frisches Ochsenfleisch und Zugemüse vor unser Schiff lieferte.

Den Tag darauf kam der Kapitän, John Byron an Bord, und bald darauf zogen wir den Anker auf, und giengen unter Seegel. In der Nacht vom 21. hatten wir einen heftigen Wind, welches man in dieser Jahres Zeit als etwas ausserordentliches ansehen konnte.

Den 22. um 8 Uhr Morgens warfen wir auf der Rheede von Plymouth Anker. Wir fanden daselbst die Fregatte den Tamer, welche uns auf der Reise begleiten sollte.

Indem wir uns zu Plymouth aufhielten, erhielten unsre Leute zwey Monate Sold voraus, um sich das benöthigte zu einer so langen Reise anzuschaffen. Dies ist eine besondere Freyheit, welche allen königlichen Schiffen zugestanden worden ist, die eine Reise nach weit entfernten Ländern unternehmen. In solchen Gelegenheiten haben die Einwohner der Küste die Erlaubnis, an

Bord

Bord zu kommen, und den Seefahrern alle nöthige Dinge, insonderheit Hemder, Strümpfe und andere Kleidungsstücke, zu verkaufen.

Nach vier Tagen gab man durch einen Kanonschuß das Zeichen, unter Seegel zu gehen; und nach dem zweyten, entfernten wir uns von Plymouth, in Begleitung des Tamers. Gleich nach unserer Abreise ließ der Herr Byron, die große Flagge am Bord des Delphins wehen, weil er zum Ober-Befehlshaber aller königlichen Schiffe in Ost-Indien ernennet worden war.

Es begegnete uns auf unserer Fahrt bis nach Madera nichts besonders. Wir sahen diese Insel den 14. Julius. Sie gehört den Portugiesen, und ist wegen ihrer gesunden Luft berühmt. Sie liegt unter dem 32. Grad Norder Breite, und erstrekt sich von 18 Grad 30 Minuten, bis unter den 19 Grad 30 Minuten der Länge, nach dem Meridian von London.

Wir warfen noch denselbigen Tag in der Bay von Fonchal Anker. Sie hat diesen Namen von einer sehr guten Art von Fenchel erhalten, welcher häufig an dem Ufer wächst. Diese Bay ist auf der mittäglichen Seite der Insel, wo man auch eine Stadt findet, welche gleichen Namen führet. Diese liegt in einer kleinen Ebne, durch welche drey Flüsse in das Meer laufen, welche in einiger Entfernung eine unfruchtbare Insel machen, auf welche man ein Schloß gebauet hat. Die Stadt wird auch durch eine sehr hohe Mauer, und durch eine Batterie mit Kanonen beschützet.

Die Insel Madera hat ohngefehr zwölf Stunden in die Länge, zwey in die Breite, und vierzig im Umkreise. Sie bestehet aus einem sehr hohen Berg, welcher sich von Osten nach Westen erstrecket, und an dessen abhängiger Seite gegen Süden, man hin und wieder Weinberge angeleget hat. Mitten auf diesem Hügel sind die Landhäuser der Einwohner, welche einen sehr angenehmen Anblick verursachen.

Die Luft ist so gemässigt, daß man daselbst fast niemals weder eine ausserordentliche Hitze, noch einen strengen Frost verspüret. Es herrschet ein beständiger Frühling, und die Früchte und Blumen wachsen das ganze Jahr durch.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist so gros, daß diese Insel allein mehr Frucht herfür bringt, als alle benachbarte Inseln, wenn sie auch zweymal gröser sind als diese.

Das Gras wächset so hoch, daß man es wegbrennen muß; und wann man Zuckerrohr in die Asche desselben pflanzet, so kan man nach sechs Monaten bereits eine reichliche Zucker Erndte haben.

Man findet in dieser Insel eine Menge schöner Cedern, und fast alle Arten der besten Früchte: als, alle Gattungen von Pomeranzen, Limonien von einer ausserordentlichen Gröse, Bananas, Citronen, Abricosen, Pfersige, Feigen, Pflaumen, Nüsse und Trauben, deren Beere so gros sind als unsere gemeine Pflaumen. Diese sind insonderheit wegen des ihnen eigenen angeneh-

nehmen Geruches merkwürdig. Allein durchgehends sind alle schöne Früchte dieser Insel zu süs, und man kan nicht viel davon essen.

Die Einwohner sind gesitteter, als die in den Kanarischen Inseln: eine kleine Anzahl englischer Kaufleute wohnet daselbst. Die natürliche Einwohner verfertigen die besten Confitüren, und wissen insonderheit Pomeranzen und Citronen auf eine vortreffliche Art einzumachen. Der Zucker, welchen man daselbst machet, ist nicht allein sehr schön, sondern hat auch einen Violen Geruch, und der Wein, welcher daselbst wächset, kan besser, als ein anderer in der Welt leiden, daß man ihn weit, insonderheit in heissen Ländern verführet. Daher wird auch eine große Menge desselben, zum Gebrauch der Schiffe, und nach Amerika verkauft.

Es giebt einige Klöster in der Insel, welche wie die Landhäuser der Einwohner, auf der abhängigen Seite des Hügels gebauet sind, und wegen ihres Alterthums und ihrer Bauart ein ehrwürdiges Ansehen haben. Die Nonnen, welche solche bewohnen, und unter welchen es sehr schöne Mädchen giebt, haben die Freyheit zu gewissen Stunden Fremde zu sehen, und mit ihnen durch ein doppeltes Gitter zu reden. Ihre vornehmste Beschäftigung bestehet darinne, daß sie alle Gattungen künstlicher Blumen, kleine Körbe, und andere Kleinigkeiten von solcher Art verfertigen, welche sie denen Fremden verkaufen, und das dafür erhaltene Geld, wird zu den Bedürfnissen der Gesellschaft angewendet.

Ohngeachtet der ausnehmenden Fruchtbarkeit dieser Insel, sind alle Lebensmittel daselbst sehr theuer. Die vornehmste Nahrung der Einwohner bestehet in Yams. Diß ist eine Wurzel beynahe wie unsre Erdäpfel, aber ein wenig dicker.

Man findet Schweine und Hüner, aber es hält schwer, welche zu bekommen, wenn man sie nicht gegen alte Kleider eintauscht. Diese, sie mögen von einem Zeuge, und beschaffen seyn, wie sie wollen, werden durch die ärmste Einwohner des Landes sehr gesucht.

Bey unsrer Ankunft zu Madera fanden wir das königliche Schiff den Ferrit, welches daselbst vor Anker lag, und unsren Kommodore begrüßte, als Er seine Flagge aufsteckte. Die Vestung dankte uns ebenfalls für unsern Grus, als wir in die Bay einliefen. Während unsres Aufenthalts, versahen wir uns mit frischem Fleisch, welches sehr mittelmässig war. Die junge Ochsen, sind entweder wegen ihrer natürlichen Beschaffenheit, oder aus Mangel frischen Futters, mager und klein.

Nachdem wir frisches Wasser und einige Fässer voll Wein eingenommen, und uns mit andern Nothwendigkeiten versehen hatten, nahmen wir Abschied von dem Gouverneur, indem wir den 20. eilf Kanonen abfeuerten, wofür er uns mit einer gleichen Anzahl dankte. Um drey Uhr Nachmittags nahmen wir den Anker ein, und giengen unter Seegel, in Begleitung der drey königlichen Schiffe, der Krone, des Ferrit, und des

Ta-

Tamer. Man muß hier bemerken, daß die Schiffe, wenn sie von dieser Insel abseegeln, allezeit eine gewisse Art von einer Stille haben, bis sie vier oder fünf Stunden weit unter dem Wind sind, alsdenn sind sie versichert einen guten beständigen Wind zu haben. Wir richteten unsern Lauf nach der Insel St. Jago, und auf dieser Fahrt begegnete uns nichts merkwürdiges. Wir schieden uns von der Krone und dem Ferrit, nicht weit von Madera, und den 22. begegneten wir dem Liverpool, einem königlichen Schiffe, welches aus Indien zurück kam, und mit welchem wir Briefe nach England schikten.

Den 30. um zwey Uhr Nachmittag, sahen wir St. Jago, welches auf dem 14° 50′ Norderbreite, und 22° 56′ der Länge lieget (der Verfasser rechnet allezeit nach der Mittags-Höhe von London.) Gegen drey Uhr warfen wir Anker ohngefehr eine Meile vom Ufer, in einer Bay welche Porto Prayo hies. Wir begrüsseten bey unsrer Ankunft eine kleine Schanze, welche den Portugiesen gehöret, und sie dankten uns.

Diese Insel, eine der grösten und fruchtbarsten, von denen Kap-Verdischen, hat eine dreyeckigte Gestalt, und fünfzig bis sechzig Stunden im Umkreis. Ob sie wol mit Felsen und Bergen bedecket ist, so sind doch die Thäler sehr fruchtbar. Es wächset daselbst nicht allein türkisch Korn in großer Menge, sondern es giebt auch Pomeranzen, Citronen, Ananas, Bananas, Tamarinden, Cocos, Plantain, wohlriechende und Wasser-

Melonen, Trauben, Zuckerrohr, u. s. w. Es wachsen auch einige Cedern daselbst, und man sammelt viel Baumwolle ein. Wir fanden Pferde, Esel, Maulesel, Kühe, Schweine, Gemsen, und Affen; Allerley Arten von grossem und kleinem Geflügel, und eine erstaunliche Menge von Seefischen.

Ribeira-Grande ist die Hauptstadt. Daselbst wohnen der Gouverneur, der Oviodor, und der Bischof. Diese Stadt hat eine Domkirche und ein Kloster, welche beede eine sehr angenehme Lage haben.

Sonsten sind noch vier Städte auf dieser Insel, **Praya**, **St. Domingo**, **St. Domingo Abacace**, und **St. Jago**.

Der gröste Theil der Einwohner, und so gar der Geistlichen, sind Schwarze, deren daselbst eine sehr grosse Anzahl ist: denn man rechnet drey Weisse gegen vierzig Schwarze, und diese haben kaum Kleider genug, um einen Theil ihres Leibes zu bedecken. Man siehet nur wenige Soldaten in der Insel, welche elend aussehen.

So bald man ein Schiff ankommen siehet, laufen die Einwohner aus allen Ecken der Insel mit Lebensmitteln herbey, um solche gegen alte Kleider zu vertauschen, woraus sie sehr viel machen, so daß man gegen einer Kleinigkeit von dieser Gattung sich einen ansehnlichen Vorrath von Indianischen Hahnen, Gänsen, und andern Lebensmitteln anschaffen kan. Die Kleider, insonderheit schwarze, sind hier ein Gegenstand der Eitelkeit und der

Ehr-

Ehrbegierde, welche um so viel lächerlicher sind, da man ihrer bey der Hitze des Luftstriches sehr wenig nöthig hat.

So elend auch das äusserliche Ansehen der Einwohner dieser Insel ist, so leben sie doch im Ueberflusse. Die Fruchtbarkeit des Bodens, verschaft ihnen nicht allein die Nothwendigkeiten des Lebens, sondern auch noch dasjenige, was man in andern Ländern, als Mittel zur Verschwendung ansiehet.

Nachdem wir uns mit Wasser, frischem Fleisch, und Früchten versehen hatten, seegelten wir in Gesellschaft des Tamer wieder von St. Jago ab. Es begegnete uns nichts merkwürdiges bis den 11 September, da wir die Küsten von Brasilien sahen. Wir waren damals unter dem 23° der Breite, und dem 42° 20′ der Länge. Des folgenden Tages liefen wir in den Hafen zu Rio Janeiro ein und legten uns vor Anker, indem wir die Vestung Santa Croce Südost zu Süden von uns hatten. Den 14. nahmen wir einen Lootsmann, und näherten uns zwischen der Schlangen-Insel und dem vesten Lande bis auf eine Viertel Meile dem Ufer. Wir grüsseten die Vestungen mit eilf Kanon-Schüssen, wofür man uns augenblicklich dankte. Unsre erste Sorge war, Erfrischungen für unsre Leute an Bord bringen zu lassen, welche deren sehr nöthig hatten, denn der Schaarbok zeigte sich bereits bey einigen.

Den 19. gieng der Kommodore an das Land, um den Vice-König zu besuchen. Beym Aussteigen wurde

er von vielen Edelleuten bewillkommt, welche ihn in den Pallast begleiteten, da man unterdessen eilf Kanonen von der Batterie auf der Insel lösete.

Den nehmlichen Tag Mittags, lief der Kent, ein Ost-Indisches Kompagnie-Schiff in die Bay ein. An dessen Bord befand sich der Lord Clive. Er grüßte uns mit eilf Kanon-Schüssen, und wir dankten ihm mit eben so vielen.

Den 7 October besuchte der Vice-König den Kommodore am Bord des Schiffs, und wir begrüsseten ihn bey seiner Ankunft mit fünfzehen Schüssen, welche uns von der Artillerie in der Citadelle erwiedert wurden. Um den Vice-König mit den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen zu empfangen, mußte die ganze Equipage auf das Verdeck tretten. Sie standen aufrecht, so, daß einer des andern Arm berührte, und blieben in dieser Stellung, so lange als der Vice-König gegenwärtig war.

Milord Clive besuchte den Kommodore den 9. und sowol bey seiner Ankunft, als bey seinem Abschied wurde er auf gleiche Art begrüsset, wofür der Kent jedesmal dankte. An eben diesem Tage kam ein Portugiesischer Steuermann an Bord, um uns den Weg zu weisen, und um sechs Uhr lichteten wir den Anker und giengen unter Seegel. Der Wind war aber zu schwach, und wir mußten noch einmal Anker werfen, und bis den andern Morgen warten. Während dieser Zeit hatten wir Gelegenheit, einige Beobachtungen über den Hafen anzustellen. Es kam uns vor, als wenn er groß genug

wäre,

wäre, hundert Schiffe zu fassen, und solche genug Platz hätten, in aller Sicherheit daselbst zu ankern.

Die Stadt Rio Janeiro liegt unter dem 23° 11′ der Breite und 43° 9′ der Länge. Ihre Lage und ihr Aussehen sind sehr angenehm, insonderheit wegen der Menge von Bäumen, wovon sie umgeben ist, und welche das ganze Jahr grün bleiben. Die Stadt liegt sehr vortheilhaft, hinter der Schlangen-Insel, welche nur fünfhundert Ruthen davon entfernt ist. Man hat verschiedene Bevestigungswerke auf dieser Insel aufgeführet, welche im Stande sind, alle feindliche Anfälle auf die Stadt abzuwenden. Ueber dieses liegen an dem Eingange des Hafens noch verschiedene andere Inseln, welche mit Batterien versehen sind.

Diese Vestungswerke kommen den Portugiesen so fürchterlich vor, daß ihre Eitelkeit sie zu glauben veranlasset, die Schiffsmacht von ganz Europa, würde nicht im Stande seyn, sie von diesem Orte zu vertreiben. Allein, wir können mit zuversichtlichem Vertrauen behaupten, daß sechse von unsern Schiffen von der Linie, im Stande wären, in wenig Stunden alle ihre Batterien zu Grunde zu richten.

Zu Rio Janeiro ist ein grosser und bequemer Zimmerplatz, wo die Portugiesen ein Kriegs-Schiff von vier und sechzig Kanonen zu bauen angefangen hatten, mit welchem sie in Zeit von einem Jahre fertig zu werden gedachten. Ihre Bauart war ein wenig ungewöhnlich, und ihre Art zu arbeiten sehr langsam, wenn man die

Werk-

Werkzeuge betrachtete, deren sie sich bedienten. Allein was uns am meisten verwunderte, war daß der Kiel aus einem einzigen Cedern Baum verfertiget war. Man sahe eine Menge mit Ketten an einander geschlossene Sclaven, welche das Holz von einer Seite des Zimmerplatzes zur andern tragen mußten.

Vom 15 September an, bis auf den 18 October, waren unsre Leute beschäftiget Wasser und Holz einzunehmen, und das Schiff zu kalfatern. Wir nahmen sechs Portugiesen an, um unserem Zimmermann zu helfen, und bezahlten jedem einen Schilling des Tages. Ob es gleich gewiß ist, daß ein Englischer Arbeiter in einem Tag mehr arbeitet, als ein Portugiese in dreyen, so ist es doch auch gewiß, daß sie ihre Arbeit, ihrer Langsamkeit und Faulheit ohngeachtet, mit vieler Sorgfalt verfertigen, sonst könnte man nicht so viele von ihren Schiffen sehen, welche in dem verdorbensten Zustande noch so weite Reisen machen.

Die Luft zu Rio Janeiro wird durch die beständige Abwechslung der Land- und See-Winde sehr erfrischt. Die erste wehen vom Morgen an, bis ohngefehr um ein Uhr Nachmittag: Darauf beginnet der See-Wind, und trägt nicht wenig bey, um diesen Hafen gesund und angenehm zu machen. Man ist so überzeugt davon, daß dieser Wind gesund seye, daß ihn die Schwarze den Doktor nennen. Man sagte uns, in den Thälern wo dieser Wind nicht hindringen könne, seye die Luft so dünne, daß die Vögel kaum im Stande seyen, daselbst zu

fliegen.

fliegen. Die reiche Einwohner überhaupt, gebrauchen sich der Vorsicht, ihre Thüren und Fenster von zehen Uhr Vormittags, bis zwey Uhr Nachmittags verschlossen zu halten. Alsdenn fangen sie erst an, ihren Geschäften nachzugehen, ohne mehr von der Hitze geplagt zu werden' welche alsdenn durch den Seewind gemäßiget wird.

Das Erdreich in Brasilien ist überhaupt fruchtbar. Es bringt eine Menge sehr hoher Bäume hervor, welche man auf vielerley Art gebrauchen kan. Die meisten derselben sind in Europa nicht bekannt. In den Wäldern wachsen die schönsten Früchte, von welchen man aber viele Gattungen, nicht allein in Europa, sondern vielleicht auch in dem grösten Theile von Amerika nicht kennet. Die Pomeranzen, Limonien, und viele andere Arten von Früchten, welche in den heissen Ländern wachsen, sind daselbst so gemein, als die Nüsse in England. Das Zuckerrohr wächset häufig, und man verführet eine grosse Menge vortreflichen Zucker, Indigo und Baumwolle nach Europa. Die Diamanten dieses Landes sind berühmt; und man findet auch viel Gold. Die Sclaven werden darzu gebraucht, solches in den vom Regen entstehenden Bächen, und auf dem Grunde der Flüsse zu suchen.

Was die Thiere in Brasilien betrifft, so behauptet man, die Pferde, die Esel, die Kühe, Schaafe, Schweine und Katzen seyen aus Europa dahin gebracht worden. Die dem Lande eigene Thiere aber, sind verschiedene Gattungen von Affen, Peruanische Schaafe, Ziegen, Haasen,

sen, Kaninchen, der Tatou, fliegende Einhörnchen, der Guano, Opossum, und das faule Thier.

Es giebt auch allerley Arten von Papegaien, und andern wegen der Schönheit ihrer Federn merkwürdigen Vögeln: Gänse, Enten, und wilde Tauben; Rebhüner, Krähen, und anderes gemeines Geflügel. Das Land ist nicht weniger, wegen der Menge, Verschiedenheit und unglaublichen Größe der Schlangen und anderer giftiger kriechenden Thiere, welche sich daselbst aufhalten, bekannt.

Ich komme wieder auf Rio Janeiro zurück. Der Vice-König besitzet daselbst eine so unumschränkte Gewalt, als der König in Portugall selbst. Die Einwohner haben viele schwarze Sclaven. Man verkauft sie öffentlich auf den Marktplätzen, wo man diese unglükliche Schlachtopfer zwey und zwey, auch wol mehrere zusammen gefesselt, zur Schau aufstellet, um an den meistbietenden überlassen zu werden.

Die Portugiesische Weiber, welche man daselbst suchet, haben überhaupt eine Oliven-Farbe, und unangenehme Gesichtszüge. Die von einem höhern Range siehet man fast niemals, weil sie nur des Abends ausgehen dürfen. Die Portugiesen sind von Natur so eifersüchtig, daß ein Fremder nicht einmal ihre Weiber ansehen darf, ohne sich der Rachgier auszusetzen, welche so allgemein unter ihnen herrschet. Auch die Weiber sind gezwungen, sehr vorsichtig und aufmerksam auf alle ihre Handlungen zu seyn. Man verheurathet sich selten

auf

auf eine ordentliche Weise. Ein Mann und eine Frau, gefallen einander, leben miteinander, verlassen einander wieder, wenn sie überdrüssig werden, und suchen ihr Glück weiter. Sobald es anfängt Abend zu werden, verlassen die Portugiesische Einwohner von Rio Janeiro ihre Häuser, und begeben sich an die öffentlichen liederlichen Oerter, wo sie sich den grösten Ausschweifungen überlassen.

Die Stadt liegt nahe bey verschiedenen hohen Bergen, von welchen durch eine große Wasserleitung, welche gegen Süden liegt, die ganze Stadt mit Wasser versehen wird. Diese Wasserleitung welche durch ein tiefes Thal gehet, bestehet aus mehr als fünfzig Bogen, welche in zwey Reihen eingetheilt sind, und einer an den andern stossen. An einigen Orten ist die Wasserleitung fünfzig Toisen von dem Boden des Thals, erhöhet. Durch dieses Mittel wird das Wasser in zwey Brunnen geleitet, wo es die Einwohner holen. Diese zwey Brunnen stehen vor dem Pallaste des Vice-Königs, welcher ein sehr schönes steinernes Gebäude ist, und das einige in der ganzen Stadt, welches Fenster hat, denn die andern sind nur mit eisernen Gittern versehen. An dem einen Ende des Pallastes, siehet man das Gefängnis vor die Missethäter, welches durch seine Lage, und viele eiserne Thüren, einen heslichen Anblick verursachet, und die Schönheit des Gebäudes, an welches es anstößt, ganz verderbet.

Die

Die Kirchen und Klöster sind prächtig; alles rühret daselbst die Einbildungs-Kraft derer welche sie betrachten. Beständig brennen Wachskerzen darinnen, und eine große Menge Mönche von verschiedenen Orden, lösen einander in Verrichtung des Gottesdienstes ab.

Fast an allen Ecken der Straßen, findet man Bilder Blenden, darinn ein Krucifix oder das Bild eines Heiligen stehet, welcher ein Kleid von seidenem oder anderem Zeuge anhat.

Man kan von dem Hafen aus die Domkirche und das Jesuiter-Collegium sehen, welches die schönste Gebäude in der Stadt sind, und in einer gewissen Weite sich dem Auge sehr angenehm vorstellen.

Die Häuser in der Stadt sind drey bis vier Stokwerke hoch, und meistens von Steinen gebauet: Sie sind alle mit grossen Balcons von aussen gezieret, aber von innen sehr schlecht meubliret.

Durch die Stadt gehet ein Kanal, welcher den Unrath von den Gassen wegnimmt, und die Luft von den unangenehmen Ausdünstungen befreyet, durch welche sie sonst angestekt würde.

Man treibt zu Rio Janeiro einen ansehnlichen Handel, und es wohnen sehr viele Kaufleute in der Stadt. Zum wenigsten kommen jährlich vierzig bis fünfzig Schiffe, sowol von Lissabon, als aus andern Gegenden von Brasilien daselbst an, ohne die Schiffe zu rechnen welche nach der Afrikanischen Küste seegeln, und die kleinen Fahrzeuge, welche nach den benachbarten Häfen

gehen.

gehen. Die Europäische Schiffe bringen Leder, Leinwand und Tücher, groben und feinen Boy, Sergen, Hüte, Strümpfe, Faden, Zwieback, Eisen, allerley Kleinigkeiten, Zinn, Küchengeräthe u. s. w. Sie nehmen dafür Zucker, Tobak, rohe Häute, Farbeholz, Fischthran u. s. f. Die Einwohner sind sehr reich, und lieben die Bequemlichkeit so sehr, daß die vornehmste Hausbedienten sich wieder eigene schwarze Sclaven anschaffen, welche die gröbste Arbeit vor sie verrichten müssen.

Was die Lebensmittel anbelangt, so ist das Rindfleisch sehr mittelmäßig, weil man um der grossen Hitze willen genöthiget ist, es gleich zu essen, wenn das Thier kaum geschlachtet ist. Die Art, wie sie die Ochsen schlachten, ist besonder. Man treibt eine gewiße Zahl davon an einen verschlossenen Ort, wo man demjenigen welchen man zur Schlachtbank bestimmet, einen Strick um den Hals wirft. Alsdann führt man ihn von den andern weg. Ein schwarzer Schlachter gehet hinter ihm her, und schneidet ihm die Sehnen an den hinter Füssen entzwey. Wenn das Thier gefallen ist, so lauft der Schwarze herfür, und stösset ihm ein Messer, gerade zwischen den Hörnern in den Kopf.

Die Ochsen in diesem Lande sind so wild, und so schwer zu bezwingen, daß nur die schwarze Schlächter sich unterstehen, sie anzufallen. Uebrigens aber sind sie so klein, daß sie überhaupt nicht mehr als zweyhundert und fünf-

zig Pfunde wiegen, wenn man die Haut, das Eingeweide u. s. w. weggenommen hat.

Während unsers Aufenthalts bekamen unsre Leute Rams an statt des Brods. Allein Zucker, Tabak, und andere Lebensmittel waren sehr wohlfeil. Doch sind die Hüner und Schweine theuer. Die Schwarzen leben meistentheils von Fischen und türkischem Korn, welches man daselbst mit gutem Fortgange pflanzet. Die See verschafft ihnen eine Menge von allerley Fischen. Sie haben einen Haufen Fischer-Barquen, mit welchen sie des Morgens ausfahren, wenn der Landwind wehet, welcher, wie ich gesagt habe, allezeit seine gewiße Stunde hält, und auf den Abend kommen sie mit dem Seewind wieder zurück, welcher eben so beständig ist.

Bey dem Hafen ist nicht allein ein Zimmerplatz, um Schiffe zu bauen, sondern auch eine sehr bequeme Insel, die Schiffe an die Seite zu legen und auszubessern. Als wir da lagen, sahen wir daselbst ein Spanisches Schiff, welches um das Kap Horn gekommen, und sehr durch die in diesem Meer gewöhnliche Eisberge beschädiget worden war. Man sieht sie nur auf den mitternachtlichen Küsten von Amerika, und zwischen dem sechzigsten und siebenzigsten Grade der Breite. Sie zeigen sich unter verschiedenen Gestalten, manchmal sind sie Pyramiden förmig, und laufen spitzig zu. Zuweilen aber ist ihr Gipfel plat, und laufet von Zeit zu Zeit ein Wasserbach herunter. Die Nacht mag so dunkel seyn

als

als sie will, so wird man doch, wenn man sich unter dem Wind von ihnen befindet, durch die ausserordentliche Kälte welche sie verursachen, ihrer allezeit gewahr. Diese Kälte vermindert sich wieder nach Maase, daß sie sich entfernen. Man hat beobachtet, daß dieses Eis unter dem Wasser allezeit drey Fus dicker ist, als über der Fläche desselben, und die ganze Höhe schätzet man nach einer sehr mäßigen Rechnung, wenigstens auf fünfzig bis sechzig Klaftern. Diese Eis-Inseln richten ihren Lauf nach dem Winde: je kälter es ist, je mehr nimmt ihr Umfang und ihre Höhe zu; und je mehr man sich denen wärmeren Gegenden nähert, je mehr nehmen sie ab.

Wir waren bald wieder fertig unter Seegel zu gehen. Bisher waren wir beständig in der Meynung, daß wir nach Ost-Indien bestimmt seyen und unsern Lauf nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung richten würden. Man hatte den Plan von unsrer Reise so wohl eingerichtet, daß unser Kommodore den Lord Clive selbst betrog. Dieser lag ihm sehr an, ihn an Bord zu nehmen, weil wir allem Ansehen nach eher im Stande seyn würden, unsre Reise fortzusetzen, als der Kent, auf welchem sich viele Kranke befanden. Der Kommodore wich diesem Ansuchen dadurch aus, daß er dem Lord Clive versprach ihn am Kap an Bord zu nehmen.

Wir verliessen Rio Janeiro und die Küste von Brasilien den 20. October 1764. indem wir in der vesten Meynung waren, daß wir nach dem Kap zu seegel-

ten. Bald aber steuerten wir zu unsrer grossen Verwunderung gegen Süden, und erkennten unsren Irrthum. Wir blieben nicht lange in der Ungewisheit. Man gab dem Kapitän des Tamers das Zeichen an unsren Bord zu kommen, und man benachrichtigte sowol unsre Leute, als die von der Fregatte, daß der Kommodore neue Entdeckungen in der Südsee zu machen, versuchen wollte. Die Art womit diese Nachricht aufgenommen wurde, gab Gelegenheit zu glauben, daß kein Mensch einigen Verdacht von unsrem Vorhaben gehabt hatte. Allem Misvergnügen vorzubeugen, machte man zugleich der Mannschaft von beeden Schiffen bekannt, daß die Regierung ihnen doppelten Sold verwilliget hätte, um sie desto mehr zu der vorhabenden Reise anzufrischen.

Bis den 27. November begegnete uns nichts besonderes. An diesem Tage aber, nachdem wir verschiedene heftige Windstösse ausgestanden hatten, seegelten wir unter dem 46° 50′ der Breite und 72° 7′ der Länge das weisse Vorgebürge, nahe bey dem Fluß Cemarorins vorbey. Einige Tage darauf sahen wir die Pengouins Insel, ungefehr drey oder vier Stund gegen Süden von dem Hafen Desirado, welcher unter dem 47° mittäglicher Breite liegt. Den 30. schikten wir unsre Chalouppen aus, die Tiefe des Hafens zu erforschen, und am Abend kamen sie wieder zurück. Den folgenden Tag machten wir uns fertig hinein zu seegeln, allein wir fanden im Eingang viele Felsen, und dieser war nicht

über

über eine viertel Meile breit. Endlich kamen wir mit einem günstigen Süd-Süd-West-Winde hinein, und alle unsre Chalouppen waren um das Schiff herum. Auf einmal drehete sich der Wind nach Nord-Nord-Ost, und wurde uns völlig entgegen. Wir zogen so geschwind als wir konnten alle Seegel ein, allein da wir bereits in dem Hafen waren, so konnten wir nicht wieder zurück, und da die Fluth mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit aufliefe, so waren wir genöthiget zwey Anker auszuwerfen; Ehe wir aber noch daran vest waren, blieb unser Schiff auf der Küste sitzen. Auf diesen widrigen Zufall folgte eine kalte und regnerichte Nacht, deren Unbequemlichkeit noch durch die traurige Betrachtung vermehret wurde, daß unsre Chalouppen, welche alle in die See getrieben waren, unfehlbar zu Grunde gehen müssten; daß wir selbst viele Mühe haben würden, von hier wegzukommen, da wir Wind und Fluth entgegen hatten; und daß wir auf dieser von allen Europäischen Wohnungen entfernten und wüsten Küste von Patagonien zu leben, und vielleicht gar umzukommen, gezwungen seyn könnten. Glüklicher Weise kam unsre Barque von zwölf Rudern wieder in den Hafen, und rettete das Schiff, welches ohne diese Hülfe gewis gescheitert wäre, da wir keine Chalouppe hatten, um einen Anker aufzuziehen. Endlich nach vielen Bemühungen zogen wir den vordern Anker auf, und mit der abnehmenden Fluth gewannen wir die Mitte des Hafens glüklich, wo wir den folgenden Tag liegen blieben.

Unterdessen kamen zwey von unsern Chalouppen, welche an das Ufer getrieben worden waren, zurück. Unser grosser Nachen aber war etliche Stunden weit in die offene See getrieben worden, weil er nur mit zwey Mann besezt war, welche ihn nicht regieren konnten. Wir hatten alle Hoffnung verlohren, sie wieder zu sehen, aber des andern Morgens kamen sie ohne weitern Beystand wieder zurück in den Hafen. Sie waren von der Kälte, welche sie ausgestanden hatten, halb tod. So bald wir sie sahen, schikten wir ihnen eine Chaloupe entgegen, welche sie an Bord brachte.

Während der Zeit, daß wir uns hier aufhielten, beschäftigten sich unsre Leute mit Ausbesserung der Tauen. Wir schikten auch an Land, frisches Wasser zu suchen, konnten aber wenig finden.

Dieser Hafen hat nicht mehr als eine halbe Meile im Durchschnitt. Gleich am Eingange auf der Mittags-Seite, ist ein Felsen in Gestalt eines Thurns. Wir legten uns bey diesem Felsen, auf sieben oder acht Klaftern tief vor Anker: wir warfen deren zwey gegen Osten und Westen aus, welches sehr nöthig war. Denn die Fluth ist hier sehr stark, und steigt und fällt von zwölf zu zwölf Stunden, mit einer ausserordentlichen Geschwindigkeit. Es ist übrigens kein guter Ankergrund daselbst, weil er vornemlich aus einem sehr feinen Sand bestehet, welcher weichet. Es ist indessen wahrscheinlich, daß man an andern Stellen des Hafens, einen sichrern Ankerplatz finden könnte, insonderheit für ein Schiff, welches

ches nicht tief im Wasser gehet. Wir schikten unsre Chalouppen zwey oder drey Stunden höher hinauf, den Grund zu untersuchen, und sie fanden guten Grund, und die Fluth war nicht so stark.

An dem nordlichen Ufer ungefehr drey oder vier Meilen weiter über den Felsen, dessen wir erwehnet haben, hinauf, siehet man einige weisse Felsen, welche ziemlich hoch sind, und von weitem wie Kreide aussehen. Allein diese Weisse ist nichts als der Koth von einer wundernswürdigen Menge Vögel, welche sich daselbst aufhalten. Rings herum sind lauter hohe steile Berge, und in den Abgründen ist die Erde mit einem dicken Grase bedekt. Die Thäler sehen traurig und unfruchtbar aus, man siehet nichts als grosse Heerden von Vögeln und wilden Thieren, wie auch grosse hin und her zerstreute Haufen von Knochen, vornämlich an den Ufern der Bäche. Allein wir konnten keinen Einwohner, oder das geringste Zeichen von Menschen erblicken.

Unter den verschiedenen Thieren, womit diese Insel angefüllet ist, fanden wir nahe am Ufer eine Menge von Seekälbern, von allerley Dicke und Grösse. Sie gehören unter die Amphibien, und leben sowol im Wasser als auf dem Land. Sie sind so wild, daß man sich ihnen nicht ohne Gefahr nähern kann. Ihr Kopf hat viele Gleichheit mit dem Kopfe eines Hundes mit kurzen Ohren. Einige haben einen mehr länglichen, einige aber einen beynahe runden Kopf. Sie haben grosse Augen,

und lange herausstehende Haare um das Maul. Ihre Zähne sind so stark und so scharf, daß sie mit leichter Mühe einen dicken Prügel entzwey nagen können. Ob sie gleich keine Füsse haben, so haben sie doch eine Art von Tatzen oder Flosfedern, deren sie sich sowol zum laufen als schwimmen bedienen. Sie können vermittelst derselben, auf dem Sande, und über die kleine Felsen welche sich am Ufer befinden, sehr geschwind springen. Jede Tatze hat fünf Zähen, fast wie Finger, und welche durch eine zarte Haut mit einander verbunden sind, wie an den Gänsefüssen. Sie haben kurze Haare und eine schwarze Haut, welche sehr oft getigert ist, und weisse Flecken hat. Man bedienet sich derselben, Mützen, Westen, Tabaksbeutel und dergleichen Dinge zu verfertigen. Die alte Seekälber sind wol acht Füsse lang, und machen ein Geschrey, welches dem Bellen der Hunde ziemlich ähnlich ist: aber wenn sie jung sind, gleichet ihr Geschrey dem Mauen der Katzen. Die gröste, welche wie wir gesagt haben, ohngefehr acht Füsse lang sind, geben ohngefehr eine halbe Barique Thran, und diese Thiere befinden sich hier in solcher Menge, daß man genug Oel von ihnen bekommen kann, um die Schiffe zu beladen, welche ausdrüklich deswegen dahin seegeln. Man könnte auch aus ihren Häuten einen beträchtlichen Nutzen ziehen, wenn man sie durch die Hände geschikter Arbeiter gehen liesse, welche die Kunst sie zuzubereiten recht verstehen. Viele von unsern Leuten assen das

Fleisch

Fleisch von den jungen Seekälbern, und versicherten, es schmecke so gut als Schweinefleisch.

Es giebt auch eine grosse Menge Guanacos, welches eine Gattung von wilden Ziegen ist, und von einigen Reisenden Peruanische Schaafe genennet werden, weil sie auf dem Rücken sehr feine und weiche Wolle haben. Ihr Hals ist lang, und ihr Kopf ist der Schaafe ihrem ähnlich. Aber ihre Beine sind sehr hoch; Sie haben gespaltene Klauen wie die Ziegen, und einen kurzen dikbehaarten Schwanz. Sie sind beynahe so groß als eine junge Kuh, und wägen ohngefehr zweyhundert und fünfzig Pfunde, ohne den Schwanz und die Eingeweide. Ihr Fleisch ist sowol frisch als eingesalzen vortrefflich, und trug nicht wenig bey, daß sich unsre Leute nach einer so beschwerlichen Reise wieder erholen konnten. Diese Thiere gehen allezeit in Haufen, von Zwanzigen und noch mehreren. Wenn wir einige davon haben wollten, so schikten wir bey Nacht unsre Leute an das Land, welche sich bey den süssen Wasserquellen, wo sie sich öfters einfinden, verbergen mußten. Sie verstekten sich in das Gebüsche, und schossen alsdenn so viel sie wollten. Wenn aber die Thiere das geringste Geräusche hören, so fliehen sie den Augenblick, denn sie können unglaublich geschwind laufen.

Wir fanden auch Haasen von erstaunlicher Grösse, denn sie wägen beynahe zwanzig Pfunde, und wenn ihnen der Balg abgezogen ist, sind sie doch noch so groß

als ein gewöhnlicher Fuchs bey uns. Diese Haasen halten sich gemeiniglich in den Thälern auf.

Was die Vögel betrifft, so sahen wir viele Straussen, sie sind aber nicht so groß als die in Afrika. Einige Naturkündiger behaupten, daß die Straussen, in Ansehung ihrer langen Beine und ihres langen Halses, wie auch ihrer kleinen Flügel, unter den Vögeln dasjenige seyen, was das Kameel unter den vierfüßigen Thieren ist. Sie haben einen kleinen, und ziemlicher massen einer Gans gleichenden Kopf. Ueber den Rücken bis an den Schwanz sind ihre Federn grau, unter dem Bauch aber weiß. Ihre Flügel sind wie der Afrikanischen, zu kurz, um sich damit in die Luft zu schwingen, allein sie bedienen sich derselben, um mit erstaunlicher Geschwindigkeit zu laufen. Wir fanden eine große Menge von ihren Eyern, von welchen einige wundersam gros waren.

Es giebt auch noch einen andern merkwürdigen Vogel, welchem wir den Namen eines wilden Adlers beylegten. Er ist so gros als ein Indianischer Hahn von zwanzig Pfunden. Dieser Vogel hat eine ansehnliche und edle Gestalt. Er trägt auf dem Kopfe eine Art von Krone, und um den Hals ein Halsband, von Federn. Seine Federn sind dunkelbraun, mit vielen andern Farben vermischt. Wenn er seine Flügel ausbreitet, so ist deren Breite von einem Ende bis zum andern vierzehn Fuß, und seine dikste Federn haben ungefehr einen halben Zoll im Durchschnitt.

Es

Es giebt viele **Pengouins** in dieser Insel. Sie sind ungefehr so gros als eine Gans, und haben anstatt der ordentlichen nur eine Art von Pflaumfedern, welche aschengrau sind. Ihre Flügel sind wie bey einer jungen Gans, aber sehr kurz und ohne Federn. Daher können sie nicht fliegen, sondern nur schwimmen, und wenn sie auf dem Lande sind, hüpfen. Sie sehen dumm und faul aus: es scheint als wenn sie von keiner Gefahr nichts wüßten, und man kann sie leicht mit einem Prügel tod schlagen. Wenn sie aber im Wasser sind, so sind sie hurtig genug. Ihr Fleisch ist nicht angenehm, und hat einen Fisch Geschmack; ihre Eyer aber sind vortrefflich. Gegen Abend begeben sich diese Vögel in die Klippen, welche am Meere liegen, und bringen daselbst die Nacht zu.

Diejenigen Vögel, deren Fleisch am besten nach unsrem Geschmack war, waren eine Art von Amseln, mit rothen Schnäbeln, ungefehr so gros als eine kleine wilde Gans. Man giebt vor, sie nährten sich nur von dem Safte der Kräuter, welchen sie aussaugen.

In einer sandigten Bay dem mitternächtlichen Flusse gegenüber, fanden wir **Meerbarben** im Ueberflusse. Dieser Fisch ist in diesen Gegenden so schön, daß die von mittelmäßiger Größe so schwer waren, als unsre gröste Stokfische. Es gab auch viele Lampreten, welche achtzehn Zolle lang waren, und noch eine Menge andre Fische, von verschiedenen Arten.

Wir

Wir hatten frisches Wasser nöthig, und wir fanden auch würklich zwey oder drey Quellen, auf dem Strand, nahe bey dem Hafen. Allein, unglüklicher Weise, konnten wir sie wegen ihrer mineralischen Eigenschaften nicht gebrauchen, und nahmen keinen Vorrath davon mit. Kaum konnten wir so viel bekommen, als wir zu unsrem gegenwärtigen Gebrauch nöthig hatten.

Die südliche Küste hat nicht so viele Klippen als die gegen Norden. Es giebt daselbst mehr Hügel und tiefe Thäler, allein es wächset nichts darinne, als eine Gattung von sehr hohem Grase, und einiges Gesträuche. Es ist also leicht zu schliessen, daß dieser Ort vor die Schiffe, welche sich mit Holz und Wasser versehen wollen, gar nicht bequem ist. Unser Kommodore befahl an verschiedenen Orten Feuer anzulegen, um das wilde Gras, womit das Erdreich bedecket war, wegzubrennen. Die Flamme verbreitete sich so geschwind, daß sie in weniger als einer halben Stunde, eine Gegend von etlichen Meilen einnahm.

Während unsres Aufenthalts in dieser Insel, waren unsre Leute beständig beschäftiget, das Schiff auszubessern und es in den Stand zu setzen, daß es die See halten könnte. Die Zimmerleute fütterten den großen Mast, welcher in etwas beschädiget worden war. Ein Theil der Besatzung wurde gebrauchet frisches Wasser zu suchen, aber ohne Frucht. Sie bekamen täglich eine doppelte Portion Brandewein, und man schlug kleine Zelten

vor

vor sie an dem Ufer auf. Ehe wir abseegelten, versenkten wir zwey Tonnen: eine an dem nordlichen Ufer, in einiger Entfernung von dem Ankerplatz, und neben dem Felsen in Gestalt eines Thurns, dessen ich oben schon gedacht habe; und die andre an dem südlichen Gestade, ungefehr drittehalb Meilen, Süd-Süd-West von diesem Felsen, nahe bey einem sehr angenehmen Thal. Hier richteten wir auch einen zwölf Füsse langen Pfahl auf, und nagelten ein Bret darauf, damit solches zum Merkmale der Gegend dienen könnte, wo wir uns befunden hatten.

Endlich, nachdem wir unser Schiff in den Stand gesezt hatten, die See zu halten, und solches an dem Gestade so viel als nöthig ausgebessert worden war, gab man das Zeichen unter Seegel zu gehen. Wir hatten uns mit einer ziemlichen Anzahl Peruanischer Schaafe versehen, welche lange Zeit für unsre Leute zur Speise dienten. Man gab ihnen dreymal in der Woche davon, und sie fanden das Fleisch dieser Thiere sehr nach ihrem Geschmack. Dieses trug vermuthlich viel dazu bey, so wol sie, als die von unsrem Reisegefährten dem Tamer, gesund zu erhalten. Zwischen denen Officieren und der ganzen Besatzung der beeden Schiffe herrschte auch eine bewundernswürdige Einigkeit und Verträglichkeit, und so bald sich nur die geringste Gelegenheit dazu ereignete, befanden sie sich beyeinander.

Wir

Wir fuhren aus dem Hafen des Verlangens den 4 December ab, und richteten unsren Lauf nach der Südseite der Insel Pepys, welche in unsren Karten unter dem 48° Süder Breite, und dem 64° der Länge gezeichnet ist, Ost zu Süden von dem weissen Vorgebürge. Man giebt vor, diese Insel seye von dem Kapitän Cowley entdekt worden, der ihr diesen Namen dem Herrn Samuel Pepys zu Ehren beygeleget habe. Er war Secretair bey dem Herzog von York, nachgehends König Jacob dem zweyten, welcher dazumal Groß-Admiral von England war. Der Kapitän Cowley sagte: Diese Insel habe nicht nur einen sehr guten Hafen, in welchem wol tausend Schiffe sicher ankern könnten; sondern sie seye auch mit Federwildpret angefüllt, und sehr bequem sich mit Wasser und Holz zu versehen. Allein nachdem wir ohne Frucht verschiedene Versuche gethan hatten, diese Insel zu entdecken, hatten wir endlich den Verdruß zu sehen, daß alle unsre Bemühungen vergebens waren. Wir sahen uns also gezwungen von dieser Unternehmung abzulassen, weil wir überzeugt waren, daß es unmöglich seye, diese vorgegebene Insel zu finden.

Den 20. vier Stunden Nachmittag sahen wir das Vorgebürg SchönWetter (fair Weather) welches sich von Süden gegen Westen erstrekt. Drey Stunden vom Ufer fanden wir mit dem Senkbley fünf und zwanzig Klaftern tief Wasser, und einen weichen Grund.

Die

Die Breite des Vorgebürgs ist 51° 30′ südlich. Wir näherten uns der Küste nicht weiter als auf fünf bis sechs Meilen, und als wir uns zwischen dem Vorgebürge Schön Wetter, und dem weissen Vorgebürge befanden, konnten wir mit fünf und zwanzig Klaftern keinen Grund finden. In dieser Gegend siehet man an der Küste nichts als weisse und steile Felsen, und viele kleine Hügel, fast von einerley Höhe, so wie in der Gegend von Douvres, und an den südlichen Spitzen von England.

Des andern Tages sahen wir in einer Entfernung von fünf Stunden das Vorgebürg der Heiligen Jungfrau, und das Feuerland. Wir hatten den ganzen Morgen über schönes Wetter, und um drey Uhr Nachmittags hatten wir das Vorgebürge auf zwey oder drey Stunden, Nordwest zu Norden von uns. Ohngefehr zwey Stunden gegen Westen, lauft eine sehr niedrige Erdenge von dem Vorgebürge heraus. Wir näherten uns derselben ohne Gefahr bis auf zwey Stunden, und um sechs Uhr warfen wir Anker auf fünfzehen Faden Wasser, da wir das Vorgebürge auf sieben Meilen Nord zu Osten, hatten.

Den folgenden Tag lichteten wir die Anker um drey Uhr Morgens, und als wir unter Seegel waren, sahen wir in einer Entfernung von vier bis fünf Stunden, das Feuerland, welches sich von Süd-Osten, nach Süd-Westen zu Süden erstrecket. Um acht Uhr sahen

wir

wir Rauch, welcher an verschiedenen Orten aufstieg, und als wir uns dem Lande näherten, erblikten wir ganz deutlich eine Anzahl Leute zu Pferd. Um zehen Uhr liessen wir den Anker auf der nordlichen Küste, auf vierzehen Faden Tiefe, fallen. Wir sahen das Vorgebürge der Jungfrau diesseits der kleinen Erdenge welcher ich gedacht habe, gegen Ost-Nord-Ost, und die Spitze der Besitzung gegen Ost zu Süden. Wir befanden uns ohngefehr eine Meile vom Land, und lagen kaum stille, als die Leute, welche wir am Ufer gesehen hatten, mit ihren Händen allerley Zeichen gegen uns machten. Wir sezten sogleich alle unsre Boote aus, und versahen sie mit bewehrter Mannschaft.

Indem wir uns der Küste näherten, bemerkten wir deutliche Merkmale der Furcht, auf den Gesichtern unsrer Leute, da sie die erstaunliche Grösse der Einwohner gewahr wurden. Einige von ihnen, um vermuthlich denen andern wieder Muth zu erwecken, bemerkten, daß diese riesenmässige Menschen eben so erstaunt über unsre Flinten, als wir über ihre Gestalt, schienen. Ohngeachtet es nun sehr wahrscheinlich war, daß sie den Gebrauch dieser Waffen nicht kennten, und niemals etwas davon gehört hatten; so war doch diese Einbildung genug, daß wir glaubten, unser Schiesgewehr ertheilte uns einen weit größern Vortheil über diese Leute, als sie wegen ihrer Stärke und entsezlichen Grösse über uns erhalten könnten. Wir ruderten bis auf zwanzig Ruthen

von

von dem Gestade, und da wurden wir gewahr, daß ein grosser Hauffen dieser Riesen sich am Ufer befand, und nach dem äusserlichen Ansehen ein grosses Verlangen bezeugte, uns an das Land tretten zu sehen. Nachdem sie uns, so viel wir urtheilen konnten, allerhand freundschaftliche Zeichen gemacht hatten, gaben wir ihnen von unsrer Seite zu verstehen, daß sie sich zurücke ziehen sollten. Hierauf gieng der Kommodore mit den vornehmsten Officieren zu Rathe, was sie thun wollten. Der erste von ihnen, welcher durch die Einbildung, in Ansehung dieser Patagonen, welche schon lange in England der Gegenstand aller Neugierigen gewesen waren, eine neue Entdeckung zu machen, angereitzet wurde, schlug vor, er wollte sich dem Ufer noch weiter nähern, und an Land springen: der Kommodore aber widersezte sich, und wollte nicht erlauben, daß jemand vor ihm ausstiege.

So bald die Patagonen sich von dem Ufer entfernet hatten, stieg der Kommodore, von seinen Officieren und Matrosen begleitet, mit vieler Herzhaftigkeit an Land, und stellte seine Leute sogleich in Ordnung. So bald wir ausgestiegen waren, liefen die Wilden, ungefehr zweyhundert an der Zahl um uns herum, betrachteten uns mit Erstaunen, und lächelten, wie es schiene, über den Unterschied unserer Leibesgestalt von der ihrigen.

Nachdem wir einander von beeden Seiten Zeichen unsrer Freundschaft gegeben hatten, ließ der Kommodo-

re allerhand Kleinigkeiten, von Halsbändern, von Glas, Band u. s. w. herbeybringen, welche er ihnen mit vieler Gefälligkeit austheilte. Er gab einem jeden dieser Wilden, nach Maase daß sie zu ihm kamen, ein oder mehrere Stücke, und um destoweniger Mühe dabey zu haben, ließ er sie auf die Erde sitzen, und legte ihnen selbst die Halsbänder um. Ihre Länge ist so ausserordentlich, daß, wenn sie auch sassen, sie dennoch bey nahe eben so gros waren, als der Kommodore, welcher aufrecht stand.

Die Paragonen waren so erfreut über diese kleine Geschenke, welche man ihnen um den Hals hieng, daß der Kommodore viele Mühe hatte, sich ihren Liebkosungen zu entziehen, insonderheit der Weiber ihren, deren Gesichtszüge vollkommen mit der ungeheuren Größe ihrer Leiber, übereinstimmten.

Die mittelmäßige Länge kam uns von acht Fus, und die gröste von neun Fus und drüber vor. Wir gaben uns nicht die Mühe sie zu messen, um davon versichert zu seyn; aber wir haben Ursache zu glauben, daß wir ihre Höhe würklich kleiner angeben, als sie in der That sind.

Ihre Kleider, welche aus Häuten von Peruanischen Schaafen bestanden, hiengen um ihre Schultern, und reichten bis auf die Knie herunter: sie haben lange schwarze Haare, welche ihnen auf den Rücken hinunter hangen. Die Weiber hatten das Gesicht auf eine lächerliche

cherliche Art bemahlet, und ihre Leibesgröße ist eben so ausserordentlich, als der Männer ihre. Wir sahen auch einige Kinder auf den Armen ihrer Mütter, und sie waren, in Betrachtung ihres Alters, von gleicher Gestalt. Einige von den Weibern trugen Hals- und Armbänder. Wir hatten Mühe uns vorzustellen, wo sie solche her bekommen haben könnten: denn nach der Verwunderung zu urtheilen, welche diese Wilde blicken liessen, als sie uns zu Gesichte bekamen, konnten wir unmöglich glauben, daß sie jemals zuvor irgend ein gesitteteres Volk gesehen hatten.

Man könnte nach den Erzählungen des Ritters Johann Narborough und anderer vermuthen, daß diese Völker, nach der Veränderung der Jahreszeiten, auch ihre Wohnung veränderten; daß sie den Sommer an dem Orte wo wir sie antrafen, zubringen, und im Winter sich weiter gegen Norden ziehen, um einen gelinderen Luftstrich zu suchen. Narborough und einige andre Reisende berichten, daß sie acht oder zehen Grade weiter gegen Norden, Leute von ausserordentlicher Größe gesehen haben. Man könnte also wahrscheinlicher Weise hieraus muthmassen, daß diese Wilde, einige Zeit des Jahres über, einigen Umgang mit denenjenigen Amerikanern hätten, welche die Gränzen von den Spanischen Kolonien bewohnen, und daß sie auf diese Art die Hals- und Armbänder hätten bekommen können, welche wir an ihren Weibern sahen.

Ihre Sprache schien uns nur ein Mischmasch von verwirrten Tönen zu seyn, ohne daß wir das geringste von einer Gleichheit mit Spanischen oder Portugiesischen Wörtern, darinne wahrnehmen konnten. Diese waren indessen doch die zwey einige Sprachen, mit welchen sich die ihrige hätte vermischen können, wenn sie einigen Umgang mit den Spaniern und Portugiesen in dem mittäglichen Amerika gehabt hätten.

Wir beobachteten, daß sie öfters die Sonne mit einer Art von Verehrung betrachteten; und sie machten mit ihren Fingern allerhand Bewegungen, wodurch sie ohne Zweifel gewisse Dinge bezeichnen wollten, welche sie uns gern verständlich gemacht hätten.

Es kam uns für, als wenn sie von einer sanftmüthigen und freundschaftlichen Gemüthsart wären, und unter sich in einem guten Verständnisse lebten. Als wir eine Zeitlang unter ihnen gewesen waren, so gaben sie uns ein Zeichen, mit ihnen an einen, ein wenig weiter entfernten Ort, zu gehen, wo wir einen Rauchaufsteigen sahen; und zugleich wiesen sie mit der Hand auf den Mund, um gleichsam anzudeuten, daß sie uns einige Erfrischungen reichen wollten. Allein da ihre Anzahl die unsrige weit übertraf, und zu vermuthen war, es werde sich noch eine Menge derselben in dem innern des Landes aufhalten, so hielte unser, eben so kluger als tapferer Kommodore, nicht vor rathsam, sich einem unversehenen Ueberfall auszusetzen, oder sich von diesem Volke einschliessen

schliessen zu lassen, und wollte sich daher nicht von dem Ufer entfernen.

Nach demjenigen was wir von unserm großen Mastkorbe in einer Entfernung von drey bis vier Meilen entdecken konnten, und aus dem Rauche, welcher an unterschiedlichen Orten aufstieg, schlossen wir, diese Patagonen müssten keine Wohnungen haben, sich vor den Veränderungen der Luft zu beschützen, denen sie ohne Unterlaß ausgesezt seyn müssen: denn hier ist nicht einmal ein mittelmäßiger Baum anzutreffen, unter welchem sie sicher seyn könnten. Der Boden auf dieser Küste, ist überhaupt sandigt. Die Berge sind sehr hoch und von Thälern durchschnitten, welche wahrscheinlicher Weise unfruchtbar sind, denn wir fanden weder Wasser noch Bäume, sondern nur einiges Gesträuche.

Ich darf nicht unterlassen zu melden, daß der gröste Theil der Patagonen, welche an dem Ufer bey uns waren, zu Pferde sassen, ehe wir an Land stiegen. Allein so bald wir uns ihnen näherten, stiegen sie ab, und liessen ihre Pferde in einiger Entfernung zurücke. Diese Pferde waren ungefehr sechzehn Fäuste hoch, und schienen sehr geschwind zu laufen; Ihre Größe aber hatte kein Verhältniß zu der Leute ihrer, welche darauf ritten, und überhaupt schienen sie in einem schlechten Zustande zu seyn.

Endlich bedeuteten wir diesen Patagonen durch Zeichen, daß wir wieder abreisen wollten, und gaben

ihnen, so gut wir konnten, zu verstehen, wir würden wieder vom Schiffe zurück kommen. Sie waren so übel mit unsrer Entfernung zufrieden, daß sie ein durchdringendes Geschrey ausstiessen, welches wir noch in einer großen Weite in der See hören konnten.

Um drey Uhr Nachmittag lichteten wir den Anker und giengen unter Seegel, und um acht Uhr ankerten wir wieder auf 25 Faden Wasser, drey Meilen Nord-Nord-Ost, von dem Hafen der **Besitzung**, im Gesichte zweyer merkwürdigen Spitzen, welche unter dem Namen der **Esels Ohren** bekannt sind.

Des andern Tages, um drey Uhr Morgens, giengen wir wieder unter Seegel, mit einem Ostwind. Wir nahmen unsern Lauf zwey Stunden lang Süd-West zu Süden, und fanden auf einmal nicht weiter als sechs und einen halben Faden Wasser, ob wir wohl über drey Stunden von der Küste entfernet waren; es währete aber nicht lange, so war die Tiefe wieder von dreyzehn Faden. Wir liefen hierauf noch zwey Stunden, Süd-West zu Süden, bis an den Eingang der ersten Enge. Hier ist die Straße am schmählsten, und nur ungefehr drey Meilen breit. Die Fluth steigt und fällt hier ganz richtig zur bestimmten Zeit und mit großer Gewalt.

Auf beeden Seiten ist die Küste mit Bergen besezt, und das Land ist ganz unfruchtbar: man siehet nicht einen einzigen Baum. Wir sahen dem ungeachtet, an

vielen

vielen Oertern Rauch aufsteigen, und überall große Haufen von Wilden.

Der Weg, welchen man von der ersten Enge bis an den Ort wo man ankern kann, nehmen muß, ist Süd-West zu Westen, acht Stunden lang. Die Küste ist von beeden Seiten von mittelmässiger Höhe, aber doch gegen Norden ein wenig höher, bey der zweyten Enge aber wird sie wieder niedriger. Indem wir von der ersten Enge bis zu der zweyten, die Tiefe untersuchten, fanden wir auf zwanzig bis fünf und zwanzig Faden guten Anker-Grund, und von der nordlichen Küste mochten etwa sieben Stunden bis an das Feuer-Land seyn.

Bey dem Eingang oder bey der ostlichen Spitze der zweyten Enge findet man das Vorgebirge St. Gregorius, welches ein weisser Felsen von mittelmässiger Höhe ist. Ein wenig gegen Norden von dem Vorgebirge ist ein Busen, welcher eben diesen Namen führet, wo man auf acht Faden tief guten Ankergrund findet. Als wir uns im Gesichte des Vorgebürges St. Gregorius befanden, liefen wir Süd-Süd-West fünf Stunden lang durch die zweyte Enge; wir hatten daselbst zwanzig bis fünf und zwanzig Faden Wasser; hierauf steuerten wir drey Stunden lang nach Süden, gegen der Insel St. Elisabeth, an der westlichen Spitze der zweyten Enge. An der Südseite ist das Vorgebürg Sweepstakes. Man muß beobachten, daß, da wir von der Spitze der Besitzung nach der ersten Enge

seegelten, wir die Fluth am stärksten gegen Süden, und die Ebbe gegen Nord-Westen fanden. Allein, als wir uns in der ersten Enge befanden, war die Fluth an der Nordküste am stärksten. Da wir sechs und einen halben Faden Grund hatten, lagen die Esels Ohren Nord-West zu Westen, ein wenig mehr gegen Norden, auf drey Stunden von uns, und die nordliche Spitze der ersten Enge war fünf bis sechs Meilen entfernet. Zwischen der ersten und zweyten gehet die Fluth gegen Süd-Westen, und die Ebbe gegen Nord-Osten. Wenn man durch die zweyte Enge durch ist, richtet man den Lauf, wenn man guten Wind hat, nach Süden zu Osten, ungefehr drey Stunden lang, zwischen den Inseln St. Bartholomäus und Elisabeth, wo der Kanal eine und eine halbe Meile breit ist. Die Fluth steigt daselbst mit ausserordentlicher Heftigkeit gegen Süden. Um die Inseln herum hat sie verschiedene Richtungen.

Den 23. hatten wir neblichtes Wetter, mit abwechselndem kühlen Wind, und um drey Uhr Nachmittag befanden wir uns auf der Rheede von St. Elisabeth. Das Vorgebürge Sweepstakes befand sich dazumal drey Stunden Nord-Ost von uns, und das äusserste Ende der Insel Elisabeth gegen Süd-Süd-Osten auf eine Meile weit.

Des andern Tages früh schikten wir unsre Chaloupe ab, die Tiefe zwischen den Inseln St. Bartholomäus und Elisabeth zu untersuchen, und fanden

eine

eine gute sehr tiefe Durchfahrt. Wir sahen bey dieser Gelegenheit viele Wilden auf der Insel Elisabeth, welche uns allerley Zeichen gaben. Männer und Weiber waren von mittelmäßiger Größe, und wohlgemacht. Sie hatten schwarze Haare; ihre Haut, welche von Natur Olivenfärbig war, schiene noch röther, weil sie sich mit einer Art röthlichter Erde, mit Fett vermischet, bemahlen. Diese Wilden sind sehr hurtig und geschwind im Laufen. Ihre Kleidung bestehet aus Häuten von Seekälbern, von Fischottern oder Peruanischen Schaafen, welche zusammen genehet werden, und ein Stück, ungefehr vier Fuß und einen halben ins Gevierte ausmachen; dieses wickeln sie um den Leib. Sie tragen Mützen aus Vögelhäuten woran die Federn noch sitzen, und an den Füssen haben sie Stücke von Fellen, welche ihnen an statt der Schuhe dienen. Einige von den Weibern hatten auch Gürtel von Fellen um sich, überhaupt aber trugen sie keine Decke auf dem Haupte, und man konnte sie durch nichts, als durch ein Halsband von Muschelschaalen von den Männern unterscheiden. Auch unter diesen waren einige gar nicht bekleidet, und giengen ganz nackend.

Um acht Uhr lichteten wir den Anker; der Wind war Süd-Süd-Ost, und wir musften einige Zeit zwischen den Inseln zubringen, ehe wir wieder in die offne See kamen. Um zehn Uhr hatten wir die Insel St. George zwey Stunden gegen Nord-Ost von uns. Wir fan-

den keinen Grund, ob wir gleich das Senkbley auf zwey und dreyssig Faden tief auswarfen; wir bemerkten, daß der Strom von der Insel Bartholomäus bis an den Ort wo wir ankerten, Süd-Süd-West gieng.

Wir hatten einerley Wetter bis den 24. und als um sechs Uhr Abends das Zeichen gegeben wurde, zogen wir den Anker auf, und seegelten ungefehr eine Meile weit längst der Küste. Wir fanden verschiedene Tiefen, von sieben bis zwölf Faden, und vortreflichen Ankergrund. Gegen zehn Uhr warfen wir auf dreyzehn Faden Anker, an der Sand-Ecke, drey oder vier Meilen gegen Süden zu Osten. Hier liegt eine kleine, niedrige und dem Wasser gleiche Sandbank. Längst der Küste hin siehet man eine Menge von Fichtenbäumen, und einige Bäche, welche von den Bergen herablaufen. Es ist merkwürdig, daß dieses der erste Ort in der Straße war, wo wir Bäume sahen; denn bis hieher war das Land ganz leer, und man sahe nichts als Felsen und Sand. Was seine Lage betrifft, so ist die Spitze von Porpus drey Stunden gegen Nord-Nord-Ost, und die Insel George vier Stunden gegen Nord-Ost davon entfernet. Die Fluth lauft auf dieser ganzen Küste gegen Süden auf, und fällt ungefehr von zehn Stunden zu zehn Stunden.

Des andern Tages um acht Uhr Morgens zogen wir die Anker auf, und seegelten ungefehr zwey Meilen gegen Süden. Endlich ankerten wir in der Sand-

Bay

Bay, auf zehn Faden Tiefe. Das Sand-Ecke war Süd-Süd-Ost-zu-Osten, ungefehr eine und eine halbe Meile von uns, und die Insel George Nord-Nord-Ost. Wir liessen einen Nachen in die See, um das Netz auszuwerfen, und in Zeit von drey Stunden fiengen wir eine große Menge Fische, von ausserordentlicher Größe. Man findet in dieser Baye, einen kleinen Bach von süssem Wasser; allein es ist beschwerlich daselbst anzuländen, weil das Ufer, bis auf eine halbe Meile von diesem Wasser, gar zu niedrig ist. Vermittelst genauer Beobachtungen, welche wir anstellten, fanden wir, daß wir uns unter dem 53° 15′ der mittäglichen Breite befanden.

Den 26. um acht Uhr Morgens zogen wir den Anker auf, und nahmen unsern Lauf mit einem schwachen Winde, Süd-zu Osten. Wir liefen an der Küste in einer Entfernung von zwey oder drey Meilen hin, fanden aber auch auf vierzig Klaftern keinen Grund.

In dieser Zeit des Jahres ist diese Küste ungemein schön. Die Bäume und die grüne Erde geben an vielen Orten die angenehmste Aussicht, und einige Gegenden bieten die besten Waiden vor die Kühe und Schaafe an, welche man auf so langwührigen Reisen überhaupt mit sich an Bord nimmt. Die Sonne war zu dieser Jahrszeit siebenzehn Stunden über dem Horizont, denn diese Gegend liegt ungefehr eben so weit von

der

der Linie als Groß-Brittannien, nur mit dem Unterschiede, daß sie unter der südlichen, und England unter der nordlichen Breite liegt. Man findet eben dieselben Luftveränderungen, man mag gegen dem Süd- oder gegen dem Nord-Pole gehen, bis man unter den 60° oder 70° der Breite kömmt. Alsdann fangen die Westwinde in dem mittäglichen Ocean zu wehen an; sie sind so stark und so ungestümm, in den Monaten April, May, Junius, Julius, August und September, daß es fast unmöglich ist das Vorgebürge vorbey zu seegeln; allein die Schiffe wagen diese Unternehmung niemals, als zur bequemen Jahrszeit.

Den 28. hatten wir sehr wenig Wind, und die See war ganz stille. Um drey Uhr Nachmittag ankerten wir auf achtzehn Faden Wasser. Die Sand Ecke war drey Stunden Nord-Nord-West von uns, und die südliche Spitze der Bay vom süssen Wasser, zwey Meilen Süd-Süd-Ost zu Osten. Um sechs Uhr lichteten wir den Anker wieder, und um eilf Uhr warfen wir ihn wieder aus, da wir zwey und dreyßig Faden Wasser hatten. Die Sand Ecke lag vier oder fünf Stunden, Nord-Nord-West zu Westen von uns. Auf zwey Meilen weit von der Küste, konnten wir mit fünfzig Faden keinen Grund finden. Die Fluth stieg an dem Ufer sehr hoch, und wir nahmen wahr, daß das Wasser, wenn sie am höchsten war, sechzehn Füsse anwuchs. Das Land ist hier mit Wäldern und Bächen versehen, an einigen

nigen Orten ist es sehr hoch, und an andern scheint es mit Schnee bedekt zu seyn.

Des andern Morgens nahmen wir den Anker um acht Uhr ein, und richteten unsern Lauf nach Süd-Süd-West, nach dem Hunger Hafen. Nachmittag lag die Spitze St Anna Süd-Ost zu Osten von uns. Vier oder fünf Meilen gegen Norden, von der St. Annen Spitze, welches die nordlichste Ecke von dem Hunger Hafen ist, liegt eine Kette von Felsen, welche sich bis ungefehr zwey Meilen von dem Ufer erstrecket, aber nach Maase daß man näher kommt, erhöhet sich der Grund stufenweise. Die Fahrt von der Sand Ecke, bis an die Ecke St. Anna ist zwölf Stunden lang gegen Süd-Süd-Osten, und ungefehr in der Mitte, ist die Bay des süssen Wassers. Man muß in acht nehmen, daß die St. Annen Spitze sehr steil ist, und daß man keinen Grund finden kann, als bis man ganz nahe dabey ist. Die Schiffe welche nach dem Hunger Hafen seegeln wollen, müssen sehr vorsichtig seyn, daß sie nicht auf den Grund gerathen, insonderheit wenn sie gegen Süden bis an den Flus Sedger kommen, weil ungefehr eine Meile vom Ufer die Tiefe sehr ungleich ist. Zuweilen ist sie von dreyßig und fünf und zwanzig Faden, und auf einmal wieder nur von zwölfen, ja nur von zwey Ankerthauen, und wenn die Ebbe am niedrigsten ist, bleibt gar nur neun Füsse hoch Wasser. Wenn man sich nahe bey der Spitze St. Anna befindet, so zeiget sich

zwar

zwar anfangs ein guter Ankergrund, allein er wird bald höher, so daß es gefährlich ist, sich weiter als auf sieben bis acht Faden zu nähern, bey dieser Tiefe aber findet man guten Grund. Der inwendige Theil der Bay ist sehr eben, und die Straße ist daselbst nur vier Stunden breit.

In dieser Gegend des Hunger Hafens findet man eine beträchtliche Menge grünen und dürren Holzes. Von diesem leztern ist die ganze Küste auf beeden Seiten der Straße bedekt. Es sind Bäume, welche auf dem Ufer gewachsen, und durch die starke Winde umgerissen worden waren. Sie gleichen ziemlicher maßen unsren Birken, sind aber von einer so ansehnlichen Größe, daß einige zwey und einen halben Fus im Durchschnitte haben, und sechzig Fus lang sind. Unsre Zimmerleute zerspalteten einige von diesen Bäumen zu ihrem Gebrauch, und fanden, daß, wenn sie wohl ausgetroknet waren, man sich ihrer nützlich bedienen könnte, ob sie gleich zu Masten nicht zu gebrauchen sind.

Das Wetter blieb einerley, und wir ankerten um fünf Uhr Abends in der Bay, auf sieben Faden Wasser, wo wir einen leimichten Grund fanden, die Spitze St. Anna lag ungefehr eine Meile Ost-zu Norden; der Mund des Flusses Sedger zwey und eine halbe Meile Süd-Süd-West zu Westen; und eine Ecke Land, welche etwas davon entfernet, und die allersüdlichste Spitze des vesten Landes von Amerika ist, lag drey und eine

halbe

halbe Stunde Süd zu Osten von uns. Von der Seite des Feuerlandes siehet man auch die Spitze von Snowhill, (Schneeberge) welche fünf Stunden Süd-Süd-Ost lieget, da indessen das innerste des Hunger-Hafens eine und eine halbe Meile gegen Westen ist.

So lang wir uns hier aufhielten, waren unsre Leute beschäftiget, Holz auf dem Ufer zu sammeln und Wasser in dem Fluß Sedger, welcher sich in die Bay ergiesset, zu holen. Dieser Fluß ist bey seiner Mündung ein halbes Ankerthau breit, und nur vor kleine Nachen tief genug. Wir fanden, als wir darinn hinauf fuhren, zwey Untiefen, eine auf der linken und eine auf der rechten Seite. Die Fluth hatte erst ihre halbe Höhe erreichet, und alsdann ist die Fahrt auf diesem Flusse sehr beschwerlich. Allein wenn die Fluth in ihrer völligen Höhe ist, kann man den Fluß leicht hinauf kommen, wenn man sich nur immer in der Mitte desselbigen hält. Zwey Meilen ungefehr über seinen Ausfluß ist er nur dreyßig Ruthen breit. Hier war es, wo wir mit Vergnügen ein steiles, aus feinem Kiese bestehendes Ufer fanden, wo unsre Nachen ihre Fässer sehr bequem mit frischem Wasser füllen konnten, welches zu unsrer großen Freude sehr gut war.

Dieser Fluß verschaffet einen so angenehmen Anblick, als sich nur immer die lebhafteste und fruchtbarste Einbildungskraft vorstellen kann. Die Krümmen, welche er in seinem Lauffe macht, sind den Augen sehr angenehm.

nehm. Auf beeden Seiten siehet man Gebüsche von prächtigen Bäumen, welche ihre hohe Gipfel über das Wasser neigen, und einen angenehmen Schatten verschaffen. Der vielfache Gesang einer Menge von Vögeln, und der Geruch der Blumen, welche seine Ufer bedecken, scheinen sich mit einander zu vereinigen, um alle Sinnen der Reisenden zu bezaubern. So ist diese reitzende Gegend beschaffen, deren Schönheiten nur einer kleinen Zahl von Wilden bekannt sind, welche ganz wahrscheinlicher Weise kein Gefühl davon haben, da indessen Leute von dem feinsten Geschmacke, die gröste Annehmlichkeiten daselbst finden würden.

Unter den Bäumen giebt es viele, deren Stamm vierzig Zolle im Durchschnitte hält, und deren große und grüne Blätter dem Lorbeer gleich sind. Die Rinde dieses Baums ist ziemlich dick, und aussen von grauer Farbe. Dieses ist die wahrhafte Winterische Rinde. Sie erhielt diesen Namen, weil sie 1677. durch den Herrn Wilhelm Winter in Europa gebracht wurde, welcher sie in der Magellanischen Straße gefunden hatte. Wenn sie recht trocken ist, hat sie eine Farbe wie Chocolade. Sie hat einen herben, scharfen und brennenden Geschmack. Man hält sie für ein vortrefliches Mittel wider den Schaarbock. Sie riechet stark, und der Baum selbst duftet auch einen Gewürz Geruch von sich. Wir thaten davon an statt des Gewürzes in unsre Pasteten, und zuweilen weicheten wir sie in Wasser ein, welches

einen

einen sehr angenehmen Geschmack davon bekam. Diese Art von Bäumen findet sich auch sowol in den Wäldern und an vielen andern Orten der Magellanischen Straße, als auch auf der östlichen und westlichen Küste von Patagonien.

In den Wäldern ist der Boden an einigen Orten mit Kies bedecket; an andern ist er sandigt, und an noch andern endlich bestehet er aus einer guten braunen Erde. Man kann aber wegen des dicken Gesträuches und der vielen umgefallenen alten Bäume, bey nahe nicht durchkommen. Diese Wälder an der Küste erstrecken sich längst den Hügeln hin, welche ziemlich hoch sind, allein die Berge welche weiter in das Land hinein liegen, sind noch viel höher, und ihre abgebrochene, unfruchtbare und allezeit mit Schnee bedekte Spitzen ragen weit über die an der Küste befindliche Hügel hervor. Das Land ist an beeden Seiten, vornehmlich auf der Seite des Feuerlandes gegen Süden der Straße sehr hoch, und man siehet daselbst hohe, unfruchtbare und mit einem ewigen Schnee bedekte Felsen. Dieser Anblick ist sehr unangenehm; und man darf nicht zweifeln, daß dieser Schnee einen starken Einfluß in die Luft habe, welche er beständig kalt und feucht macht. Wir fühlten solches während unsres Aufenthalts allhier empfindlich genug, ob es gleich nach diesem Luftstrich mitten im Sommer war, und zu einer Zeit wo alle Gewächse der Erde in ihrer grösten Vollkommenheit seyn musten. Denn obgleich

die Luft sehr warm war, sobald sich die Sonne blicken ließ, so war doch das Wetter sehr unbeständig, und wir hatten öfters starken Regen und dicke Nebel.

Die Zeit über, daß wir uns in dem Hunger-Hafen (2) aufhielten, assen wir fast nichts als Fische, welche hier im Ueberflusse sind, insonderheit aber Schollen und Lampreten, von ausserordentlicher Dicke. Wir fiengen deren so viele, daß wir unsern Leuten alle Wochen dreymal davon kochten. Wir müssen nicht unterlassen zu bemerken, daß wir daselbst verschiedene Hütten von Baumzweigen fanden; sie waren mit Erde und Blättern bedekt.

Wir fiengen das neue Jahr 1765. in dem Hunger-Hafen, mit allen Ergötzlichkeiten an, welche wir nach einer so langen Reise zu erwarten, das Recht hatten. Wir hatten Fische, Holz und Wasser im Ueberfluß. Unser Schiff, wie auch unser Reisegefährte, der Tamer, befanden sich in sehr gutem Stande; und der glükliche Fortgang unsres Unternehmens, nebst der Gütigkeit und der Sorgfalt des Kommodore, unterhielten Freude und Herzhaftigkeit bey unsren Leuten. Endlich, nach-

(1) Es wird nicht überflüssig seyn, hier anzumerken, daß dieser Hafen seinen Namen von einem abgeschikten Haufen von Spaniern erhalten hat, welche daselbst eine Pflanzstadt errichtet hatten. Allein da man ihnen nicht zu rechter Zeit Lebensmittel zuschikte, sturben sie alle Hungers. Man siehet daselbst noch einige Ueberbleibsel von Gebäuden, welche sie aufgeführet hatten, obgleich der gröste Theil davon unter der Erde begraben liegt.

nachdem wir uns mit allen Nothwendigkeiten versehen hatten, lichteten wir den 4. Januarius die Anker, und verliessen den Hunger-Hafen, und liefen nach dem Feuerlande zu; wir sahen an verschiedenen Orten Rauch aufsteigen, und vermutheten daher die Gegenwart verschiedener Haufen von Wilden.

Um zwey Uhr Nachmittags, den folgenden Tag, steuerten wir gegen Osten, mit einem frischen Süd-West-Winde; und um vier Uhr befanden wir uns der Insel St. George gegenüber. Eben diesen Tag um neun Uhr liefen wir an der östlichen Spitze der ersten Enge vorbey. Allein der Strom, welcher mit Gewalt nach Süden rieß, trieb unser Schiff gerade auf das mittägliche Ufer, welches sehr gefährlich vor uns hätte werden können. Denn als wir auf fünfzig Faden Tiefe, nahe bey sehr hohen Felsen hinseegelten, hätte uns ein unvermutheter Sturm bey nahe zu Grunde gerichtet. Glüklicher Weise fanden wir nach Verlauf einiger Zeit, einen bequemen Ort zu Ankern, und blieben daselbst sicher liegen.

Des folgenden Morgens um ein Uhr, giengen wir mit der Ebbe und einem günstigen Wind unter Seegel. Aber da der Wind sich in kurzer Zeit legte, so trieb die Ebbe unser Schiff nach Nord-Westen. Um fünf Uhr sties das Schiff auf eine Sandbank, von fünfzehn Fus, welches uns vieler Gefahr ausezte; glüklicher Weise wurden wir eine halbe Stunde hernach durch die ablau-

fende Fluth auf einen tiefern Grund gebracht. Dazumal hatten wir die Esels-Ohren fünf Meilen, Nord-West; den Eingang der ersten Enge, vier oder fünf Meilen Süd-West; und die Spitze der Besitzung vier Stunden Nord-Ost-zu Norden von uns.

Hierauf sezten wir unsre Nachen aus, und liessen das Schiff an die gröste Tiefe des südlichen Kanals schleppen. Durch diese Bemühung sezten wir uns in den Stand, auf vierzehn Faden Anker zu werfen, indem wir den Strom gegen uns hatten. Da wir in der Entfernung von einer halben Meile, mit Untiefen umgeben waren, wo sich nur auf acht Fus tief Wasser fand, so schikten wir ein Fahrzeug ab, um den Grund zu untersuchen, und eine Durchfahrt zu finden. Wir konnten ungeachtet aller angewendeten Bemühungen nicht zu Stande kommen, und lichteten daher den Anker um sieben Uhr zum zweyten male, und verliessen die Küste.

Den achten Januarius hatten wir den ganzen Morgen über einen sehr starken Ost-Wind; und Nachmittags zersplitterte ein heftiger Stos des Windes unsern großen Mast; allein unsere Zimmerleute fütterten ihn so gleich wieder, und bevestigten ihn mit neuen Tauen.

Bis den 13 Januarius hatten wir nichts veränderliches; an diesem Tage aber entdekten wir Land, und es schien uns, als wenn solches aus verschiedenen, nahe bey einander liegenden Inseln bestünde. Es kam uns

vor,

vor, als wenn das Land sehr niedrig, und bey nahe der See gleich wäre. Den folgenden Tag um drey Uhr Morgens, befanden wir uns dem Lande gegenüber, und sezten unsre Nachen aus, um die Tiefe zu erforschen. Sie kamen gegen Mittag, mit der erfreulichen Zeitung wieder, daß sie eine schöne, sehr bequeme Bay gefunden hätten, wo die Schiffe vor allen Winden sicher liegen könnten; und deren Eingang gegen Norden seye. Das Ufer von beeden Seiten ist sehr hoch, und die Einfahrt, welche eine halbe Meile breit ist, ist gar nicht gefährlich, weil man durch nichts verhindert wird, und allezeit von sieben bis dreyzehn Faden Wasser auf leimichtem Grunde findet.

Man findet an dieser Küste weder verborgene Klippen, noch Sandbänke, und man kann sich ihr, ohne die geringste Gefahr zu besorgen, nähern. Wenn man von der linken Seite herkommt, so entdecket man viele kleine Buchten, und verschiedene Häfen, deren einem wir den Namen, Egmonts Hafen gaben, zur Ehre des Grafen von Egmont, welcher dazumal erster Admiralitäts-Kommissarius war, und auf dessen Befehl diese Reise hauptsächlich unternommen wurde. Dieser ist so bequem, daß er eine besondere Beschreibung verdienet.

Der Hafen Egmont ist von einer Kette von Inseln eingeschlossen, welche alle eine angenehme und bequeme Lage haben. Es giebt dreyerley verschiedene Einfahrten in den Hafen; eine gegen Süd-Westen, die an-

dere gegen Nord-Osten, und die dritte gegen Süd-Osten. Durch diese leztere konnten die gröste Schiffe durchgehen. Der Hafen ist von so weitem Umfange, daß alle unsere Königliche Schiffe in der gröstem Sicherheit daselbst vor Anker liegen könnten.

Das umliegende Land ist mit allem versehen, was man zu Anlegung einer Pflanzstadt nöthig hat, und es ist wahrscheinlich, daß, wenn die Englische Krone Besitz davon nähme, dieser Ort in sehr blühenden Zustand kommen würde. Man siehet verschiedene Bäche, welche durch Wasserfälle sich in die See ergiessen, so daß, wenn man die ledige Fässer nur längst dem Ufer hinbringt, man viele derselben auf einmal füllen kann. Es ist wahr, daß es in dieser Gegend keine Bäume giebt, aber diesem Uebel ist leicht abzuhelfen: man darf nur Bäume aus der Magellanischen Straße nehmen, und hieher versetzen. Wenn solches im Frühlinge geschiehet, so werden sie gewis wachsen. Aus eigener Erfahrung haben wir Ursache zu glauben, daß diese Verpflanzungen wohl von statten gehen würden: denn bey unsrer Ankunft säeten wir Wurzeln, Rüben, Salat ꝛc. ehe wir abreiseten, sahen wir daß sie schon hoch gewachsen waren, und seitdem hat man uns gesagt, daß die Mannschaft von einem Schiffe, welches nach uns daselbst war, von diesen Gewächsen gegessen hat. Wir hatten auch Korn ausgesäet, aber zu einer unbequemen Jahrszeit, und ob es wohl in Halmen geschossen war, hatte es doch die gehörige

rige Vollkommenheit nicht erlanget. Diese Erzählung wurde uns von einer Person abgestattet, welche erst kürzlich mit einem unsrer Kriegsschiffe von dannen zurück gekommen ist. Die Waiden sind daselbst vortreflich, und das Gras wächset so hoch, daß es uns bis an die Brust gieng, welches uns auf unserm Wege sehr verhinderlich war. Wir sammelten einen großen Vorrath davon, welchen wir dörrten, und zum Gebrauch für unsre Schaafe verwahrten.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn man die Erde in dieser Gegend aufmerksam untersuchte, man wichtige Entdeckungen, sowol in Ansehung der Mineralien, als der Vegetabilien machen würde. Wir untersuchten den Boden der Hügel nur auf eine flüchtige Art, und fanden daß er viel Eisen halten müsse. Wenn man genauer nachforschte, würde man vielleicht Adern von reicherem Metalle finden.

Das erstemal als wir mit unsern Nachen an Land fuhren, fanden wir das ganze Ufer mit Vögeln bedekt, welche so wenig scheue waren, daß wir in Zeit von einer halben Stunde eine genugsame Zahl davon erlegen konnten, um unsre Fahrzeuge damit zu beladen. Insonderheit bekamen wir viele weisse und geschilderte Gänse, Pengnouins, Kaphüner, und anderes dergleichen Geflügel. Diejenige, welche wir geschilderte Gänse nennten, waren eben so gros wie die unsrigen, aber von ganz verschiedener Farbe; ihr Hals war grün, über den

Leib hatten sie allerley Flecken, und ihre Füsse waren gelb. Wenn dazumal ein Fremder unser Schiff gesehen hätte, würde er sich nicht haben entbrechen können zu lachen. Es war dergestalt mit verschiedenen Arten dieser Vögel beladen, daß man hätte glauben sollen, wir wollten einen Markt damit halten. Weil das Fleisch dieser Vögel einen sehr scharfen Geschmack hatte, da sie sich nur von Seekräutern, kleinen Fischen, und insonderheit Seeschnecken nähren, welche sich hier in Menge befinden und bey nahe so gros als die Austern sind, so erfanden wir eine neue Art sie zuzurichten, wodurch sie einen angenehmern Geschmack bekamen; so, daß wir uns mit gutem Mundvorrath reichlich versehen befanden. Unsre Art, sie zuzurichten, bestand darinne, daß wir sie in Stücke schnitten, und die Nacht hindurch in Salz legten, wodurch sie den üblen Geschmack verlohren, und den folgenden Tag machten wir Pasteten davon.

Wir fanden auch viele Enten, Wasserhüner, Kiebitzen, Taucher, und Fluß-Gänse, welche, da sie nur in süssem Wasser leben, eben so gut als unsre englische sind. Sie sind ganz weiß, nur an den Füssen nicht. Wir schikten gewöhnlicher Weise allezeit zwey Mann nach diesen Vögeln aus, und waren gewis versichert, daß sie uns wenigstens ein halbes Dutzend, auch zuweilen mehr mitbringen würden; allein sechse davon waren eine genugsame Last für unsre Leute, und das Gras war so hoch, daß sie nur mit vieler Mühe durchkommen konnten.

Es

Es gab viele Seekälber, darunter einige von erstaunlicher Größe waren. Wir schikten einen Theil unsrer Leute an Land, diesen Thieren nachzustellen. Den Ort, wo solches geschahe, nennten wir um der großen Menge Seekälber willen, welche daselbst gefangen wurden, die Bubblers Bay, (der hinterschlichenen). Wir kochten ihr Fett, welches wir in unsren Lampen brennten, und die Matrosen huben die Häute auf, um solche zu Vesten und andern Dingen zu gebrauchen. Es war endlich kein Wunder, daß wir diese Thiere in solcher Menge antrafen, weil die Weibchen zuweilen achtzehn bis zwanzig Junge auf einmal warfen.

Die wichtigste Insel liegt gegen Norden von dem Hafen Egmont. 2) Ihre Lage lokte uns an, daß wir daselbst ausstiegen, und wir hatten das Vergnügen, von der Spitze eines sehr hohen Berges, einer unvergleichlichen Aussicht zu geniessen. Es kostete uns viele Mühe, auf den Gipfel dieses Berges zu kommen, allein wir wurden bald schadlos gehalten, als wir oben waren. Wir hatten den angenehmsten Anblick von dem ganzen Hafen, von seinen drey Eingängen, und von unsren Schiffen, welche daselbst vor Anker lagen. Wir übersahen auch die ganze See, welche diese und die benachbarte Inseln umgiebt. Wir zähleten derselben wohl fünfzig, sowol kleine als große, und sie schienen uns wie mit grünen Teppichen belegt zu seyn.

2) Seitdeme hat man erfahren, daß die Insel von welcher hier geredet wird, den Namen Falkland führet.

Den 23. Januarius gieng der Kommodore in Begleitung der Kapitäne von dem Delphin und dem Tamer, wie auch der vornehmsten Befehlshaber, an das Land. Man richtete an dem Ufer einen Pfahl auf, und stekte die Unions-Flagge darauf; sobald sie zu fliegen anfieng, erklärte der Kommodore, daß alle diese Inseln Seiner Grosbrittannischen Majestät zugehörten, und er im Namen der Krone England, und Ihrer Majestät Erben und Nachfolgern, davon Besitz nähme. So bald als man die Flagge wehen sahe, löseten unsre Schiffe alle ihre Kanonen. Die Freude herrschte unter unsrer ganzen Mannschaft. Man brachte eine große Schaale mit Puntsch an das Land, und unter andern Gesundheiten trank man auch auf den guten Fortgang einer so glüklichen Entdeckung, wie die von diesem schönen Hafen war. Diesen Abend kam unser Schmid wieder an Bord, nachdem er einige Tage am Lande gearbeitet hatte, um verschiedene Werkzeuge, welche wir auf dem Schiffe gebrauchten, wieder auszubessern.

Nachdem wir das benöthigte Wasser eingenommen, die Lage des Hafens wohl untersuchet, und alles zu unsrer Abreise fertig gemacht hatten, verliessen wir den Hafen Egmont Sonntags den 27. und seegelten beständig, daß wir das Land im Gesicht behielten, wobey wir allen hervor stechenden Spitzen Namen gaben, bis wir endlich an die lezte gegen Süd-Ost kamen. Diese Inseln befinden sich unter dem 51° 22′ südlicher Breite,

und

und unter dem 66° 10′ westlicher Länge. Sie erstrecken sich auf mehr als zwey und vierzig Stunden von Osten gegen Westen, und ungefehr fünf bis sechs Stunden von Norden gegen Süden. Wir müssen aber hier bemerken, daß wir ihre Breite nicht genau bestimmen können, weil wir nur gegen Norden und Osten seegelten, indem wir uns weder gegen Süden noch Westen wagen wollten, aus Furcht von denen gefährlichen Winden ergriffen zu werden, welche in diesen Meeren so gewöhnlich sind.

Es wird auch nicht unnützlich seyn, hier anzumerken, daß man in den meisten Karten von dem Lande der Patagonen, die Insel Pepys, von welcher wir oben gesprochen haben, angezeichnet sieht; und einige Reisende versichern, daß sie auf derselben viele Bäche, und eine Menge von Bäumen gesehen hätten. Allein, nach vielen Bemühungen, welche wir uns darum gaben, konnten wir unter der Breite, wo diese Insel liegen solle, weder dieselbe, noch sogar einen Platz finden, wo wir ankern konnten. Wir wollen aber doch, denen zu Gefallen, welche die vermeynte Entdeckung dieser Insel gemacht haben wollen, bemerken, daß wahrscheinlicher Weise ihre Absicht nicht gewesen ist, uns zu betrügen. In diesen Meeren, wo die Luft mit dicken Dünsten angefüllet ist, und wo man öfters heftige Stöße vom Wind ausstehen muß, ist es leicht, Nebel und Wolken von aufsteigenden Dünsten, für Land oder Inseln anzusehen;

und

und der genaueste Beobachter kann sich hierinne betrügen. So wiederfuhr es uns mehr als einmal, daß wir ungefehr auf eine und eine halbe Stunde von uns, Land zu sehen vermeynten, und ein unvermutheter Stos des Windes machte auf einmal, daß dieses eingebildete Land verschwand, und wir einen Horizont vor uns sahen, an welchem sich das Auge verlohr. Die menschliche Einbildungskraft, wenn sie sich auf einen besondern Gegenstand richtet, bringt öfters aus sich selbst allerhand Vorstellungen von demjenigen herfür, was sie zu sehen begierig ist; und so bilden sich die durch ihre Mühe und Arbeit ermüdete Seefahrer öfters ein, das Land zu sehen, nach welchem sie verlangen, wo sich in der That nichts als ein dicker Nebel, oder ein unermäßlich weites Meer befindet.

Den 5. Februarius, um ein Uhr Nachmittag, sahen wir die Patagonische Küste wieder. Sie lag sechs oder sieben Stunden Süd-West zu Süden von uns. Um zwey Uhr liefen wir die Pengouins Insel vorbey, und um drey Uhr waren wir mit einem frischen Nord-Nord-Westen Winde, in einer Entfernung von zwey Stunden, dem Hafen des Verlangens gegen über. Eben damals erblikten wir zu unsrer großen Freude, das Schiff Florida, welches uns Lebensmittel zuführte. Man hatte dieses Schiff zu Deptford ausgerüstet, und es war mit einer großen Menge von frischem Zwieback, Brandewein, Meel und eingesalzenem Fleisch, wie auch andrem

Vor-

Vorrath, zum Gebrauch unsrer beeden Schiffe belastet; eine sehr nöthige Hülfe, um unsre angefangene Unternehmung zu vollführen. Die Admiralität hatte bey der Ausrüstung dieses Schiffes, eben das Geheimniß beobachtet, wie bey dem Delphin; und die Mannschaft desselben wusste nicht das geringste von ihrer Bestimmung. Das Schiff bekam, als es von Deptford unter Seegel gienge, den Befehl, sich nach Florida zu begeben, und erst als sie unter der Linie durch waren, eröffnete ihnen der Schiffer, daß sie den zweyen Schiffen des Kommodore folgen müssten.

Um halb vier Uhr Nachmittag, warfen wir auf der Höhe des Hafens vom Verlangen Anker; wir hatten neun Faden Wasser, ungefehr zwey Meilen vom Ufer. Wir waren schon lange Zeit wegen des Schiffes Florida in Sorgen, und glaubten, es müsse ihm ein Zufall begegnet seyn, welcher es wieder nach Europa zu seegeln genöthiget hätte. Seine Ankunft vertrieb alle unsre Unruhe. Es war in der That ein großes Glück vor uns, daß wir dieses Schiff bey den jetzigen Umständen antrafen. Seit einiger Zeit bekamen wir nur einen sehr geringen Antheil von denenjenigen Lebensmitteln, welche es uns mitbrachte. Wenn dieses Schiff nicht angelangt wäre, so würden wir verbunden gewesen seyn, unsern Weg nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung zu nehmen, um uns mit neuem Vorrath zu versehen. Folglich wäre unsre Reise vergebens gewesen, denn wir hätten,

ten, der widrigen Jahreszeit wegen, nicht mehr durch die Magellanische Straße kommen, oder das Vorgebürge Horn vorbey seegeln können. Also würden alle unsre Entdeckungen aufgehalten worden seyn, und wir die ganze Frucht unsrer Unternehmungen verlohren haben.

Um vier Uhr Nachmittags kam der Schiffer der Florida an Bord des Delphins, und übergab dem Kommodore die Befehle, welche er von der Admiralität erhalten hatte. Er hatte sich einige Tage aufgehalten, um die Insel Pepys zu suchen, aber endlich hatte er sowol als wir, von dieser vergeblichen Unternehmung abgelassen. Unter eben der Breite, da er uns anzutreffen vermuthete, stande er einen heftigen Sturm aus, wodurch seine Masten und Seegel beschädiget wurden. Gegen Abend begab er sich wieder an sein Schiff, wohin ihm auf Befehl unsres Kommodore unsre Zimmerleute folgten, um dasjenige, was durch den Sturm beschädiget worden war, wieder auszubessern.

Den 8. als wir alle nöthige Verbesserungen zu Stande gebracht hatten, fand der Kommodore für dienlich, den Hafen, in welchem wir uns befanden, zu verlassen, denn die Fluth war so stark, daß wir nur mit der grösten Mühe, mit der Florida Gemeinschaft haben konnten. Es wurde also beschlossen, in einen von denen Häfen, welche wir zuvor besuchet hatten, zurück zu gehen, um allen uns noch nöthigen Vorrath einzunehmen. Allein zwey Tage darauf, des Morgens, als

wir

wir mit einander dahin liefen, verwunderten wir uns ausserordentlich, als wir ein fremdes Schiff erblikten, welches uns Argwohn verursachte. Der Kommodore hielt es bey dem ersten Anblick für ein Spanisches Kriegsschiff, welches, weil man von unsrer Unternehmung Nachricht erhalten, solche zu verhindern suchte. In dieser Meynung ertheilte er die nöthige Befehle, es wohl zu empfangen, und sogar ihm an Bord zu legen, wenn man ihm die völlige Lagen von unsern beeden Schiffen gegeben hätte, im Fall es uns angreifen würde. Währender Zeit daß wir uns zum Gefechte rüsteten, und es mit Herzhaftigkeit erwarteten, fiel die Nacht ein, und wir verlohren es aus dem Gesichte. Aber des andern Tages Morgens sahen wir es, ungefehr drey Stunden von uns, vor Anker liegen, und alsdann sezten wir unsern Weg nach dem Hunger-Hafen fort. Wir wurden gewahr, daß uns dieses Schiff folgte, ob es sich gleich immer von uns entfernet hielt, und sobald wir Anker warfen, ebenfalls stille lag.

Den 20. waren wir den ganzen Tag über beschäfftiget, unsre Kanonen auf das Verdeck zu bringen. Wir hatten deren nur viere oben; damit wir die nöthige Zeichen geben, und grüssen konnten. Die übrige lagen schon lange Zeit unten im Raum. Wir brachten deren vierzehn herauf, legten uns vor Anker, und der Tamer legte sich hinter uns, wobey wir uns fertig machten, im Fall der Noth die Ankertauen sogleich abhauen

zu

zu können; und damit wir noch besser im Stande seyn möchten, das fremde Schiff wohl zu empfangen, brachten wir alle unsre Kanonen auf eine Seite, und richteten sie nach der Gegend, wo es nothwendig vorbey musste.

Also bemüheten wir uns, alle mögliche Sorgfalt anzuwenden, und alle erdenkliche Anstalten zu machen, um eine Gefahr von uns abzuwenden, welche nur in unsrer Einbildung bestand. Ein unversehener Zufall, welcher der Florida begegnete, machte uns bekannt, daß wir nichts zu befürchten hatten, und das Schiff, gegen welches wir uns in Vertheidigungsstand gesezt, nicht als einen Feind betrachten durften. Währender Zeit unser Proviant-Schiff gegen dem Wind lavirte, sties es an der Küste auf eine Sandbank, ungefehr zwey Stunden von uns. So gleich näherte sich das fremde Schiff, und als es sahe, daß das unsrige in Gefahr war, warf es Anker, und sezte seine Boote aus, um ihm beyzustehen. Allein ehe diese ankamen, war unsre Chalouppe bereits am Bord der Florida, und der Officier, welcher sich darauf befand, hatte den Befehl, niemand von den Fremden an Bord zu lassen, sondern ihnen auf die höflichste Art vor ihren guten Willen zu danken. Auf diese Art erfuhren wir, daß es ein französisches Schiff war, und weil wir keine Kanonen darauf sahen, so vermutheten wir es befände sich nur in dieser Gegend, um frisches Wasser und Holz einzunehmen. Unterdessen gewann

wann unser Schiff die hohe See wieder, und vereinigte sich in kurzer Zeit mit uns. Den 21 liefen wir wieder in den Hunger-Hafen ein, wo wir uns vor Anker legten.

Bey diesem neuen Aufenthalt daselbst, beschäfftigten wir uns hauptsächlich damit, alle den Vorrath, welchen uns die Florida mitgebracht hatte, auf unsre Schiffe zu bringen, und uns wohl mit Holz und frischem Wasser zu versehen. Als den 25. unsre Schiffe mit allen Nothwendigkeiten versehen waren, schikte der Kommodore die Florida zurück. Er gab dem Schiffer eine Abschrift von allen Beobachtungen und Rissen, welche er in den Gegenden, wo wir uns befanden, gemacht hatte, mit. Zugleich ertheilte er ihm den ausdrüklichen Befehl, alle die Zeichnungen und Pakete, welche er ihm anvertraute, in die See zu werfen, sobald ein fremdes Schiff Mine machte, ihm an Bord zu kommen, und das seinige zu untersuchen. Unser Unter-Steuermann, nebst allen Kranken auf dem Delphin und dem Tamer erhielten die Erlaubniß, mit diesem Schiffe nach England zurük zu gehen. Der Kommodore erklärte zu gleicher Zeit, daß, wenn einer oder der andre von der Besatzung einen Widerwillen verspürte, die Reise fortzusetzen, er ebenfalls die Freyheit haben sollte, wieder umzukehren: Es fand sich aber nur ein einziger Matrose, der sich dieses Anerbiethen zu Nutze machte.

Den 26. verliessen wir die Hunger Bay, und die Florida gieng nach England zurück. Dieses Schiff steuerte, als es heraus war, gegen der südlichen Spitze, und hatte die St. Annen Ecke zwey Stunden Nord-West zu Norden; die Spitze Shutup, zwey Stunden Süd zu Westen, und das Vorgebürge Forward drey Stunden Nord-West zu Westen. Wir entdekten darauf das französische Schiff wieder, welches in einem kleinen Busen, sechs Meilen gegen Westen von der Spitze Shutup vor Anker lag, und seine Seegel und Stangen herab genommen hatte. Um acht Uhr nahmen wir unsere Seegel ein, und lagen mit dem Gesichte gegen Norden stille, das Vorgebürge Forward war bey zwey Meilen gegen Norden von uns entfernet.

Des andern Tages um vier Uhr Morgens, liessen wir die Seegel wieder fliegen, nachdem wir zuvor einen Nachen abgefertiget hatten, die Tiefe bey dem Vorgebürge Forward zu untersuchen. Man fand nur auf die Länge eines halben Ankertaues von den Felsen, dennoch hundert Faden Wasser. Um eilf Uhr hatten wir den Wind entgegen, und lavirten zwischen den Vorgebürgen Forward und Holland. Um fünf Uhr ankerten wir auf einer Tiefe von neun Faden, und hatten das Vorgebürge Forward auf sechs Meilen Ost-zu Süden, und eine kleine Insel auf eine Meile Süd-Süd-West zu Süden von uns. Die Straße ist an diesem Orte vier Stunden breit, und das Land ist auf beeden

den Seiten mit hohen Bergen umgeben, welche beynahe ganz mit Schnee bedekt sind. Um sechs Uhr lichteten wir den Anker und seegelten gegen Westen. Um acht Uhr lag das Vorgebürge Forward drey Stunden Ost-Nord-Ost zu Osten, und das Vorgebürge Holland zwey Stunden Westen zu Norden von uns. Um zehn Uhr war das Vorgebürge Holland zwey Stunden Ost-Nord-Ost, und Galland sieben Stunden Westen zu Norden.

Als wir dem Vorgebürge Forward gegen über waren, welches die südlichste Spitze von dem vesten Lande von Amerika ist, und unter dem 54° 7′ mittäglicher Breite liegt, wurden wir durch verschiedene so heftige und ungestümme Windstöße aus Nord-Nord-Westen angefallen, daß uns solche wohl drey Stunden gegen Osten trieben. Wir ankerten auf der Spitze eines Felsen, auf dreyzehn und einen halben Faden, nur ungefehr die Länge eines Ankertaues von der Bay ab. Aber bald darauf fieng unser Anker an zu weichen, und wir trieben weit von dem Felsen ab. Das Wetter war sehr dunkel, das Schiff trieb beständig, und war in großer Gefahr zu scheitern. Dennoch brachten wir endlich gegen vier Uhr Morgens, zwey andre Anker auf siebenzehn Faden tief, in den Grund. Der Wind wehete beständig mit großer Gewalt, und das Schiff befand sich so nahe bey den Klippen, daß unsre Nachen kaum der Brandung widerstehen konnten, welche sehr heftig an die Küste anschlug.

Allein die göttliche Vorsehung, welche uns bisher beschützet hatte, verließ uns nicht, und errettete uns von der drohenden Gefahr, der wir ausgesetzet waren; des andern Tages Morgens zogen wir unsern ersten Anker auf, da wir aber sahen, daß er zwey Spitzen verlohren hatte, und also nicht mehr zu gebrauchen war, warfen wir ihn wieder in die See.

Gleich darauf nahmen wir auch die zwey andern wieder ein, verliessen das nordliche Ufer und bekamen schwachen Wind und schönes Wetter. Als wir die Küste vorbey seegelten, sahen wir Rauch, und wurden bald darauf große Haufen Wilde gewahr, von denen einige sobald sie uns sahen, ihren Nachen in das Wasser liessen, und sich unsrem Schiffe näherten. Als sie auf einen Flinten-Schuß nahe waren, machten sie einen großen Lermen, und erhuben ein heftiges Geschrey. Wir antworteten ihnen auf gleiche Weise, und winketen ihnen, daß sie zu uns an Bord kommen sollten; sie thaten es auch, nachdem sie sich wohl versichert hatten, daß unsre Einladung ein Zeichen unsrer Freundschaft sey. So bald sie auf unsrem Schiffe waren, sahen sie sich mit Erstaunen allenthalben um, als wenn sie zuvor niemals ein dergleichen Gebäude gesehen hätten. Diese Indianer sind überhaupt von mittelmäßiger Größe, brauner Farbe, und tragen lange schwarze Haare, welche ihnen auf die Schultern herab hangen. Sie waren in Felle von uns unbekannten Thieren gekleidet; aber viele von

ihnen

ihnen hatten gar nichts zu ihrer Bedeckung. Wir vertauschten einige Dinge mit diesen Wilden, welche uns sehr armselig vorkamen; oder vielmehr, wir schenkten ihnen einige Zeuge, welche sie mit vieler Erkenntlichkeit anzunehmen schienen. Vor allen Dingen waren sie nach unsrem Zwieback begierig, von welchem man ziemlich viel unter ihnen austheilte, sie schienen aber nicht geneigt, uns etwas anders dafür zu geben. Einige von ihnen trugen Bogen und Pfeile von einem so harten Holze, daß es uns nicht möglich vorkam solche zu zerbrechen. Ihre Bogen waren nicht allein sehr glatt und leicht zu biegen, sondern auch mit vieler Geschiklichkeit gearbeitet, und die Sehne bestand aus zusammengedreheten Därmen. Die Pfeile waren ungefehr zwey Fus lang, und ihre Spitze war von einem Kiselstein in Form eines Hakens, welcher mit so viel Zierlichkeit ausgearbeitet war, als wenn solches von einem Steinschneider geschehen wäre. An dem andern Ende des Pfeils befand sich ein Busch von Federn, um ihm den gehörigen Flug zu verschaffen. Diese Wilden hatten auch Wurfspieße bey sich. Sie schienen sehr armselig und dabey sehr sanftmüthig. Mit Anbruch des Tages gehet ein jeder an seine Arbeit, und wenn die Sonne untergehet, begeben sie sich wieder in ihre Wohnungen. Sie leben fast allein von Fischen, insonderheit von Meerschnecken und Muscheln, deren es in dieser Gegend eine Menge, und viel größere giebt, als diejenige sind, welche man in England zu essen pfleget.

Die Nachen, deren sie sich bedienen, sind grösten-theils aus Baumrinden gemacht, und nicht größer als daß sich ein Hausgesinde darinn aufhalten kann. Sie sind sehr leicht, und wenn die Wilden an das Land gehen, so ziehen sie solche auf das Ufer, damit sie von der Fluth nicht weggeschwemmet werden. Sie scheinen sehr sorgfältig vor deren Erhaltung zu seyn. Obgleich diese Nachen überhaupt sehr schlecht gebauet sind, so sahen wir doch auch einige, welche mit vieler Kunst zusammen gefügt waren. Sie bedienen sich des Feuers, um das Holz zu bearbeiten. Alle ihre Nachen sind schmal, und haben an beeden Enden zwey ziemlich hohe Spitzen: sie werfen mit ihren Wurfpfeilen, aus ihren Nachen nach den Fischen, welche sie mit besondrer Geschiklichkeit, auch so gar einige Füsse tief unter dem Wasser zu treffen wissen. Dieses ist aber auch das einige, worinne diese Wilden einige Vernunft spüren liessen, denn sonsten kamen sie uns untüchtig vor, die leichteste Dinge einzusehen, welche wir ihnen begreiflich zu machen suchten. Wir gaben ihnen zum Beyspiel, als sie auf unsrem Schiffe waren, unter andern Dingen auch Messer und Scheeren, und versuchten es, ihnen den Gebrauch davon begreiflich zu machen. Unsre Mühe war aber vergebens angewendet, so oft wir ihnen auch die Art damit umzugehen zeigten. Sie konnten eben so wenig etwas davon begreifen, als von Anfang, und waren niemals im Stande, das Heft von der Klinge eines Messers zu unterscheiden.

In

In dieser Gegend giebt es viele Seekälber, aber wir sahen wenig Federvieh, welches man ohne Zweifel der strengen Kälte zuschreiben muß; wir fanden auch in den Wäldern nicht ein einiges wildes Thier.

Indem wir gegen Westen seegelten, fanden wir die Fluth sehr unordentlich. Zuweilen lief sie acht Stunden gegen Osten, und nur sechse gegen Westen auf; und wenn die West-Winde stark weheten, lief sie bisweilen einige Tage hintereinander allein gegen Osten. Wir hatten dann und wann heftige Windstöße auszustehen; manchmal kamen auch Wirbelwinde von den benachbarten hohen Bergen herunter, deren Gipfel beständig mit Schnee bedekt sind.

Die Straße ist hier vier Stunden breit, und es hält sehr schwer, einen guten Ankerplatz zu finden, weil der Grund gar zu ungleich und uneben ist. Zuweilen findet man ganz nahe am Schiff zwanzig bis fünf und zwanzig Fus Wasser, wenn man ein wenig weiterhin mit einem Bleywurfe von hundert und fünfzig Faden keinen Grund finden kann.

Nachdem wir zehn bis zwölf Tage durch den Strom und die widrige Winde aufgehalten worden waren, seegelten wir endlich das Vorgebürge Quade vorbey, und warfen, in einem kleinen Busen an der mittäglichen Seite, Anker. Des andern Tages schikten wir unsre Nachen aus, um die Tiefe gegen Westen zu untersuchen, und zu sehen, ob man nicht eine kleine Landspitze entdek-

ken könnte; wo wir in Sicherheit wären. Die Straße ist in dieser Gegend nur drey Stunden breit; wir haben Ursache zu glauben, daß der Schnee auf den Bergen niemals schmelzet; aber von den Hügeln siehet man die schönste Quellen und Wasserfälle herabstürzen, welche denen Augen einen sehr angenehmen Anblick verschaffen.

Wir sahen eine große Anzahl Inseln, und an verschiedenen Orten zerstreuete Wilde. Vor allen andern erwekte eine gewiße Familie von ihnen unsre Aufmerksamkeit. Sie bestand aus einem alten abgelebten Greise, seinem Weibe, zwey Söhnen und einer jüngern Frau. Diese, welche ungefehr dreyßig Jahre alt zu seyn schien, sahe noch so ziemlich artig aus, und insonderheit hatte sie eine ziemlich englische Gesichtsbildung. Die guten Leute schienen sich viele Mühe zu geben, uns solches bemerken zu lassen. Sie hielten eine lange Rede an uns, wovon wir nicht eine Sylbe verstunden. Wir begriffen aber doch, daß diese Frau der Gegenstand derselben war, weil sie zu Anfang ihrer Rede allezeit auf dieselbe wiesen, hernach aber durch ihre Zeichen auf sich selbst deuteten. Wir hatten verschiedene Muthmassungen darüber, kamen aber endlich darinn überein, daß sie uns durch ihre Zeichen diese Frau, als aus einem Lande mit uns gebürtig, anböthen. In einer gewißen Sache aber kamen sie uns völlig wild vor, denn wir sahen, daß sie die Fische ganz roh assen.

Wir

Wir giengen den 7. Merz des Morgens unter Seegel, und liefen an der mittäglichen Küste zwischen verschiedenen Inseln durch, wo wir mit dem Bleywurf sehr ungleichen Grund fanden. Endlich ankerten wir auf der südlichen Küste auf sechs und zwanzig Faden. Wir erforschten den Grund, an verschiedenen Orten, und fanden dreyzehn, dreyßig, fünfzig, auch siebenzig Faden Tiefe, dem Vorgebürge Quade gegenüber.

In dieser Gegend sahen wir wenig Vögel, und fanden nichts als einige Muscheln an dem Ufer. Wir schikten in eine kleine Bucht und liessen daselbst ein Netz auswerfen, fiengen aber nicht einen einzigen Fisch. Doch fanden wir hier eine Menge von rothen Beeren, welche einiger maßen unsren Braunbeeren gleichen, und die vornehmste Nahrung der Wilden in dieser Gegend ausmachen. Sie sind von der Größe einer Haselnuß; wir assen davon, und fanden sie gesund und angenehm. Sie dienten unsrer Besatzung zu einer herrlichen Erfrischung.

Um sieben Uhr Abends warfen wir Anker in einer kleinen Bay auf der nordlichen Küste, zwischen denen Vorgebürgen Montag und Quade, und legten das Schiff nur mit einem kleinen Anker veste.

Den 9. Merz giengen wir wieder unter Seegel, und steuerten mit einem schwachen Winde aus Süd zu Osten, Westwärts. Als wir aber im Gesichte der Bay des Vorgebürges Montag waren, bekamen wir den

Wind völlig von hinten zu fassen, von sechs bis acht Uhr Abends, und da lag das Vorgebürge **Montag** ungefehr sechs Stunden Ost zu Norden von uns.

Den 10. um sechs Uhr Morgens, standen wir einen gewaltigen Sturm aus, wodurch wir fast zu Grunde giengen. Er war mit häufigem Regen begleitet, und auf einmal entdekten wir auf der Küste unter dem Wind, viele dem Wasser gleichliegende Klippen, welche nur eine halbe Meile entfernet waren. Wir wendeten das Schiff den Augenblick, und in einer halben Stunde wurde der Wind so stark, daß wir mit allen Kräften dagegen an arbeiten musten, um einen Hafen zu suchen. Gleich darauf ankerten wir in einer Bucht auf sechzehn Faden Tiefe, ungefehr zwey Stunden ostwärts von der **Montags-Bay**; Allein der Anker wich auf der Klippe, bis auf fünfzehn Faden Tiefe, und das Schiff war in Gefahr auf die Klippen zu laufen; glüklicher Weise hieng sich der Anker an eine davon an, und das Schiff blieb liegen. Des Nachmittags giengen wir wieder unter Seegel, und fanden einen guten Ankerplatz, welcher rund herum mit Klippen umgeben, und nur in der Länge von zwey Ankertauen, von der Küste entfernt war.

Den 11. Merz hatten wir starke Windstöße, von heftigem Regen begleitet. Der Kommodor ließ aus einer Grosmuth, welche ihm die Liebe der ganzen Besatzung zuwege brachte, denen Matrosen so viele Zeuge aus-

austheilen, als nöthig war einem jeden eine lange Veste zu machen. Dieses Geschenk war bey der jetzigen Witterung um so angenehmer, da sowol die Officiers als die Matrosen, in der Meynung gerade nach Ost-Indien zu gehen, keine zur Verwahrung für der Kälte geschikte Kleider, aus England mitgenommen hatten. Um keine Partheylichkeit gegen die Leute von seinem eigenen Schiffe zu zeigen, ließ der Kommodore, der Mannschaft auf dem Tamer, eben dergleichen Zeuge austheilen.

Den 12. während daß wir beschäftiget waren, das Schiff mit Holz und Wasser zu versehen, schikte man die Chalouppe des Tamers mit einem Officier von jedem Schiffe gegen Westen, um den Grund zu untersuchen. Sie wurden von der Nacht übereilt, und das schlimme Wetter nöthigte sie an Land zu gehen, wo sie zu ihrer Bedeckung ein Zelt aufschlugen, welches sie mit sich genommen hatten. Als sie sich darauf an der Küste ausbreiteten, wurden sie eine Anzahl Wilde gewahr, welche einen Wallfisch in Stücke schnitten, der schon faulte, und die ganze Gegend mit Gestank erfüllte. Es schien, diese Wilden wollten diesen stinkenden Fisch zu ihrer Nahrung gebrauchen; denn sie schnitten ihn in große Stücke, und trugen solche auf ihrem Rücken, zu einem andern Haufen, welcher sich ohnweit davon bey einem großen Feuer gelagert hatte. Doch kann es auch seyn, daß sie, wie die Grönländer und andre nordliche Völker unsrer Halbkugel, nur allein den Thran davon nahmen,

um

um solchen in ihren Lampen zu brennen, weil der Winter herannahete.

Die Chalouppe kam endlich mit der guten Zeitung wieder zurück, daß sie gegen Osten, verschiedene bequeme Hafen gefunden habe. Der Kommodore, welcher unsre Leute beständig zu ihrem Dienste aufzumuntern suchte, befahl sogleich, daß man jedem eine doppelte Portion Brandewein reichen sollte.

Den 15. ankerten wir in der Waschport-Bay. Wir hatten vielen Regen und Hagel, und die Luft war beständig sehr kalt. Des Morgens lichteten wir den Anker und wollten unter Seegel gehen, als der Wind sehr heftig aus Norden zu wehen anfieng, und uns daran verhinderte. Bey diesem verdrießlichen Umstande, wurden wir von einem Orte zum andern getrieben, und verlohren vielleicht in vier Stunden, alles was wir in Zeit von sechs Tagen und sechs Nächten, da wir beständig ostwärts an arbeiteten, gewonnen hatten. Wenn der Wind mit solcher Heftigkeit wehet, so läuft die Fluth nicht mehr zur ordentlichen Zeit auf, sondern man wird durch die Gewalt des Stroms mit fortgerissen, daß man öfters in einer Stunde, zwey Meilen zurücklegt. Der Wind wurde uns zwar endlich wieder günstig, allein ohne diese Veränderung würden wir auch wahrscheinlicher Weise gezwungen gewesen seyn, unser Winterlager auf einer von diesen Rheeden aufzuschlagen.

Den

Den 21. giengen wir unter Seegel. Der Wind war Süd-West zu Westen, gegen Nord-Nord-West. Wir hielten gegen den Wind an, und mussten öfters fliegende Stürme ausstehen, welche uns zuweilen zwangen, alle unsre Seegel einzuziehen. Der Tamer, welchen wir bis hieher noch nie aus dem Gesicht verlohren hatten, gewann hier durch Hülfe eines günstigen Windes, einige Stunden über uns, und brachte zwey Tage an einem sehr guten Ankerplatze zu, den dritten Tag aber vereinigte er sich wieder mit uns.

Da wir durch diese beständige Widerwärtigkeiten ganz abgemattet waren, so hätte zu unsrem Verderben nichts mehr gefehlet, als die Einreissung des Schaarboks unter unsren Leuten. Allein, der beständige Genuß von frischen Kräutern, und die ausserordentliche Sorgfalt, welche der Kommodore anwendete, verhinderten, daß uns diese Krankheit keinen großen Schaden verursachte. Er ließ denen Kranken fleißig Fleischbrühe geben, und der ganzen Besatzung alle Wochen zweymal Suppen von Erbsen oder Grütze kochen. Ja, er war so leutselig, denen Kranken von seiner eignen Tafel alles dasjenige zu schicken, was zu ihrer Genesung dienlich seyn konnte.

Den 22. zogen wir die Anker auf, und liefen zwischen den Vorgebürgen Montag und Upright wieder gegen den Wind an. Sie sind ungefehr fünf Stunden von einander entfernet. Hier wurden wir gewahr, daß

einer

einer von unsren Mastbäumen gespalten war. Wir waren also gezwungen, um fünf Uhr Nachmittags in einer sehr guten Bay, ungefehr eine Stunde von dem Vorgebürge Upright, wieder zu ankern. Unsre Leute arbeiteten sogleich, einen neuen Mast an statt des beschädigten aufzurichten.

Den 24. schikte man den zweyten Lieutenant mit dem Nachen gegen Osten, um einen Hafen zu suchen. Diese Zeit über hatten wir unaufhörlichen Regen, und kaltes und ungesundes Wetter, mit heftigen Windstößen aus Nord-Westen. Um sechs Uhr Abends kam der Nachen wieder zurück, ohne einen Hafen gefunden zu haben. Des andern Tages schikte man ihn wieder ab, mit Gewehr und Vorrath auf eine Woche, wie auch mit einem Zelt, um solches an dem Ufer aufschlagen zu können, wenn die Mannschaft vor dienlich befände, an Land zu gehen. Allein nach einiger Zeit, kam er wieder zurück, und hatte gefunden was wir verlangten. Wir lichteten so gleich den Anker, und liefen gegen Nord-Westen des Vorgebürgs Monzag unter dem Wind.

Die Straße ist in dieser Gegend vier bis fünf Stunden breit, und die Berge kamen uns zehnmal höher, als unser großer Mastkorb vor. Sie waren weder mit Schnee, noch mit Bäumen bedecket, sondern ganz kahl. Wir blieben unter Seegel; allein da der Wind immer stärker wurde, und der Strom von Westen her sehr

sehr reissend war, so waren wir genöthiget beyzulegen, und das Schiff treiben zu lassen. Um 11. Uhr in der Nacht, wurden wir an der Nordseite Land gewahr, und geriethen über der Gefahr, in welcher wir uns befanden, in großen Schrecken, welcher noch dadurch vermehret wurde, daß die Luft neblicht und finster war. Das Geräusche der Wellen, welche wie wir deutlich hörten, sich an den Klippen brachen, schien uns den gänzlichen Untergang zu verkündigen. Aber in dem Augenblicke, da wir einen unvermeidlichen Tod erwarteten, wendeten wir unsre Vorder-Seegel, wodurch wir wieder auf die andre Seite getrieben wurden; hierauf sezten wir alle übrige bey, und liefen nach Norden. Bey dieser kritischen Lage, in welcher wir uns befanden, vereinigten unsre Officiers und Matrosen alle ihre Kräften, um die Gefahr, welche uns drohete, abzuwenden, und ungeachtet alles dessen was unser Zustand schreckliches hatte, betrugen sich alle mit derjenigen Herzhaftigkeit und Munterkeit, welche unsren Seeleuten eigen ist, welchen ich, im Vorbeygehen, dieses wohlverdiente Zeugniß nicht versagen kann.

Hierauf gaben wir dem **Tamer**, von dem wir vermutheten, er werde sich in gleicher Gefahr befinden, ein Zeichen. Er hielt sogleich auf uns zu, und nach dem Befehl des Kommodore seegelte er voraus, wobey er, so oft er Land sahe, einen Schuß that, und eine Laterne aushängte. Wir wurden gewahr, daß die Gewalt des

Win-

Windes unser kleines Bensans Seegel von der Stange gerissen hatte, und waren also genöthiget ein neues aufzuziehen. Endlich, nachdem wir den erlittenen Schaden ausgebessert hatten, fieng der Tag gegen fünf Uhr anzubrechen an, welches eine große Freude auf unsrem Schiff verursachte. Wir gaben dem Tamer ein Zeichen, daß er sich uns nähern sollte, und er erhielt Befehl, einen Hafen, oder sonst einen bequemen Ankerplatz zu suchen. Um sieben Uhr ankerten wir in der Bay des Vorgebürges Montag, ungefehr eine Meile nach Westen, auf drey und zwanzig Faden Wasser, auf eine ganze Ankerlänge. Der Herr Byron versahe sowol die Officiers als Matrosen, mit allem, was sie nach so vielen ausgestandenen Beschwerlichkeiten, zu ihrer Erfrischung nöthig hatten, und gab der Erdspitze, wo wir der Gefahr so glüklich entgangen waren, den Namen des Vorgebürges der Vorsehung. Sie ist sehr hoch, und strecket sich gegen Süden, vier oder fünf Stunden von dem Vorgebürge Montag, aber an der gegenüberliegenden Küste.

Den 28. Merz besserten wir unsre Ankertauen aus, welche durch die Klippen sehr beschädiget worden waren. Zu gleicher Zeit trieb der Tamer, dessen Anker gewichen war, vom Lande ab, aber er kam bald wieder ohne Schaden zurücke.

Um sieben Uhr Morgens, des folgenden Tags, nahmen wir die Anker ein, und giengen wieder unter Seegel.

gel. Wir liefen gerade gegen den Wind, und mußten von dem starken Regen, und den häufigen Windstößen aus Westen, viel ausstehen. Der Tamer, welcher sich auf der südlichen Seite zu nahe am Lande hielt, kam veste zu sitzen. Er that einen Nothschuß, und zog die Flagge auf den Foke-Mast auf. Wir eilten ihm sogleich zu Hülfe, warfen einen Anker aus, und sezten unsre Boote in die See, welche dem Tamer beystanden, sich wieder Flott zu machen; und nachgehends legte er sich bey uns in der Bay des Vorgebürges Monrag für Anker.

Vom 30. Merz bis den 6. April hatten wir beständig sehr schlimmes Wetter. Hernach aber wurde der Wind schwächer und angenehmer. In dieser Gegend ist die Straße vier bis fünf Stunden breit, und auf der Nordseite siehet man wenig Bäume. Die Berge sind unzugänglich, unfruchtbar, ohne Bäume und Kräuter, und verursachen einen traurigen und schaudernden Anblick.

Als wir uns den 6. wieder fertig machten, unter Seegel zu gehen, legte sich der Ost-Wind, welcher bisher gewehet hatte, auf einmal. Wir schikten also unsren Nachen an das Land, Holz zu holen; unsre Leute sahen eine große Menge von Wilden. Einige Zeit darauf gieng unser Kommodore auch an Land, und machte diesen Wilden ein Geschenk von Bändern und Brod. Einige von ihnen kamen des Nachmittags an unser Schiff; man

gab ihnen verschiedene Sachen, und sie schienen sehr vergnügt darüber.

Des folgenden Tages um vier Uhr Morgens, giengen wir mit einem Ost-Süd-Ost-Winde unter Seegel. Diese günstige Veränderung des Windes verbreitete die Freude auf allen Gesichtern. Nie sahe man eine größere Herzhaftigkeit und Munterkeit, als unter unsren Leuten herrschten, so lang dieser Wind anhielte. Sechs Wochen lang, mussten wir beständig gegen den Wind arbeiten, einige male wurden wir wieder weit zurücke geschlagen, und nur mit der grösten Mühe, konnten wir uns, aus denen uns drohenden Gefahren, ziehen. Nunmehr schmeichelten wir uns, den Eingang in die Süd-See, als das Ziel unsrer Wünsche bald zu erreichen; aber um eilf Uhr Vormittags, ließ der Wind nach, und der Strom führte uns wohl zwey Stunden zurück. Wir hatten das Vorgebürge Uprighr fünf Stunden gegen Süd-Ost. Wir warfen Anker auf hundert und zehn Faden Wasser. Um drey Uhr Nachmittags kam der Nachen, welchen wir ausgeschikt hatten, zurück, nachdem er gegen Süden des Vorgebürges Dessirado, an der mittäglichen Küste gewesen war, und verschiedene gute Ankerplätze gefunden hatte; allein die Leute welche sich darauf befanden, und so lange Zeit hatten rudern müssen, waren so ermüdet, daß sie keine neue Fahrt unternehmen konnten.

Um zwey Uhr Morgens lichteten wir mit einem Ostwinde die Anker, und warfen sie um eilf Uhr in einer sehr guten Bay, zwischen den Vorgebürgen **Upright** und **Pillar** wieder aus. Diese zwey Vorgebürge sind gegen Osten zu Norden, und Süden zu Osten, ungefehr zwölf bis dreyzehn Stunden von einander entfernet. Wir fanden in dieser Bay eine Menge von vortreflichen Fischen, welche unsern Forellen ziemlich ähnlich waren, aber ein viel rötheres Fleisch hatten. Wir hatten einen guten, vor den Nord-Nord-West und Süd-Ost-Winden vollkommen sichern Ankerplatz, und man kann daselbst mit eben so großer Bequemlichkeit als Sicherheit stille liegen. Die Tiefe war von vierzehn bis zwanzig Faden, und der Grund schlammigt.

Um vier Uhr Nachmittags fieng der Wind an aus Süd-Osten zu wehen, worüber wir sehr vergnügt waren. So gleich zogen wir die Seegel auf, verliessen die Bay, und sezten unsren Lauf Westwärts fort. Wir sahen, als wir abfuhren, den **Tamer** in der Bay **Dienstag**, an der südlichen Küste vor Anker liegen. Der Wind drehete sich hierauf auf einmal, von Süd-Süd-Ost nach Süd-West, und ein sehr harter Sturm, mit Regen begleitet, nöthigte uns in der nämlichen Bay zu ankern. Wir konnten solches nur mit vieler Beschwerlichkeit thun. Weil die Nacht bereits eingebrochen war, stekte der **Tamer** Laternen auf, um uns den Weg zu weisen.

Die Dienstags-Bay ist die schönste von allen, welche wir in der Straße gefunden haben. Sie kann eine ziemliche Anzahl der grösten Schiffe fassen, und solche können daselbst auf einem sehr guten Grunde sicher ankern, der nur fünf und zwanzig Faden Wasser, und weder Klippen noch Sandbänke hat. Der Ritter Johann Narborough empfiehlet allen Schiffen, welche nach Osten seegeln, in dieser Bay den Anker auszuwerfen; und wirklich versahen wir uns daselbst ohne Mühe mit Holz und Wasser, wir fiengen auch eine große Menge vortreflicher Fische. An den Klippen hin findet man viele schöne Quellen von gutem Wasser, aus welchen man die Fässer ohne Mühe füllen kann.

Wir verliessen diese Bay um sechs Uhr Morgens, und steuerten gegen West-Nord-Westen. Wir liesen das Vorgebürge Pillar an der Südseite mit einem frischen Süd-Süd-Ost-Winde vorbey. Die Straße ist hier neun Stunden breit. Um vier Uhr Nachmittags langten wir an dem Ausgange der Straße an, wo das Vorgebürge Victoria auf der Nordküste, zwölf Stunden von dem Vorgebürge Dessirado auf der Südküste entfernet ist. Die ganze Länge der Magellanischen Straße, wo wir meistentheils durch widrige Winde, vom 21. December 1764. bis auf den 9. April des folgenden Jahres aufgehalten wurden, ist nicht mehr als hundert und sechzehn Stunden, wenn man von dem Jungfern-Vorgebürge bis an das Vorgebürge Dessirado

strado rechnet. Seit unsrer Abreise aus dem Hunger-Hafen, bis zum Ausgange der Straße, hatten wir sechs Wochen und fünf Tage zugebracht.

So verliessen wir endlich den kalten Luftstrich und die stürmische See, dieser Süder-Breite, eben da Tag und Nacht gleich war, zu welcher Zeit sich sonst sehr gefährliche Stürme zu ereignen pflegen. Wir liefen nun mit Freuden Nordwärts, und wurden durch die Hoffnung belebt, eine stillere See und einen gelinderen Luftstrich zu finden.

Nachdem wir in das stille Meer gekommen waren, ereignete sich nichts merkwürdiges, bis auf den 26. April, da wir gegen Westen die Insel Masa-Fuero ins Gesicht bekamen. Der Kommodore hielt für besser hier, als an der Insel Juan Fernandez anzuländen, weil die erstere uns besser vor den Augen der Spanier verbergen konnte; welche uns sonst der Frucht von unsrer Reise beraubt, und unsre weitere Entdeckungen verhindert hätten.

Masa-Fuero liegt unter dem 33° 28′ südlicher Breite, und dem 84° 27′ westlicher Länge. Den 27. mit Anbruch des Tages, sahen wir diese Insel von weitem, deren Lage sehr hoch ist. Um eilf Uhr schikte man den Nachen mit einem Officier aus, einen Ort zu suchen, wo man Anker werfen konnte. Er kam um vier Uhr Nachmittags wieder zurück, ohne einen bequemen Platz gefunden zu haben. Er hatte mit hundert Faden nir-

gends keinen Grund finden können, aber er brachte viele Fische mit, welche er gefangen hatte.

Dennoch fanden wir den andern Morgen einen Ankergrund auf der Ostseite der Insel, wo wir vier und zwanzig Faden Wasser, und die äussersten Ecken der Insel gegen Süden und Nord-Westen hatten. Man kann die Gipfel der Berge darauf nicht immer sehen, weil sie sehr oft mit Wolken oder Nebeln bedekt sind. Um eilf Uhr Vormittags, schikten wir einen Officier an Land, Holz und Wasser zu suchen.

Die Oberfläche der Insel ist sehr uneben, hingegen sind die Thäler schön grün, und mit Bäumen von oben bis unten bedekt. Man kann freylich dieser Schönheiten auf eine gewiße Weite nicht gewahr werden, aber in einer Entfernung von ungefehr einer Meile, verschaffen sie einen bezaubernden Anblick.

Die Ziegen, welche wir sahen, waren so wild, daß es uns viele Mühe kostete, ihnen bis auf einen Flinten-Schuß nahe zu kommen. Wir tödteten dem ungeachtet einige, und ihr Fleisch, besonders der Jungen, kam uns vortreflich vor. Wir nahmen wahr, daß zwey von denen, welche wir geschossen hatten, gespaltene Ohren hatten, welches ein Zeichen war, daß jemand hier gewohnt haben mußte. Allem Ansehen nach, werden diejenige, welche der Admiral Anson am Bord der Kriegs-Chalouppe Tryal abschikte, das Land zu erkundigen, wichtigere

gere Geschäffte gehabt haben, als den wilden Ziegen die Ohren zu spalten. Es ist wahrscheinlicher, daß ein solcher Einsiedler, wie der Schottländer Selkirk, (3) welchen man auf der Insel Juan Fernandez antraf, sich auch nach Masa-Fuero gerettet habe, wo er, wenn er mehr Ziegen gefangen hatte, als ihm nöthig waren, diejenige, welche er wieder losließ, auf solche Art zeichnete. Aber wir sahen nicht die geringste Spuren eines würklich auf der Insel lebenden Menschen.

Wir fanden an dem Ufer, auf der Südseite eine rothe Erde, welche große goldfarbene Adern hatte. Die ganze Küste ist sehr steil, und ganz nahe dabey hat man doch immer von vier und zwanzig bis fünfzig Faden Grund. Wir hatten viele Mühe anzuländen, weil die Küste voll Klippen und großer Steine ist, und die Brandung am Ufer sehr stark gehet.

Um die Insel herum findet man eine Menge Fische, vornämlich große Brassen, Meer-Aale von einer besondern Gattung, und gewiße Fische, welche man Seeger nennet, und die unsren Karpfen sehr ähnlich, aber viel dicker sind. Wir fanden auch noch eine Art von Fischen, welchen wir den Namen Stokfisch beylegten, ob sie gleich nicht vollkommen unsren Stokfischen gleichen, allein von Geschmack sind sie eben so gut. Wir fiengen auch viele und so große Krebse, daß einer acht bis zehn Pfunde wog.

(3) Siehe Woods Rogers, Dampiers, und Ansons Reisen.

Wir sahen viele Hayen, von denen einer beynahe einen von unsren Matrosen verschlang. Da die See zu hoch gieng, als daß der Nachen hätte an das Land kommen können, so zog dieser Mensch mit schwimmen ein Faß an das Ufer. Sein Kamerade, welcher den Nachen zu bewachen zurück geblieben war, wurde des Raubfisches, einige Ruthen von dem Schwimmer, gewahr, der sich schon fertig machte, ihn zu verschlingen. Er schriee ihm aus allen Kräften zu, an das Ufer zu eilen, und der andre war kaum im Stande solches zu erreichen, so sehr war er erschrocken. Unterdessen schlug derjenige, welcher in dem Nachen geblieben war, und das Ruder in der Hand hatte, mit aller Macht nach dem Hay, allein er konnte nicht gewahr werden, daß er ihm den geringsten Schaden zugefügt hatte.

Wir sahen viele Seehunde, welche uns als sehr schädliche Thiere vorkamen, und wahrscheinlicher Weise, eine große Menge kleiner Fische auffressen. Wir waren um dieser Thiere willen öfters genöthiget unsre Fischnetze wieder einzuziehen, denn wo sie in der Nähe sind, lässet sich kein einiger Fisch sehen. In eben der Gegend sind die Ufer auch mit Seekälbern und See-Löwen bedekt.

Dasjenige Thier, welches man einen Seehund nennet, gleichet weder einem Hunde, noch einem andern auf dem Lande lebenden Thiere, und es ist schwer sich vorzustellen, warum man ihm diesen Namen gegeben hat. Er hat einen runden Körper, und an statt der

Schup-

Schuppen, ist sein Leib mit der rauhen Haut bedecket, deren sich die Tischler und die, welche eingelegte Arbeit von Holz machen, bedienen, um solches zu poliren, und welches man gemeiniglich die Hundshaut nennet. (4) Auf dem Rücken ist er aschfarb, mit etwas braun vermischt, gemeiniglich aber ist der Bauch weiß, und weicher als die übrige Haut. Seine Augen sind mit doppelten Augenliedern bedekt, und sein Rachen mit einer zweyfachen Reihe kleiner spitziger Zähne bewafnet. Auf dem Rücken hat er zwey Flosfedern, welche vorne sehr scharfe Spitzen haben. Das Weibchen wirft seine Jungen lebendig. Uebrigens ist dieses Thier niemals von einer ausnehmenden Größe, selten wäget einer mehr als zwanzig Pfunde.

Der Seelöwe gleichet in etwas dem Seekalb, von welchem wir schon eine Beschreibung geliefert haben, aber er ist viel größer. Gemeiniglich, wenn er seine völlige Größe erlangt hat, ist er von zwölf bis zwanzig Fus lang, und hält acht bis fünfzehn im Umfange. Der Kopf ist in Vergleichung mit dem Leibe klein, und endiget sich mit einer Schnautze. Sie haben in jedem Kinnbacken eine Reihe dicke und sehr spitzige Zähne. Zwey Drittheile davon stehen in ordentlichen Zahnhölen, die übrigen aber, welche die vesteste und härteste sind, gehen aus dem Rachen herfür. Sie haben kleine Ohren und Augen, mit herfür stehenden Haaren wie die

(4) Dieses Werkzeug ist bey uns nicht bekannt. Anm. d. Uebers.

Katzen, und kleine Nasenlöcher, welches die einige, nicht mit Haar bewachsene Theile ihres Körpers, sind. Man erkennet die Männchen an einer großen Schnautze, von ungefehr fünf Füssen, sechs Zoll, welche von dem Enden des obern Kinnbackens herab hängt, die man aber bey den Weibchen nicht findet. Die Haut des Seelöwen ist mit kurzen und hellbraunen Haaren bedekt; aber seine Flosfedern, und sein Schwanz, welche ihm an statt der Füsse dienen, wenn er auf dem Lande ist, sind beynahe schwarz. Seine Flosfedern sind an den äussersten Enden fast wie Finger gebildet, hangen aber ungefehr in der Mitte ihrer Länge durch ein Häutchen zusammen, und an jedem Finger ist eine Klaue. Er ist so fett, daß wenn man einen Schnitt in seine Haut macht, welche ungefehr einen Zoll dick ist, man wenigstens einen Fus dick Speck findet, ehe man auf das Fleisch oder die Knochen kömmt. Es hat auch die es Thier so viel Blut, daß, wenn man es an zehn bis zwölf Orten verwundet, in dem Augenblicke eben so viele Blutquellen entstehen, welche bis auf eine ziemliche Entfernung heraus sprützen. Sein Fleisch schmecket beynahe wie unser Rindfleisch, und das Fett, wenn es geschmolzen wird, giebt ein gutes Oel. Die Männchen sind viel größer als die Weibchen, sie halten sich beede den Sommer über in der See auf, mit Anfang des Winters aber kommen sie an das Land, und bleiben diese ganze Jahrszeit hindurch, daselbst; alsdann paaren sie sich auch, und werfen ihre Junge. Sie

brin-

bringen gemeiniglich zwey Junge auf einmal, welche von dem Weibchen gesäuget werden. Sie nähren sich von den Kräutern welche an dem Ufer wachsen, und schlafen in Haufen. Während ihres Schlafes, stehen beständig einige Männchen in einer gewißen Weite Schildwacht, um Lermen zu machen, wenn sie jemand sehen. Dieses thun sie, indem sie bald wie die Pferde wiehern, bald wie die Schweine grunzen. Die Männchen kämpfen oft mit vieler Wuth und Raserey, um ihre Weibchen.

Von den Spaniern wird **Masa-Fuero** gemeiniglich die kleine Insel Juan Fernandez genennet. Sie liegt ungefehr 22 Meilen von der großen, West zu Süden. Sie erhielt den Namen **Masa-Fuero**, weil sie unter beeden am weitesten von dem vesten Lande abliegt. In der That sind diese zwey Inseln einander sehr ähnlich; die Küsten sind in beeden sehr steil, und auf einer wie auf der andern, findet man überhaupt wenig süsses Wasser. Auf der kleinen findet man keine Quelle, welche mit dem großen Brunnen auf der großen Insel zu vergleichen wäre. Alle zwey sind bergicht, und mit einer Menge Bäume gezieret, welche mit der verschiedenen Gestalt der Berge, und vielerley kleinen und großen Thälern vereiniget, ein sowol angenehmes als wildes Aussehen verursachen.

Man findet auf der Insel **Juan Fernandez** keine Bäume, welche man zu Zimmerholz gebrauchen könnte, ausgenommen den Myrthenbaum. Einige von

die-

diesen Bäumen sind so gros, daß man Balken von fünfzig Schuhen daraus hauen kann. Die Ziegen sind daselbst nicht so häufig als auf Masa-Fuero, weil die Spanier noch keine Hunde, wie in Juan Fernandez dahin gebracht haben. Sie thaten dieses in der Absicht, denenjenigen die Mittel zu ihrem Unterhalt zu benehmen, welche sich einfallen lassen möchten, sich daselbst niederzulassen. Man findet bey beeden Inseln, eine große Menge vortreflicher Fische, und ihre Küsten sind mit Thieren bedekt, welche sowol auf dem Lande als im Wasser leben, wie z. B. die Seekälber und Seelöwen sind.

Der vernünftige Verfasser von Ansons Reisen, liefert uns eine reitzende Beschreibung von dem innern Theile der Insel Juan Fernandez, insonderheit von dem nordlichen Theile. Er hat sehr wohl angemerkt, daß diese Insel auf eine gewiße Weite davon, nur wild und unangenehm aussiehet, daß aber das Land immer schöner wird, je mehr man sich ihm nähert, und daß man durch die unzähliche Schönheiten, welche man bey der Anländung entdecket, ganz bezaubert wird. "Die Wäl„der, fügt dieser Schriftsteller hinzu, welche den grö„sten Theil der steilsten Berge bedekten, waren mit kei„nem kleinen Buschwerke oder wilden Sträuchern ver„wachsen, und man konnte ohne die geringste Mühe „hindurch kommen. Die Ungleichheit der Berge und „Abgründe, zeichnet nothwendiger Weise, durch ihre „verschiedene Verbindungen, viele malerische Thäler,

„wel-

„welche gröstentheils von Bächen von dem hellesten Was„ser durchschnitten und befeuchtet werden, die in kleinen „Wasserfällen, von Felsen zu Felsen herunter fallen. „An einigen Orten in diesen Thälern, findet man reitzen„de grüne Plätze, wo der Schatten der Bäume, der „angenehme Geruch, welcher davon ausdünstet, die Hö„he der Felsen, welche, so zu reden, über unsern Kö„pfen aufgehänget sind, die Durchsichtigkeit und viele „Wasserfälle der Bäche, ein so majestätisches und schö„nes Gemählde vorstellen, dessen gleichen man schwer„lich in einem andern Theile unsrer Kugel finden wird. „Hier zeiget sich die Natur ohne alle Hülfe der Kunst, „über alle Vorstellungen der fruchtbarsten Einbildungs„kraft erhaben.„ Eben dieser Autor giebt hernach eine angenehme Beschreibung von dem Orte, wo der Kommodore sein Zelt aufschlagen ließ. „Dieses war eine „kleine Ebne, welche auf einer Anhöhe lag, und ohn„gefehr eine halbe Meile vom Meere entfernet war. „Im Gesicht des Zeltes war ein breiter Weg, welcher „queer durch den Wald gieng, und indem er immer ab„hängiger gegen dem Meere zu, wurde, die Bay und „die darinn vor Anker liegende Schiffe sehen ließ. Die„se kleine Ebne, war in Gestalt eines Amphitheaters, „mit einem Walde von großen Myrthen umgeben. Der „Boden des Waldes, ob er gleich höher lag, als die „Ebne, verhinderte doch nicht, daß die Berge und Fel„sen in dem innern Theile der Insel, über die Gipfel

„der

„der Bäume herfür rageten, welches die Schönheit und „Pracht der ganzen Vorstellung vergrößerte. Zwey „Bäche von dem schönsten Wasser, liefen zur rechten und „linken Seite des Zelts, auf hundert Ruthen weit, und „wurden durch die Bäume beschattet, welche die Ebne „von beeden Seiten einfassten, und die Symmetrie die„ser schönen Landschaft vollkommen machten.„

Es ist uns unmöglich, vor gewiß zu behaupten, daß es auf Masa-Fuero eine dieser gleiche Gegend gebe; allein da sich diese zwey Inseln sonst in allen Absichten gleichen, und unter einerley Breite liegen, so ist wahrscheinlich, daß die kleine der größern, in Ansehung der Lage und insonderheit der Wasserfälle, in nichts weiche; denn auch auf Masa-Fuero giebt es viele dergleichen, welche in die See fallen. Allein wir hatten weder Zeit noch Gelegenheit, diese Insel mit so vieler Aufmerksamkeit zu untersuchen, als nöthig wäre, diejenige Schönheiten genau zu beschreiben, welche wir nur von Ferne, und also ziemlich unordentlich sehen konnten.

Währender Zeit man den benöthigten Vorrath von Wasser vor das Schiff einnahm, bekamen die damit beschäfftigte Matrosen Befehl, Gürtel von Pantoffelholz anzuziehen, wenn die Brandung zu stark war, um also von den Nachen an die Küste, und von dieser an unsre Nachen zu schwimmen. Unser Kommodore wollte nicht erlauben, daß sie sich ohne dieses Hülfsmittel in das Wasser wagten, weil man dadurch ausser Gefahr ist, zu

ersau-

ersaufen, wenn man nur den Kopf immer über dem Wasser hält, welches man leicht in acht nehmen kann.

Um diese Zeit mußten unsre Leute einen neuen Anfall vom Scharbock ausstehen. Dies war kein Wunder; da wir aus einem kalten Luftstrich, so geschwind in einen sehr heissen kamen, mußte solches natürlicher Weise eine Veränderung in ihrer Leibesbeschaffenheit erwecken.

Nachdem wir endlich so viel Holz und Wasser eingenommen hatten, als uns die Zeit erlaubte, da die Brandung öfters so hoch gieng, daß sich unsre Chaloupen dem Ufer nicht nähern konnten, so dachten wir endlich darauf, diese Insel zu verlassen. Wir nahmen vorher den Kapitän Monal von dem Tamer an Bord, welcher nun als Kommandeur auf dem Delphin verbleiben sollte, weil es gebräuchlich ist, daß alle Flaggen-Officiers einen Kommandeur unter sich haben. Dieses verursachte verschiedene Veränderungen, und der erste Officier von uns, erhielt den Befehl auf dem Tamer.

Den ersten May zogen wir den Anker auf, und fuhren um sechs Uhr Morgens von Masa-Fuero ab, indem wir gegen Westen steuerten. Wir hatten beständig schönes Wetter, dem ungeachtet aber bemerkten wir, daß der Schaarbock immer mehr unter unsren Matrosen einriß, je näher wir der Linie kamen.

Nach einer Fahrt von sechs und dreyßig Tagen, gab uns den siebenden Junius, Morgens um ein Uhr, der Tamer ein Zeichen, daß er Land sahe, worauf wir

so

so gleich die Seegel einnahmen, um den Tag zu erwarten. Unterdessen schmeichelten wir uns mit der Hoffnung einige Erfrischungen zu bekommen, deren wir, insonderheit vor unsre Kranke, sehr benöthiget waren. Unsre Hoffnung schien um so mehr gegründet, weil wir wussten, daß die Inseln, welche auf zwanzig Grade an der Linie liegen, insgemein reichlich mit allerley Gattungen von Früchten versehen sind. Mit Anbruch des Tages, hatten wir das Vergnügen zwey Inseln zu erblikken, welche, ob sie gleich niedrig und klein waren, ein gutes Ansehen hatten, weil sie mit schönen Bäumen bedekt waren, und indem wir unter dem Wind darauf zu liefen, wurden wir mit dem Geruche von den angenehmsten Früchten ergötzet. Wir sahen unter andern viele Kokos Bäume, deren Früchte in großen Büscheln herabhiengen, und welche uns eine solche Freude verursachten, die sich nur diejenige vorzustellen vermögend sind, welche, wenn sie selbst die Nothwendigkeit einer solchen Hülfe erfahren haben, auch im Stande sind, die Empfindungen derer, welche sich in gleichen Umständen befinden, zu fühlen. Wir sahen eine Menge Wilde an dem Ufer hin und her laufen. Diese Insel liegt unter dem (5) Grade neun Minuten südlicher Breite und unter

(5) Da die genaue Bestimmung von der Lage der neu entdekten Inseln, nur den Seefahrern nützlich seyn kann, so haben wir um dem Befehle der Regierung zu gehorsamen, und um unsre Feinde zu verhindern, daß sie sich unsre Entdeckungen nicht zu Nutze machen, die

unter dem Grade, vierzehn Minuten westlicher Länge; sie ist ungefehr vier Stunden lang. In der Mitte der Insel findet man Wasser im Ueberflusse, welches von dem Rande des Ufers dahin zu kommen scheinet, als welcher an vielen Orten abgebrochen und gespalten ist. Unsre Chalouppen, welche wir abgeschikt hatten, die Tiefe zu erforschen, kamen wieder zurück, ohne einen bequemen Ankergrund gefunden zu haben. An einem einigen Orte hatten sie einen guten Grund angetroffen, aber das Schiff lief dabey zu viele Gefahr, da die Tiefe fünf und vierzig Faden, und nur einen halben Ankertau vom Ufer entfernet war. Die See schlug auch hier so heftig an die Küste, daß dieses allein genug gewesen wäre zu machen, daß wir scheitern mußten. Wir sahen uns also grausamer Weise der Hoffnung beraubt, welche wir uns gemacht hatten, und konnten die angenehme Früchten nicht kosten, welche unsren Augen so reitzend vorgekommen waren. Es zeigten sich uns auch noch andre Hindernisse. Die Wilden hatten sich an dem Ufer versammelt; sie waren mit Stöcken, und sechzehn

die Grade der Länge und Breite nicht bemerket. Doch aber haben wir Platz zu den Zahlen gelassen, und so bald wir versichert seyn werden, daß unsre Landsleute von diesen Inseln Besitz genommen haben, so werden wir in den Zeitungen die Grade der Länge und Breite öffentlich bekannt machen. Diejenige, welche diese Relation haben, können alsdenn die ledige Stellen selbst mit denen dahin gehörigen Zahlen ausfüllen.

sechzehn Fus langen Wurfpfeilen bewafnet, die an dem Ende eine Spitze von einem Knochen, in Gestalt eines Hakens hatten. Sie stießen ein entsezliches Geschrey aus, und winketen uns mit den Händen, daß wir uns zurück begeben sollten. So lang unsre Chalouppe an dem Ufer hinlief, folgten sie den Bewegungen derselben, ohne sie aus dem Gesichte zu verlieren; und ob gleich unsre Matrosen an dem Ufer einige Schildkröten sahen, konnten sie doch solche nicht bekommen, weil die Wilden sich beständig gegen ihnen über befanden, um sich ihnen zu widersetzen. Der menschenfreundliche Kommodore wollte nicht zulassen, daß man Feuer auf diese elende gab, welche nur ihre natürliche Vertheidigung im Auge zu haben schienen, um sich einem fremden Einfalle in ihr Land zu widersetzen. Er hielt also vor das beste, unsren Lauf nach der benachbarten Insel zu nehmen.

Diese Wilden waren sehr schwarz, von guter Leibesgestalt, und schienen herzhaft und geschwind. Ihre Weiber, welche man nicht anders, als durch die Brüste von den Männern unterscheiden konnte, waren um die Mitte, mit einem Stücke Zeug versehen, um ihre Blöße zu bedecken, und die Männer trugen eben dergleichen, ohne die geringste andre Kleidung. Es waren ihrer ungefehr fünfzig, ohne die Kinder. Wir sahen gegen Nord-Ost ihre Hütten, unter dem Schatten des angenehmsten Gebüsches, das wir noch jemals gesehen hatten.

Den

Den folgenden Tag um sechs Uhr Morgens, liefen wir unter dem Wind nach der andren Insel zu, welche Westwärts von der ersten lag, und schikten unsren Nachen aus, einen Ankergrund zu suchen. Allein wir geriethen in Verwunderung, als wir das Ufer mit einer viel größern Anzahl von Wilden besezt sahen. Sie waren wie die ersten mit Lanzen bewafnet, folgeten uns wie diese nach, und liefen ohne Ordnung, hundertweise an dem Ufer hin und her. Wir sahen, daß die Insel mit einer erstaunlichen Menge von Kokos-, Platan und Tamarinden-Bäumen bedekt war. Als wir einige Zeit auf die Zurükkunft unsrer Chalouppe gewartet hatten, feuerten wir eine Kanone ab, um sie wieder an Bord zu rufen, welches einen grausamen Lermen unter den Wilden verursachte, die hierauf unter sich Rath zu halten schienen, was sie thun sollten. Sie hatten viele Nachen, welche sie bey unsrer Ankunft an das Land zogen, und in die Büsche verbargen. Ihre Weiber liefen mit grossen Steinen in den Händen herbey, um uns das Anländen zu verwehren. Unterdessen kam unsre Chalouppe wieder zurück, und stattete uns eben solchen Bericht ab, wie bey der ersten Insel. Man konnte keinen Grund finden, als ganz nahe am Ufer, auf hundert Faden Wasser. Diese Nachricht bekümmerte uns um so mehr, da wir sechs und dreyßig Kranke am Bord hatten, welche sich gleich wieder würden erholt haben, wenn sie die Landluft hätten einathmen, und von den angenehmen

Früchten und Kräutern essen können, mit welchen uns diese Insel versehen zu seyn schien.

Wir waren also genöthiget, diese reizende Inseln zu verlassen, welche wir mit gröster Begierde ansahen, und die Inseln der fehlgeschlagenen Bestimmung nennten. Indem wir unsre Fahrt fortsezten, gab der Tamer den eilften Junius das Zeichen, daß er Land sahe; wir legten so gleich bey, und blieben die Nacht auf diese Art liegen, den folgenden Tag liefen wir an der Küste hin, einen bequemen Ankerplatz zu suchen. Allein da wir keinen Grund, als nur ganz nahe am Land, fanden, so wollte der Kommodore es nicht wagen Anker zu werfen, und ließ auf das neue gegen Westen steuren. Da unterdessen unsre Chalouppen sich bemüheten den Grund zu erforschen, nahmen sie zwey Nachen wahr, die ihnen folgten; der Kommodore gab ihnen ein Zeichen, Jagd auf sie zu machen. Nachmittags um ein Uhr, flüchteten sich die Wilden auf das Land, wo sie sich mit Stöcken und Pfeilen so herzhaft vertheidigten, daß unsre Leute gezwungen waren, Feuer auf sie zu geben. Sie tödteten und verwundeten einige von ihnen, welche von ihren Kameraden in das Gebüsche geschleppet wurden. Als unsre Chalouppen wieder zurück kamen, brachten sie die zwey Nachen mit sich, davon der eine zwey und dreyßig, der andere aber nur vierzehn Fus lang war.

Nachdem diese Wilde zerstreuet waren, giengen wir an das Land, Erfrischungen zu suchen. Hier hatten

wir

wir Gelegenheit ihre Hütten zu betrachten, welche überhaupt sehr niedrig sind, und sich mit einer Bedeckung endigen, welche dem Dache eines mit Stroh bedekten Hauses gleichet. Der Schrecken, in welchem sie sich befanden, hatte sie nicht verhindert, allen ihren Hausrath und ihre Werkzeuge wegzubringen, welches machte, daß wir nicht gewahr werden konnten, auf was für eine Art sie ihre Nachen verfertigten, ob wir gleich einige fanden, welche noch nicht ganz fertig waren. Wir sammelten eine große Menge Kokosnüsse, welche die vornehmste Frucht der Insel waren. Wir fanden auch sehr viel Löffelkraut, und andre unsren Kranken dienliche Gewächse, die wir nicht an das Land setzen konnten, weil wir keinen Ankergrund fanden.

Diese Insel liegt ungefehr sieben und sechzig Stunden, West-Süd-West zu Süden, von der leztern, wovon wir geredet haben, unter dem Grad vierzehn Minuten Süder-Breite, und Grad zehn Minuten westlicher Länge. Alle ihre Ufer sind mit weissen und rothen Korallen, von großer Schönheit, wie auch mit Perlen und unzählichen andren schönen Muscheln bedekt. Aus dieser Ursache, nennten wir sie die Korallen-Insel. Sie mag ungefehr zehn bis eilf Stunden lang, und drey breit seyn, aber man findet nahe beym Ufer sehr wenig gut Wasser. Wir sahen nur eine einige Quelle, welche kaum vor die kleine Anzahl der Einwohner zureichend war. Wir wurden ge-

wahr, daß sie gewohnt waren, daselbst ihr Wasser zu schöpfen, und es hernach in einer, an den Fus eines Baums gegrabenen Grube, zum Gebrauche zu verwahren. Dennoch ist mitten in der Insel ein See, wo die Wilde Schildkröten fangen; und wir sahen viele Schilde davon, deren sie sich ihre Nachen zu kalfatern bedienen, indem sie solche in ganz schmale Streifen zerschneiden. Wir fanden auch sehr viele Fische, welche an Bäume um zu troknen, aufgehänget waren. Die Wilde fangen solche mit Angeln von Perlenmutter und Netzen, die aus einer wollichten Pflanze gemacht werden. Es schiene, als wenn sie einigen Begriff von einer Religion hätten, denn wir fanden einen Ort, welcher uns einer Art von Gottesdienst gewiedmet zu seyn schien. Ein krummer Pfad führte auf einen geraumigen Platz, wo ein sehr großer und dicker Kokosbaum stand, und rund herum waren große Steine gelegt, welche wahrscheinlicher Weise zu Altären dienten. An einem Baume hieng das Bild eines Hundes, mit Federn gezieret. Es erhellete, daß diese Wilde die Gewohnheit haben, ihre Todte über der Erde zu lassen, denn wir fanden hinter diesen Steinen, gegen Morgen, eine hölzerne Kiste, worinne ein menschliches Gerippe lag, welches uns von ausserordentlicher Größe zu seyn schien.

Da wir unsre Fahrt immer gegen Westen fortsezten, entdekten wir eine andre Insel, unter eben dieser Breite, und dem Grade zwanzig Minuten der Länge.

Wir

Wir schikten unsre Chalouppen wieder aus, die Tiefe zu untersuchen, und kaum hatten sie sich dem Lande genähert, als eine Menge Wilder sich darauf einfand. Unsre Leute schenkten ihnen einige Spielsachen, und sie bezeugten durch ihre Zeichen, daß sie sehr vergnügt waren und durch die Einfalt und Freundschafts-Bezeugungen dieser Leute aufgemuntert, wagten sie es an das Land zu steigen. So gleich kamen die Wilde um sie herum, und fiengen, um ihre Freude zu bezeugen, zu singen und zu tanzen an. Wir gaben dieser Insel den Namen, **König George**; sie mag von Süd-Westen zu Nord-Westen ungefehr sieben Stunden lang, und drey breit seyn. In der Mitte derselben findet sich ein so großer See, daß das Land, welches ihn umringt, an einigen Orten sehr schmal ist; wir fanden aber nicht so viele Kokosbäume auf dieser, als auf den andern Inseln, welche wir gesehen hatten.

Wir sezten unsre Fahrt gegen Süden fort, und entdekten wieder eine Insel, welcher wir den Namen des **Prinzen von Wallis** beylegten. Wir näherten uns dem Land, und fanden, daß solches eine schmale Erdzunge war, welche sich von Süd-Ost gegen Nord-Ost erstrecket, und ungefehr fünf Stunden in die Länge haben mag. Wir sahen viele Wilde daselbst, deren Nachen hin und her auf dem Strand lagen. Diese Insel liegt unter dem Grade zwey Minuten Süder-Breite, und unter dem Grade westlicher Länge.

Den 21. Junius sahen wir wieder Land, um sieben Uhr Morgens. Wir befanden, als wir näher hinzu kamen, daß solches eine mit Klippen und Felsen umgebene Insel war, welche ungefehr vier Stunden in die Länge hatte. Wir nennten sie die Gefährliche Insel. Sie liegt unter dem Grad dreyßig Minuten der Breite, und dem Grade zehn Minuten der Länge. Sie kam uns von weitem sehr fruchtbar, und mit vielen Kokosbäumen versehen vor, welche wir deutlich sehen konnten. Diese Insel wird durch das Wasser, welches über ihre Ufer lauft, so von einander getheilt, daß es drey ganz unterschiedene Inseln zu seyn scheinen. Wenn man an dem Strande hin seegelt, siehet man viel Sand, und ungefehr sieben Stunden von der Ost-Seite der Insel ist eine Bank von Klippen, welche eine viertheil Meile lang seyn mag. Wenn man diesen Klippen gegen über ist, liegt die Insel West-zu Norden.

Wir sezten unsren Lauf beständig gegen Westen fort, und bekamen den 23. sehr starken Regen, dessen wir uns bedienten, süsses Wasser zu bekommen. Man spannet nämlich auf der See, in diesem Falle, ein großes Tuch auf; in die Mitte desselben leget man eine Kanon-Kugel, oder sonst einen schweren Körper. Auf diese Art sammelt sich das Wasser in der Mitte des Tuches, von da es in die Fässer herablauft, welche man darunter hinsetzet. Auf diese Art bekommen die Schiffe von Manilla, auf ihrer langen Reise über die Süd-See, frisches

sches Wasser, indem sie sich des Regens bedienen, welcher in dieser Jahrszeit, und unter dieser Breite sehr häufig fällt.

Des folgenden Tages hatten wir ziemlich schönes Wetter, und um zehn Uhr Morgens, sahen wir eine andre Insel, auf welcher wir eine unbeschreibliche Menge von allerley Vögeln wahrnahmen. Wir machten uns fertig daselbst anzuländen, und schikten unsre Chalouppen ab, einen Ankerplatz zu suchen. Diese Insel befindet sich unter dem Grade drey und dreyßig Minuten Süderbreite, und dem Grade westlicher Länge. Sie mag von Osten nach Westen ungefehr vier Stunden in die Länge, und eben so viel in die Breite haben. In der Mitte ist ein Teich, und die See lauft an verschiedenen Orten über den Strand. Das Land liegt überhaupt sehr niedrig, ob es gleich beym ersten Anblicke nicht so zu seyn scheinet, denn es giebt viele kleine Hügel, welche mit hohen Bäumen bedecket sind, allein der übrige Boden liegt tief, und ist sehr sandigt. Unsre Chalouppen kamen mit der verdrüßlichen Nachricht zurücke, daß sie keinen Ankergrund finden können. Wir fertigten sie aber wieder ab, uns einige Erfrischungen von der Insel zu holen, welche wir die Insel des Herzogs von York nennten. Sie kamen um sechs Uhr Abends wieder, und brachten eine große Menge Kokos-Nüsse mit, welches die einige Früchte zu seyn scheinen, die hier wachsen; zum wenigsten konnten unsre

Leute keine andre finden. Wir konnten nicht die geringste Spur von Einwohnern gewahr werden, und vermutheten, daß diese Insel noch niemals entdekt worden wäre.

Den 28. Junius hatten wir einen frischen Wind, mit starkem Regen begleitet. Da wir nunmehr alle Hoffnung aufgaben, die Salomons-Inseln zu sehen, welche wir uns anzutreffen schmeichelten, und welche wir ohne Zweifel hätten sehen müssen, wenn sie unter der, in unsren Seekarten verzeichneten Breite, lägen; (6) veränderten wir unsren Lauf, und steuerten gegen Nord-Nord-West, beständig in Gesellschaft des Tamer. Unsre Leute beschäfftigten sich unterdessen Regenwasser zu sammeln, weil schon vier Monate lang, jeder Mann täglich nur eine Pinte bekam.

Den 4. Julius gab der Tamer ein Zeichen, daß er Land sahe. Wir wendeten uns so gleich auf diese Sei-

(6) Man behauptet, die Salomons-Inseln seyen von dem Ferdinand von Quiros entdecket worden. Er gab sie vor sehr reich, und wohl bewohnt aus. Verschiedene Spanier, welche durch Sturm dahin verschlagen worden, versicherten, daß die Einwohner, in ihren Gewohnheiten und in ihrer Gestalt, denen Völkern auf dem vesten Lande von Amerika gliechen, und goldene und silberne Zierathen trügen. Allein ob man gleich von Spanischer Seite verschiedene Schiffe abschikte, diese Inseln zu suchen, war solches doch vergebens. Es muß dieses entweder von der Unrichtigkeit der angegebenen Breite, unter welcher sie liegen sollen, herrühren, oder ist diese ganze vorgegebene Entdeckung, überhaupt nichts als eine Erdichtung.

Seite, und fanden eine Insel, unter dem Grade dreyzehn Minuten Süder-Breite, und dem Grade vierzig Minuten westlicher Länge. Wir gaben ihr den Namen der Byrons-Insel, weil sie zuvor noch unbekannt gewesen war. Sie hat ungefehr vier Stunden von Nord-West zu Süd-Ost, und schien uns sehr fruchtbar, wenn wir die große Menge Bäume betrachteten, womit sie bedecket war. Man kann auf der südwestlichen Seite der Insel ankern, wo man eine halbe Meile vom Ufer, von zehn bis auf sieben und dreyßig Faden Wasser findet; der Grund ist mit Korallen bedekt, und die Brandung nicht stark. Um zehn Uhr Vormittags, schikten wir unsre Chalouppe wohl bewafnet an das Land, und sahen eine Menge von den Einwohnern, in Prosen oder Indianischen Nachen, hin und her an dem Ufer zerstreuet. So bald sich unsre Chalouppen der Insel näherten, kamen diese Barken um sie herum, und handelten mit unsren Leuten, welche ihnen vor ihre Früchten allerhand Kleinigkeiten gaben, worüber sie so wol, als über die gute Art unsrer Matrosen, sehr vergnügt schienen. Ihre Barken sind sehr enge, und mit zusammen genäheten Baumblättern bedekt. In einigen können zwey, und in andern vier Menschen sitzen. Sie gleichen ziemlich denen Prosen, deren sich die Einwohner der Diebs-Inseln bedienen. Sie haben ein Steuer-Ruder, in Form eines viereckichten Gitters, um das Fahrzeug im Gleichgewichte zu erhalten, und zu verhin-

hindern, daß es nicht umstürze, welches sonst unfehlbar geschehen würde, weil gar kein Verhältniß zwischen der Breite und Länge derselben ist.

Diese Wilde sind olivenfarbigt; sie haben schöne lange schwarze Haare, und ihre Zähne sind ungemein weiß. Sie sind wohlgewachsen und sehr hurtig. Die Männer gehen ganz nackend, und ob wir wohl hundert von ihnen in ihren Nachen bey einander sahen, so befand sich doch nur eine einige Frau dabey, vor welche sie viele Achtung zu bezeugen schienen. Sie war durch einen Gürtel unterschieden, welchen sie um den Leib trug. Während daß die Barken um das Schiff herum waren, kam einer von den Wilden an Bord; welcher mehr zu sitzen, als zu stehen gewohnet zu seyn schien. Denn so bald er herauf war, sezte er sich auf seinen Hintern nieder, und blieb in dieser Stellung, bis er wieder über Bord sprang. Diese Wilden schienen nicht einmal einen Begriff von denenjenigen Dingen zu haben, welche die Natur allein, auch ohne Beyhülfe der von gesitteten Völkern, zum Nutzen der Gesellschaft, errichteten Gesetze, sie hätte lehren sollen. Es war alles unter ihnen gemein, und daher hatten sie nicht den geringsten Begriff von einem Eigenthum. Einer von ihnen, welcher mit seinem Nachen unter das halbe Verdeck gekommen war, sprang, ohne daß es unsre Leute gewahr wurden, in die Kammer des Konstabels, und nahm alles mit sich, was er in den Händen tragen konnte. Ein andrer

drer, welcher mit einem Matrosen gehandelt, und demselben für ein Brod, zu welchem er Lust hatte, ein Halsband gegeben hatte, nahm der Gelegenheit wahr, ihm solches wieder wegzunehmen, und stürzte sich damit in das Wasser; denn diese Wilde sind des Wassers so gewohnt, daß sie öfters eine Minute und noch länger, unter demselben zubringen können.

Den 8. Julius, drey Tage nachdem wir diese Insel verlassen hatten, gaben wir dem Tamer das Zeichen, daß wir Land sahen. Um acht Uhr Morgens sties er zu uns, und wir sahen drey Inseln, welche wir vor Tinian, Agnigan und Saypan, erkennten. Des folgenden Tages ankerten wir auf der Rheede vor Tinian, wo wir sechzehn Faden Wasser, und einen aus weissem, mit Korallen vermischtem Sand, bestehenden Grund fanden. Wir warfen zwey Anker einen gegen Osten und einen gegen Westen aus, und banden Tonnen an unsre Ankertauen, damit sich solche in dem übeln Grund nicht verwirren sollten. Wir verspürten einen frischen Wind aus Nord zu Osten, und wurden gewahr, daß die Fluth ordentlich an den äussersten Enden der Insel auflief, und das Wasser allezeit acht bis neun Fus hoch stieg und fiel. Wir kamen also nach einer Fahrt von vier Monaten und zwanzig Tagen, seitdem wir die Magellanische Straße verlassen hatten, und in das stille Meer gekommen waren, bey dieser vortreflichen Insel an. Wir waren auf dieser langen Reise so besonders

glük-

glüklich, daß wir nicht einen einigen Mann verlohren, ob wol zerschiedene vom Schaarbock angefallen wurden. welches von dem gesalzenen Fleische, das ihre Speise war, herkam. Diesen glüklichen Erfolg hatten wir der Sorgfalt des Kommodore zuzuschreiben, welcher zu gewissen bestimmten Zeiten Fleisch Gallerten, und Früchte die wir in denen entdekten Inseln fanden, austheilen ließ. Das schöne Wetter, welches wir dazumal hatten, verschaffte uns Gelegenheit, unsre Kranke an das Land zu setzen, und zu ihrer Bequemlichkeit schlugen wir verschiedene Zelten auf.

Unterdessen schikten wir Leute aus, Wildpret zu suchen, welches wir nach dem Bericht des Admirals Anson in großer Menge zu finden vermutheten; allein wir hatten an der schlechten Seite der Insel Anker geworfen. Wir hatten den Verdruß, nur sehr wenig anzutreffen, und die Dicke der Wälder, durch welche wir gehen mußten, machte daß wir dasjenige, was wir geschossen hatten, nur mit sehr großer Mühe an Bord schaffen konnten. Man war so gar gezwungen, einen großen Theil davon zurück zu lassen, weil man es nicht durch das dikke Gesträuche bringen konnte. Also fanden wir die erste Woche über, nichts als drey junge Stiere, wovon wir den einen nicht benutzen konnten, weil wir ihn nicht zeitlich genug an das Schiff brachten. Denn in vier und zwanzig Stunden, war er ganz mit Würmern bedekt, welches von der großen Hitze dieses Luftstriches und der unbe-

unbeschreiblichen Menge von Fliegen herkommt, welche bey Tage, und denen stechenden Mücken, welche bey Nacht fliegen. Diese gleichen denen unsrigen in England, sie sind aber viel größer, in weit größerer Anzahl, und viel beschwerlicher. Dennoch waren wir in kurzer Zeit überflüssig mit frischem Fleische, Schweinen, und allen nöthigen Dingen, welche jedes in seiner Art vortreflich waren, versehen.

Den 7. August schikten wir sechzehn Mann von unsrem Schiff unter die aufgeschlagene Zelten an das Land, welche wir unsern Hospital nennten. Den folgenden Tag starb unser Quartiermeister Johann Watson, und kurz darauf Peter Evans, ein Matrose von dem Tamer. Wir brachten unsern kupfernen Ofen an das Land, und liessen Brod in demselben bachen, welches man den Kranken austheilete. Alle dergleichen Dinge waren der Aufsicht unsres Wundarztes anvertrauet.

Darauf schikten wir eine Chalouppe an die Westseite der Insel, wo das Wildpret in ganzen Heerden liefe. Einige von unsren Leuten befanden sich am Ufer, um zu schiessen, bis die Chalouppe ankam. Man brachte dasjenige was sie geschossen hatten, so gleich in dieselbe, und auf diese Art bekamen unsre Leute so viel Fleisch und Suppen zu essen, als sie nur verzehren konnten. Es fehlte ihnen auch nicht an Gonyava-Wurzeln, Pomeranzen, Limonien, Kokos-Nüssen und der Frucht aus welcher man Brod macht, welche auf dieser Insel in

Men-

Menge wächset. Sie hatten allerley Geflügel, so gut als in England, und wilde Vögel von unterschiedener Gattung. Unsre Leute fiengen auch Frischlinge in ihren Netzen.

Diese vortrefliche Insel liegt unter dem sechzehnden Grade acht Minuten Norder-Breite, und dem hundert und vierzehnden Grade, fünfzig Minuten westlicher Länge, von Acapulco in Neu-Spanien. Sie ist nur zwölf Meilen lang, und ungefehr halb so breit. Der Boden ist trocken und sehr gesund, und da er ein wenig sandigt ist, so hält man dafür er sey nicht allzugeschikt zum Ackerbau. Es ist vielleicht kein Ort in der Welt, welcher einen reitzendern Anblick verschaffet, wenn man ihn von der Seeseite betrachtet. An statt das Ansehen eines wilden und unbebauten Landes zu haben, glaubet man ein schönes fruchtbares Land zu sehen, welches durch Menschen-Hände bepflanzet, und mit prächtigen Wäldern und geraumigen Spaziergängen, gezieret worden; welche mit der Lage und Ungleichheit des Bodens, so wohl übereinstimmen, daß alles zusammen, die angenehmste und wundernswürdigste Würkung verursachet. Der Boden steiget unvermerkt in die Höhe, und wird öfters durch krumme und unordentliche Thäler unterbrochen, welche diesem reitzenden Aufenthalt, eine solche Abwechslung verschaffen, die nicht anders als angenehm seyn kann. Große Wiesen sind durch Wälder durchschnitten, und mit dem schönsten Klee und

Blumen

Blumen bedekt. Große Haufen von unterschiedenen Thieren, welche man mit Tausenden hier weiden sahe, machten den Anblick dieses Land-Gemähldes noch lebhafter. Das besonderste dabey war, daß diese Thiere alle weiß waren, und entweder braune oder schwarze Ohren hatten. Sie stillen ihren Durst aus zwey großen Teichen, welche mitten auf der Insel liegen, und wo sich eine Menge von Enten, wilden Tauben, Tauchern und andern Vögeln aufhält. Man findet auch viele Schweine, welche sehr wild sind, aber ein sehr wohlschmeckendes Fleisch haben, eben sowol als das Hornvieh und die Vögel. Man setze zu diesen noch eine erstaunliche Menge von zahmen und Haus-Geflügel, welche die Büsche bewohnen, und wie der Verfasser der Relation von den Reisen des Admiral Ansons bemerket, bey dem ersten Anblick die Einbildung erwecken, es müßten Meyerhöfe und Dörfer in der Nähe seyn.

Allein die schöne Aussicht, und die vortrefliche Lebensmittel, sind nicht allein die Vortheile, welche man aus dieser reitzenden Insel ziehen kann, sondern sie unterscheidet sich auch noch von andern durch die gute Eigenschaften ihrer Früchte und Pflanzen, welche dazu bestimmt zu seyn scheinen, den Schaarbock zu heilen. Alle sind in ihrer Art vortreflich, und viele davon verdienten eine ausführliche Beschreibung.

Der Kokosbaum, welcher, wie wir gesagt haben, sowol in denen von uns neu entdekten Inseln, als in

der Insel Tinian häufig wächset, ist eines von den schönsten und bewundernswürdigsten Gewächsen; man findet ihn auch in andern Welttheilen, und besonders in dem morgen- und abendländischen Indien. Es ist eine Art von Palmen; sein Stamm ist gerade, gros, und wird von dem Fus bis an den Gipfel unvermerkter Weise immer dünner. Am Ende des Stammes finden sich die Zweige, welche eine schöne Krone bilden. Die Früchte hangen in Form der Trauben, an starken Stielen daran. Einige davon sind reif, da andre noch grün sind, einige fangen an Knospen zu treiben, da wieder andere noch völlig in ihrer gelben Blüthe stehen. Diese Früchte sind von unterschiedlicher Größe, grünlichter Farbe, und mit zwey Schaalen bedekt. Die äusserste ist aus langen, starken und braunen Fäden zusammen gesezt. Die innere ist hart, und schliesset eine weisse, dichte und zusammengepreßte Substanz in sich, welche wie süsse Mandeln schmecket. Verschiedene Völker essen solche zum Fleisch, wie wir unser Brod, und pressen einen Saft daraus, welcher wie Mandel-Milch aussiehet, und wenn man ihn über das Feuer setzet, sich in eine Art von Oel verwandelt, dessen man sich beym Kochen, und zum Brennen in den Lampen, bedienen kann. Mitten in der Kokos-Nuß findet man eine ziemliche Menge von einem durchsichtigen und frischen Safte, welcher einen Zucker-Geschmack hat, und sehr kühlet. Was man den Kohl nennet, ist eine Art eines Traubens, welcher aus vielen

len weissen, kleinen und leicht zerbrechlichen Blättern bestehet, welche an Geschmack denen Mandeln gleichen, und einen nicht viel vom Kohl unterschiedenen Geschmack haben, nur daß er angenehmer und süsser ist.

Allein die merkwürdigste Frucht auf dieser Insel ist die, welche man die **Brod-Frucht** nennet, weil die Europäer, welche in diese Gegenden kommen, sich derselben an statt des Brods bedienen, ja sie diesem gar vorziehen. Sie wächset auf einem hohen Baum, welcher sich nahe an seinem Gipfel in große Aeste zertheilet, die mit dunkelgrünen am Rande eingekerbten, zwölf bis achtzehn Zolle langen Blättern, bedekt sind. Die Frucht, welche einzeln an allen Zweigen hänget, ist sieben bis acht Zolle lang, von eyförmiger Gestalt, und mit einer rauhen Rinde überzogen. Wenn man sie grün einsammelt, und sie hernach röstet, so findet man ein zartes, weisses und süsses Mark, wie Brod-Krumen; aber an Geschmack gleichet solches den Artischocken. Diese vortrefliche Frucht ist acht Monate lang zu haben. Wenn sie reif wird, bekömmt sie eine gelbe Farbe, und wenn sie noch zärter wird, so schmecket sie wie ein Pfersig, und hat einen sehr lieblichen Geruch. Man giebt aber vor, alsdenn seye sie ungesund, und verursache die Ruhr.

So bald wir bey dieser angenehmen Insel angelanget waren, schikten wir, mit Anbruch des Tages, einige

von unsren Leuten an das Land, welche allenthalben grosse Haufen von Kühen und Kälbern sahen, die mit ganzen Heerden ruhig weideten; sie liessen unsre Leute so nahe an sich kommen, daß sie nach ihrem Wohlgefallen die schönsten herausuchen und schiessen konnten, welche man hernach in die Chalouppe brachte. Es bekam öfters jeder Matrose des Tages wohl drey Pfund Fleisch; Schweine und Geflügel hatten sie gleichergestalt im Ueberfluß.

Allein die Fische, welche wir an der Küste fiengen, kamen uns sehr ungesund vor. Denn den 17. September, als die Officiers eine Schüssel voll davon gegessen hatten, befanden sie sich alle übel darauf. Sie bekamen einen so heftigen Durchfall, und mußten sich so oft erbrechen, daß man gefährliche Folgen befürchtete. Der Herr Walter, in seiner Nachricht von der Reise des Admirals Anson, bemerket gleichfalls, daß die wenige Fische, welche man fienge, denenjenigen, welche davon assen, eine Unverdaulichkeit verursachten, daher man urtheilte es seye besser, sich deren zu enthalten. Diese Beobachtung, nebst unsrer eignen Erfahrung, beweiset genugsam, daß die Fische in diesen Gegenden nicht gesund sind; allein der Ueberfluß von andern Lebensmitteln machet, daß man der Fische leicht entbehren kann. Der gröste Fehler dieser Insel ist, daß sie keinen guten Hafen hat; denn die Rheede kann zu gewißen Jahrszeiten denen Schiffen keine genugsame Sicherheit verschaffen.

Man

Man muß sich verwundern, daß eine so fruchtbare Insel, welche die Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens in solcher Menge liefert, nicht bewohnt ist. Es ist aber gewiß, daß sie vor diesem bevölkert war, und daß nach einer ansteckenden Krankheit, welche den grösten Theil der Einwohner weggeraffet hatte, die Spanier die Grausamkeit begiengen, die übriggebliebene nach Guam zu führen, um diejenige Leute wieder zu ersetzen, welche daselbst gestorben waren. Doch die meiste von ihnen starben daselbst aus Verdruß, daß sie ihre alte Wohnungen hatten verlassen müssen. Wir sahen würklich noch die Ueberbleibsel ihrer Stadt, welche jetzo unter den Bäumen und Sträuchern begraben liegen.

Ob die Insel Tinian gleich ganz unbewohnt ist, so kommen doch die Einwohner von Guam und denen benachbarten Inseln öfters dahin, Rindfleisch zu holen und einzusalzen. Diese Völker sind wohlgemacht, stark und herzhaft, und, aus der Bauart ihrer Prosen oder Barken zu urtheilen, deren sie sich auf der See bedienen, sind sie auch sehr geschikt. Diese Fahrzeuge laufen mit einer so erstaunlichen Geschwindigkeit, daß alle welche solche gesehen haben, einstimmig davor halten, sie könnten bey gutem Winde, zwanzig Meilen in einer Stunde zurüklegen. Die Bauart dieser Prosen ist merkwürdig. Das Vorder- und Hintertheil sind einander vollkommen gleich, aber die Seiten sind sehr unterschieden. Diejenige, welche gegen dem Wind stehet, ist

einwärts gebogen, da indessen die entgegen stehende Seite ganz eben ist. Das ganze Gebäude ist aus zwey an den Spitzen vereinigten Stücken zusammen gefügt, welche mit Baumrinden bevestiget sind. Weil aber die platte und enge Gestalt des Fahrzeuges auf der entgegen stehenden Seite, machen könnte, daß es umschlüge, so bevestiget man auf der Seite unter dem Wind, eine Art von einem Gitter, welches ein ausgehölter, und in Forme eines Nachens zugehauener Balken unterstützet. Die Schwere dieses Viereks hält den Pros im Gleichgewicht, und verhindert, daß er nicht von den Seegeln, wenn sie Wind fassen, umgeschlagen werde. (7)

Auf einer solchen Barke befinden sich gewöhnlich sechs bis sieben Indianer, von welchen einer vorne, der andre hinten ist, und wechselsweise vermittelst einer Paguaie (8) das Schiffgen, nach ihrer Absicht lenken. Die übrige beschäftigen sich mit dem Seegel, und schöpfen das Wasser aus, welches zuweilen hinein dringet. Also gehen diese Fahrzeuge, vermittelst eines einigen Seegels,

(7) Man kann die Abbildung und Beschreibung dieser Prosen in den Reisen des Admiral Ansons sehen.

(8) Eine Gattung von Rudern, in Gestalt einer Schaufel, fünf oder sechs Fus lang, welche an dem obern Ende ein Zwerchholz vier oder fünf Zolle lang hat, welches ihr das Ansehen einer Krücke verschaffet. Die Ruderer stehen aufrecht, ohne das Ruder auf den Rand des Schiffes aufzulegen. Der eine hält es oben, der andere in der Mitte des Stiels, und so stoßen sie das Wasser mit großer Geschwindigkeit von sich.

gels, welches man nach dem Winde richtet, mit erstaunlicher Geschwindigkeit hin und her, ohne daß sie jemals zu wenden nöthig haben.

Den 9. September um vier Uhr Morgens fieng der Wind so heftig zu wehen an, daß die Anker von dem Tamer wichen, und solcher in die See trieb. Gegen Mittag brachte er wieder einen Anker in den Grund, allein um vier Uhr Abends wich solcher nochmals, und das Schiff wurde wieder in die See getrieben.

So bald wir an der Insel angelangt waren, brachten wir unsre Barke an das Land, um den Schaden, welchen sie gelitten hatte, auszubessern. Den 10. war sie wieder im Stande, in die See zu gehen.

Unsre Boote, welche wir die Inseln Agnigan und Saypan zu untersuchen abschikten, die wir, als wir nach Tinian seegelten, gesehen hatten, kamen zu gleicher Zeit wieder zurücke, und berichteten, daß sie in der Insel Saypan eine vortrefliche Bay, und die schönste Früchte angetroffen hatten; und schien solche der nämlichen Vorzüge, wie Tinian, zu geniessen, davon sie nur drey Stunden entfernet war. Sie fügten hinzu, Agnigan seye ebenfalls eine sehr schöne Insel, worauf die nämliche Erfrischungen, wie auf den andern, wüchsen.

Um diese Zeit verlohr der Tamer durch einen unvermutheten Zufall, zwey seiner besten Matrosen. Als sein Boot, wie gewöhnlich an Land gieng, fieng die

See auf einmal so hol zu gehen an, daß der Boot voll Wasser lief, und die Leute, welche sich darauf befanden, mit Gewalt an die steile Felsen, von denen das Ufer umgeben ist, geschlagen wurden. Zwey davon ersoffen, die übrigen, sechse an der Zahl, entgiengen diesem Schiksal mit vieler Mühe. Sie waren kaum im Stande, sich durch Schwimmen an den Strand zu retten, weil sie beständig durch die Gewalt und die Höhe der Wellen zurück geschlagen wurden.

Nachdem wir eine große Menge Kokos-Nüsse und Limonien, welche man unter die Besatzung der Schiffe vertheilte, eingesammelt, und unsre Zelten abgebrochen hatten, giengen wir den 2. October von Tinian unter Seegel, und entfernten uns von den übrigen Diebs-Inseln. Da wir nunmehr den Hauptzweck unsrer Reise erreichet, und diese Inseln in der Süd-See entdekt hatten, dachten wir auf unsre Rükkehr nach England. Man schlug vor, daß wir zu Batavia anländen wollten, welches uns bequemer als ein Hafen in China vorkam, um unsre Schiffe auszubessern. Die unanständige Begegnung, welche der Lord Anson, nach einer längern Reise als die unsrige war, und die mit allen Unglüksfällen begleitet wurde, welche das menschliche Mitleiden erregen konnten, zu Kanton hatte erfahren müssen, bewegte unsren Kommodore seinen Lauf nicht nach China zu nehmen.

Den

Den 22. October seegelten wir an der Küste der Inseln von Bachi vorbey, welche uns sehr hoch, und mit Bergen bedecket, vorkamen. Den 16. des darauf folgenden Monats, kamen wir in die Strasse von Banka, welche vierzig Stunden lang ist; wir sahen daselbst verschiedene Kauffahrtey-Schiffe. Die Küste auf der linken Seite ist ganz eben, auf der rechten aber sahen wir hohe Berge und viele Flüsse, welche sich in die Strasse ergiessen, die an vielen Orten nur sieben bis acht Stunden breit ist.

Den 27. November nach unsrer Rechnung, ankerten wir auf der Rheede vor Batavia, ohne daß uns, seit dem wir die Diebs-Inseln verlassen hatten, etwas merkwürdiges begegnet wäre. Wir bemerkten, daß wir seit unsrer Abreise aus England, einen Tag eingebüsset hatten. Denn wir langten den 28 November zu Batavia an. Wir fanden daselbst das Kriegsschiff Falmouth, welches an der Küste lag, und ausser Stand war, wieder in die See zu gehen. Wir begrüsseten die Vestung mit zwey Kanonschüssen, man befand aber, aus uns unbekannten Ursachen, nicht für gut, uns zu danken; ein Englisches Kauffahrtey-Schiff, welches auf der Rheede vor Anker lag, grüssete uns mit zwey Schüssen, welche wir sogleich mit eben so vielen beantworteten.

Während unsres Aufenthalts, brachte man uns viel frisches Fleisch, gutes Gemüße, und sehr schöne

Früchten; wir nahmen auch einen großen Vorrath von frischem Wasser ein, und bezahlten vor hundert und fünfzig Gallons, fünf Schillinge. Man bediente sich eines Schiffes von vierhundert und fünfzig Tonnen, welches zu Bombai gebauet worden war, um den Delphin zu kalfatern, und seine Seiten zu verpichen.

Wir hatten bequeme Gelegenheit, gute Nachrichten von dem Zustande des Landes einzuziehen, und ich glaube, daß dasjenige, was wir davon erfahren konnten, denen Lesern nicht unangenehm seyn wird.

Die Insel Java, deren Hauptstadt Batavia ist, liegt sechs Grade südwärts von der Linie, und ohngefehr fünf Stunden von der Insel Sumatra, von welcher sie durch die Strasse von Sonda abgeschieden wird. Man giebt ihre Länge von hundert und vierzig Stunden an, und sie liegt bey nahe ganz gerade von Osten nach Westen, ihre Breite ist ungleich, aber nirgends größer als fünfzig Stunden. Auf der nordlichen Seite findet man viele gute Häfen, bequeme Bayen und blühende Städte, und in einer kleinen Entfernung liegen auch noch viele andere kleine Inseln. Ob Java gleich so nahe an der Linie liegt, so ist doch die Luft sehr gemäßiget und gesund. Die Ost- und Westwinde wehen das ganze Jahr auf der Küste; ungeachtet man hier auch die gewöhnliche Land- und Seewinde hat. Im Monat December aber ist diese Küste wegen der heftigen Westwinde sehr gefährlich. Im Monat Februar ist das Wetter

ver-

veränderlich, und man hat viele mit Donner und Blitz begleitete Stürme. Im Monat May fallen zuweilen so starke Regen, welche drey bis vier Tage anhalten, daß alle niedrige Gegenden unter Wasser stehen. Allein diese Unbequemlichkeit ist mit einem grossen Vortheile verknüpft, denn diese Ueberschwemmung vertilget eine unbeschreibliche Menge von Insekten, von welchen sonsten alle Früchten der Erde aufgefressen würden.

Der Zucker und Reis werden in Java in den Monaten Julius und October reif. Diese zwey Monate versehen die Einwohner nicht allein mit allen Arten von Früchten, sondern auch mit denen übrigen nothwendigen und angenehmen Dingen. Der Boden, welcher sehr fruchtbar ist, wird auf eine angenehme Art durch Hügel und Thäler unterschieden. Diese sind in der Gegend von Batavia mit schönen Pflanzstädten, grossen Kanälen, und überhaupt allem, was eine von Natur reiche und liebliche Gegend noch mehr verschönern kann, gezieret. Allein, ausser in der Nachbarschaft dieser Stadt, haben die Holländer den Landbau noch nicht weit getrieben. Der Weg in das innere Theil des Landes ist bey nahe allenthalben durch undurchdringliche Wälder versperret, oder durch hohe Berge, deren Spitzen sich in den Wolken verlieren.

Die Insel Java bringt eine sehr grosse Menge von Früchten hervor. Die Kokosbäume wachsen daselbst im Ueberflusse, und auf der Ebene wächset ein Baum, den

den die Malaier Jambous nennen. Sein Saft wird vor ein ohnfehlbares Hülfsmittel wider die Ruhr gehalten, welche daselbst öfters grosse Verwüstung anrichtet.

Man findet auch eine Art von Sauerampfer, welche aber der Englischen nicht gleichet. Die Malaier essen sie als Salat, und wenn ihre Blätter mit Spänen von Sandelholz vermischt werden, so wird solches vor ein gewisses Mittel wider das Zahnweh gehalten.

Eine von ihren schönsten Früchten ist eine Gattung von Kürbsen. Ihr Mark ist roth, und der Geschmack fast wie unsrer Kirschen. Sie gleichen an Gestalt vollkommen einer Pomeranze, aber sie sind viel grösser; eine einzige davon wiegt öfters zehn Pfunde. Wenn man diese Frucht auf dem Baume läßt, so hält sie sich das ganze Jahr durch, und wenn man sie abbricht, kann man sie doch vier Monate über gut erhalten. Sie kam uns so gut vor, daß wir einige davon mit nach England nahmen.

Es giebt noch eine andre gute Frucht, welche man Mangas nennet. Sie hat eine weisse Blüthe, welche an den kleinen Zweigen eines Baumes wächset, der an Dicke unsern Eichen beykommt.

Pfeffer und Kaffee wachsen gleichfalls in Java, und in der Gegend von Batavia pflanzet man viel Zukkerrohr, von welchem man alle Jahre eine beträchtliche Menge Zucker erhält.

Was

Was man in Java die Indianische Eiche nennet, ist ein so harter Baum, als man irgend einen in Europa finden kann. Sein Holz ist so dichte, daß es weder von Würmern noch von Mäusen beschädiget werden kann, welche sonst alle andre Arten von Holze zernagen. Wenn man die Blätter dieses Baums so lange in Wasser kochen lässet, bis sich solches um die Hälfte vermindert hat, so sollen solche ein allgemeines Mittel wider das Seitenstechen seyn.

Man versicherte uns, daß alle Gartengewächse in Java wohl fortkämen, und daß diejenige, welche man nicht allein aus Surat und Persien, sondern so gar aus Europa dahin gebracht habe, sich in der Gegend von Batavia so vermehrt hätten, daß man nunmehr in den Gärten eine genugsame Menge von Erbsen, Bohnen, Wurzeln und Kräutern finde, um diese grosse Stadt damit zu versehen. Unterdessen ist doch der Reis die einzige Art von Getreide, welches man in dieser Insel bauet.

Die Wälder und Büsche sind daselbst voll wilder Thiere. Man findet Rinoceros, Tieger, Büffel, Rehe, Füchse, Affen, wilde Pferde, Jakals und Krokodile. Die Kühe sind so groß als in England, und bringen gemeiniglich zwey bis drey Kälber auf einmal. Die Schaafe sind ebenfalls von der Größe der unsrigen. Es giebt sehr viele Schweine, deren Fleisch man für

sehr

sehr gut hält, und dem Rindfleische und Hammelfleische weit vorziehet.

Unter den vielen Gattungen von Vögeln giebt es insonderheit viele Feldhüner, Fasanen, Holztauben und wilde Pfauen. Man siehet auch Fledermäuse von ausserordentlicher Grösse. Sie sind so dick als eine grosse Ratte, und wenn sie ihre Flügel ausbreiten, so ist die Weite von einem Ende zum andern drey Schuhe.

Diese Insel erzeuget viele gefährliche kriechende Thiere; insonderheit Scorpionen, deren einige wohl eine Viertelruthe lang sind. Die von der kleinen Art sind in so grosser Menge, daß man keine Kiste, keinen Spiegel, keine Schilderey von der Stelle rücken kann, ohne dergleichen zu finden, und ihrem Stiche ausgesezt zu seyn. Wenn man das Thier in Oel ersäuft, und auf die Wunde leget, so ist solches das beste Mittel wider seinen Gift. Es giebt auch eine grosse Menge Schlangen von unterschiedlicher Gattung. Die kleinsten haben einen Fuß, die größten aber zehn in der Länge.

Die Anzahl der Fische, welche man um Java fängt, ist unbeschreiblich groß, und sie sind alle von sehr gutem Geschmack. Man findet auch viele Schildkröten.

Vor diesem war die Insel in viele kleine Königreiche getheilet, welche jetzo alle unter dem Könige von Bantam vereiniget sind. Er besitzet die ganze östliche Seite, und die Holländer sind Meister von der westlichen,

chen, wie auch von einigen Orten an der Küste. Wenn man den Holländern Glauben beymessen will, so sind die Javanen ausserordentlich stolz, und in allen betrügerischen Künsten sehr wohl erfahren. Ihr Gesicht ist breit, die Farbe braun, die Augen klein, wie der alten Chinesen ihre, von welchen sie sich abzustammen rühmen. Die Männer sind stark und gut gewachsen. Sie tragen ein Stück Calico um den Leib, welches bey denen Reichen mit Gold eingefasset ist. Die Weiber sind überhaupt klein, und tragen ebenfalls ein Stück Calico, welches von ihren Schultern bis auf die Kniee reichet. Der gröste Theil der Einwohner, insonderheit derjenigen, welche an den Küsten wohnen, ist der Mahometanischen Religion zugethan; die übrigen aber sind Götzendiener.

Es giebt verschiedene Dörfer in dem westlichen Theile der Insel. Gegen Osten findet man die Stadt Balambuan, wie auch Mataram, wo der König von Bantam sich aufhält, welchen man auch den Kaiser von Java nennet.

Batavia war vor diesem nichts, als ein offenes, mit Pallisaden von Bambusrohr umgebenes Dorf, welches von Götzendienern bewohnt wurde; seitdem aber die Holländer sich daselbst niedergelassen haben, ist es eine der schönsten Städte in Indien. Ihre Lage ist unter dem fünften Grade fünfzig Minuten südlicher Breite. Sie wird durch verschiedene kleine Flüsse befeuchtet,

feuchtet, welche sich in einem grossen Kanal vereinigen, ehe sie sich in das Meer ergiessen. Ihre Gestalt ist viereckigt; sie wird durch eine steinerne Mauer bevestiget, an welcher sich zwey und zwanzig Bollwerke, und vier Thore befinden, davon zwey von ausserordentlicher Schönheit sind. Diese Mauer wird noch von einem Walle, und einem breiten Graben umgeben.

Der Hafen zu Batavia ist sehr groß, und kann tausend Schiffe fassen, welche daselbst vor aller Gewalt des Windes gesichert liegen können. Man schliesset ihn des Nachts mit einer Kette, und er wird durch einen ansehnlichen Haufen von Soldaten bewacht, so daß man nicht ohne Erlaubniß hineinkommen kann, oder ohne die vorgeschriebene Abgaben zu bezahlen.

Die Strassen sind gerade, und meistens dreyßig Fuß breit. Sie sind an den Häusern mit gebackenen Steinen gepflastert, und die Häuser sind überhaupt schön und bequem gebauet. Es giebt fünfzig Gassen, welche mit Kanälen durchschnitten sind. Ueber den grösten derselben hat man vier Brücken erbauet, davon eine jede vier Bogen von zwölf Fuß im Durchschnitte hat. Ueberhaupt aber befinden sich in der Stadt sechs und fünfzig Brücken, ohne die viele Zugbrücken, welche ausser der Mauer sind. Die Menge der Menschen, welche ihre Geschäffte auszurichten, hin und herlaufen, ist so groß, daß man von vier Uhr des Morgens an, bis in die Nacht, kaum auf den Strassen fortkommen kann.

Was

Was die öffentliche Gebäude betrifft, so ist zu bemerken, daß der Chinesische Hospital sehr schön ist. Er wird durch Auflagen auf die Heurathen, Begräbnisse und Komödien der Chinesen, wie auch durch den freywilligen Beytrag der Kaufleute von dieser Nation unterhalten. In der nämlichen Strasse ist ein Findelhaus, und noch ein grosses Gebäude, worinn die Arbeitsleute wohnen, welche zum Dienste der Holländischen Ostindischen Kompagnie gebrauchet werden. Diese Kompagnie hat auch einen grossen Seilerplatz, wo sich eine grosse Menge armer Leute beschäfftigen, welche daselbst unter dem Schatten der Muscatenbäume, die auf beeden Seiten gepflanzet sind, arbeiten. Gegen Westen von diesem Platze liegen die Magazine, in welchen die Holländer ihren Macis (9), Zimmet, Nelken, und andern Vorrath verwahren.

In der Vestung, welche viereckigt, und auf einen ebenen Grund gebauet ist, befinden sich Wohnungen für alle Mitglieder des Rathes von Indien. Der Palast, welcher zu des Gouverneurs Wohnung bestimmet ist, liegt ebenfalls inner den Mauren des Schlosses. Er ist von gebackenen Steinen aufgebauet, aber sehr prächtig, und höher als alle Gebäude in der Stadt. Auf der Spitze eines Thürnleins, welches in der Vestung stehet, befindet sich ein eisernes, recht gut ausgearbeitetes Schiff, welches anstatt eines Wetterhahns dienet, und so groß

(9) Dieses ist die zweyte Rinde von den Muscatnüssen.

ist, daß man es einige Stunden weit in der See sehen kann.

Man hat rund um die Stadt, auf eine gewisse Weite von einander, Redouten aufgeworfen, um die Bewohner des platten Landes wider die Einfälle der Eingebohrnen des Landes zu beschützen. Ehe diese Werke verfertiget waren, wurden die Landleute öfters unvermuthet von ihnen angefallen, und ihre Güter verwüstet.

Unter denen öffentlichen Gebäuden siehet man auch vier oder fünf zum Gebrauch der holländischen Reformirten bestimmte Kirchen, ohne eine noch sehr grosse Anzahl Häuser, welche Leuten von allerley Religionen, zu Verrichtung ihres Gottesdienstes dienen. Es ist ein sehr schönes Rathhaus da, und ein Zuchthaus, in welches die öffentliche liederliche Weibsbilder gebracht werden.

In **Batavia** lieget eine starke Besatzung von Fußvolk. Man unterhält auch eine gewisse Anzahl Reuterey, welche eigentlich dazu bestimmet ist, die Besitzungen der Kompagnie auf dem Lande zu vertheidigen.

Die Einwohner bestehen aus einem Haufen von allerley Leuten. Die Holländer sind die mächtigsten und reichsten, nach ihnen aber die Chinesen, welche die witzigsten Betrüger sind, die man nur in der Welt finden kann. Sie pachten die Zölle und Accise, und es ist gewiß, daß sie an allen Geschäfften, wobey einiger Gewinn

winn zu hoffen ist, ihren Antheil haben. Sie stehen unter der Aufsicht eines Befehlshabers von ihrer eignen Nation, und kleiden sich auf Chinesische Art. Sie tragen lange, auf eine zierliche Art aufgebundene Haare, dem ausdrücklichen Gesetze der Tatarn zuwider, welche den Chinesen befohlen haben, ihre Haare bis auf einen Locken hinten am Kopfe abzuscheeren.

Wir beobachteten etwas besonders, welches wohl angeführt zu werden verdienet. Ausser den Vorposten der Stadt ist ein Gebüsche, in welchem man einen Hügel siehet, unter welchem ein Chinesischer Befehlshaber begraben liegt. Auf der Spitze dieses Hügels stehet ein Tisch, und auf demselben eine Schaale. Die Chinesen kommen von Zeit zu Zeit, und werfen zum Opfer vor die Seele des Verstorbenen Geld und Lebensmittel in die Schaale.

Die **Malaier**, welche nach den Chinesen die reichsten und grösten Handelsleute sind, haben auch einen Befehlshaber von ihrer eignen Nation. Ihre Häuser sind mit Kokosbäumen umringt, und mit Blättern von diesen Bäumen gedekt. Sie sind wie die Chinesen gekleidet, und kauen beständig **Betel**.

Die **Mardicker** oder **Topasen** sind Götzendiener von unterschiedlichen Nationen, welche in der Stadt oder in der Gegend herum wohnen. Sie scheinen von einer sanftmüthigen und stillen Gemüthsart zu seyn, und gewöhnen sich ohne Mühe an die Sitten und Gebräuche

derjenigen Völker, unter welchen sie leben. Ihre Kaufleute treiben einen ansehnlichen Handel. Viele unter ihnen legen sich auf allerley Handwerker, und einige sind insbesondere vortrefliche Gärtner. Sie kleiden sich fast wie die Holländer. Ihre Häuser sind von Steinen gebauet, wohl angelegt, und mit Ziegeln gedekt.

Es giebt zu Batavia noch mehrere Einwohner von allerley Nationen, davon eine jede ihre besondere Sitten, Gebräuche, Kleidung und Aberglauben hat. Diese Vermischung stellet ein ganz besonders und ausserordentliches Schauspiel vor, von welchem sich diejenige, welche es nicht gesehen haben, keinen Begriff machen können.

Nachdem wir alles merkwürdige in der Insel betrachtet hatten, und der Delphin wieder vollkommen ausgebessert war, so versahen wir uns nicht allein mit Wasser und Holz, sondern auch mit einem zureichenden Vorrathe von frischen Lebensmitteln, und giengen den 9. December in Begleitung des Tamers wieder unter Seegel. Bey unsrer Abreise wurden wir von dem noch in dem Hafen liegenden Englischen Schiffe, von dem Holländischen Chef d'Escadre und von der Vestung begrüsset. Wir liefen zwischen den tausend Inseln (10) und

(10) So nennet man eine Menge von kleinen Inseln, welche längst der nordlichen Küste von Java sich fast bis an die westliche Spitze von Neu-Guinea erstrecken. Als der Chef d'Escadre Roggewein durch diese Inseln seegelte, und sie nicht alle zählen konnte, gab er ihnen

und einigen andern, welche man gemeiniglich das Rosenbette nennet, durch, und hatten dunkles Wetter mit Donner und Blitz. Den 10. kamen wir in die Strasse von Sonda, welche durch die Insel Sumatra auf der einen Seite, und durch die Insel Java auf der andern gemacht wird, und wir bemerkten, daß die Küste auf beyden Seiten sehr hoch war. Die Javanische Küste hat in dieser Gegend eine sehr unordentliche Lage, und die Bewohner derselben schienen sehr arm. Sie brachten uns viele frische Schildkröten, Vögel und Früchte von verschiedener Gattung, wofür wir ihnen alte Kleider gaben. Der Kommodore insonderheit kaufte für zehn Reichsthaler eine gute Anzahl Schildkröten von ihnen, welche am Gewichte mehr als tausend Pfunde betrugen, und ließ solche der Besatzung auf unserm Schiffe, und auf dem Tamer austheilen.

Den 14. um sieben Uhr Morgens ankerten wir an der Nordseite der Prinzen-Insel, welche an dem südlichen Eingange der Strasse liegt, mit dem Vorsatz, uns mit Holz und Wasser zu versehen. Wir fanden viele Lebensmittel, insonderheit vieles Federvieh, auf dieser Insel. Die Einwohner haben sich, allem Ansehen nach, der Herrschaft der Holländer noch nicht unterworfen. Wenn man ihrer Erzählung trauen darf, müssen

ihnen, wie man sagt, den Namen der tausend Inseln. Sie werden von schwarzen und fast ganz nackenden Wilden bewohnt. Auf diesen Inseln findet sich die schöne Art von Vögeln gar häufig, welche unter dem Namen der Paradis-Vögel bekannt sind.

sie öfters der Grausamkeit dieser leztern zum Opfer dienen, welche, ohne daß sie ihnen die geringste Ursache zu klagen geben, sie öfters zu Sclaven machen, und sie verkaufen, wie man die Negers auf den Küsten von Guinea verkaufet.

Nachdem wir einigen Schaden, welchen unser Schiff gelitten, ausgebessert hatten, giengen wir den 19. von der Prinzen-Insel wieder unter Seegel, und liefen zwischen Java und dieser Insel gegen den Wind an.

Einige Tage darauf begegnete uns ein Zufall, welcher uns vielen Verdruß verursachte. Wilhelm Walker einer von unsern Konstablern, fiel, als er auf dem Verdeck Toback rauchte, in Schlaf, und in solchem in die See. Alle Mühe, welche wir ihn zu retten, anwendeten, war umsonst; wir sahen ihn nicht mehr. Dieser Unglükliche war ein guter Seemann, seine Befehlshaber hielten ihn hoch, und seine Kameraden liebten ihn.

Den 29. fieng man an, uns anstatt der Erbsen und Grütze, Reis auszutheilen, und anstatt des Oeles, bekamen wir Zucker. Bis auf den 9. Februar 1765 begegnete uns nichts merkwürdiges, an diesem Tage aber sahen wir auf den fünfzigsten Grad ostwärts von dem Vorgebürge Agulas, Land. Wir hatten einige Tage hintereinander beständig den Wind entgegen. Dennoch langten wir an dem Vorgebürge der guten Hoffnung den 14. dieses Monats an, und warfen in der Tafel-Bay Anker. Wir trafen daselbst einige kleine

Hol-

Holländische Fahrzeuge und Ostindische Kompagnie-Schiffe an, welche nach Europa befrachtet waren. Der Südostwind wehete in dieser Bay so stark, daß wir alle unsere Seegel einziehen und vest machen, und die Stangen fallen lassen mußten. Unsre Boote konnten öfters nur mit der größten Mühe an den Strand kommen, weil die See so hohl gehet, und die Brandung zu gewissen Zeiten so stark ist, daß die Schiffe von ihren Ankern gerissen, und auf das hohe Meer getrieben werden.

Als wir in die Bay einliefen, grüsseten wir das Fort, welches uns sogleich dankte. Der Kommodore gieng an das Land, bey dem Gouverneur einen Besuch abzulegen, und dieser empfieng ihn mit vielen Ehrenbezeugungen, und begegnete ihm mit grosser Hochachtung.

Das Haus des Gouverneurs ist von vielen andern grossen Gebäuden umgeben, ohne diejenige, welche eigentlich zu dem besondern Gebrauch dieses Befehlshabers bestimmet sind, welcher sich mit allem Prachte eines Fürsten zeiget. Unser Kommodore wohnte während seines Aufenthalts beständig in einem dieser Häuser. Er hatte eine Schildwache vor der Thüre, und einen Sergeanten zur Ordonnanz, welcher ihn, wenn er ausgieng, überall hin begleitete. Mitten auf dem Platze ist ein sehr schöner Brunnen, welcher den gröstn Theil der Stadt mit Wasser versiehet.

Unsre Officiers, wie auch die vom Tamer wohnten in einem, besonders vor die Officiers von den Schiffen, bestimmten Hause, welche an dem Vorgebürge still liegen, um sich mit Erfrischungen zu versehen. Da wir schon so lange Zeit aller Ergötzlichkeiten hatten entbehren müssen, so brachten wir hier die Zeit auf eine sehr angenehme Weise zu. Wir hatten das Vergnügen, dessen wir genossen, hauptsächlich der Höflichkeit der Einwohner zu danken, deren eigner Nutzen es ist, wenn sie denen Fremden durch ihre Höflichkeit und Aufmerksamkeit zu gefallen suchen, weil sie grossen Vortheil von denen fremden Schiffen, welche an dem Kap anländen, während ihres Aufenthalts daselbst, ziehen.

So lange wir uns da aufhielten, hatte unsre ganze Mannschaft frisches Rind- und Schaaffleisch, welches vortreflich ist. Die Lebensmittel sind hier so wohlfeil, daß man vor ein Stück von Achten, einen Hammel bekommen kann, welcher ohne das Eingeweide noch fünfzig bis sechzig Pfund wieget. Diese Thiere haben einen ausserordentlichen grossen Schwanz, der fast ganz aus Fett bestehet, welches sich so gut, wie Mark, essen lässet. Sie haben keine Wolle, wie die in Europa, sondern eine Art von Pflaun, welcher mit langen Haaren vermischt ist. Die junge Stiere sind groß, und in grosser Anzahl, man ziehet sie im Ziehen denen Pferden vor; man spannet ihrer zehn oder zwölfe zusammen, und ein Sclave, der vor ihnen hergehet, führet sie.

Die

Die hiesige Pferde sind klein, aber voll Feuer. Man versicherte uns, daß sie sich niemals niederlegten, als wenn sie krank wären, und dieses seye ein untrügliches Zeichen, an welchem ihre Herren erkennen könnten, daß sie ausser Stand seyen, zu arbeiten.

Das Vorgebürge liegt unter dem 35° Süderbreite in einem gemäßigten Luftstriche, wo man weder allzugrosse Hitze noch allzu große Kälte verspüret. Das Land zeiget die angenehmsten Aussichten. Die Berge sind mit Gebüschen von den schönsten und größten Bäumen bedekt, und die Thäler und Ebnen sind mit einer unzählichen Menge der schönsten Blumen gezieret, deren Geruch die ganze Gegend erfüllet. Der Boden trägt alle Arten von vortreflichen Pflanzen und den wohlschmeckendsten Früchten, und die Gewächse, welche man aus Indien und Amerika dahin bringet, kommen eben sowohl fort, als in ihrem natürlichen Erdreich.

Eine von den schönsten Pflanzen, welche dieses Land hervorbringt, ist die **Aloe**, deren man vielerley Arten hat. Man ziehet sie in den Kompagnie-Gärten, und sie wächset auch von sich selbst in den Spalten der Felsen. Man versichert, daß man das ganze Jahr über allezeit einige von den verschiedenen Arten in völliger Blüthe findet.

Der Indianische **Goldbaum** ist ebenfalls sehr schön. Er hat kleine goldfarbene, rothgesprengte Blätter, und kleine grüne Blumen.

Es giebt eine grosse Menge Quittenbäume am Kap, deren Früchte nicht allein groß, sondern auch von besserem Geschmack sind, als in irgend einem andern Theile der Welt. Die Holländer, welche an dem Vorgebürge wohnen, haben verschiedene Mittel erfunden, sich die Quitten zu Nutzen zu machen. Sie machen Latwergen zu ihrem eignen Gebrauche davon, und verkaufen sie auch in großer Menge an die Schiffe, welche hier ankern, um Erfrischungen einzunehmen.

Man findet hier dreyerley Arten von der vortreflichen Frucht, welche den Namen Ananas führet, von Pomeranzen, von verschiedenen in Europa unbekannten Arten, und noch viele andre, deren Namen mir nicht beyfallen.

Kein Land in der Welt bringet so viele verschiedene Arten von Thieren hervor. Man findet Elephanten, Rhinoceros, Büffel, Löwen, Tieger, Leoparden, Wölfe, wilde Hunde, Stachelschweine, Elende, Haasen, Ziegen von verschiedenen Arten, wilde Pferde, Zebres, und viele andre. Eines von den ausserordentlichsten ist ein kleines Thier, ein wenig größer als ein Eichhörnchen, mit einem Kopfe, der einiger maßen einem Bärenkopfe gleichet. Man nennet sie Klapperratzen, weil sie ein gewisses Geräusche mit ihrem Schwanze machen, welcher nicht gar lang, und wenig behaaret ist. Ihr Rücken

ist

ist dunkelroth, und die Seiten schwärzlicht. Sie halten sich fast beständig auf den Bäumen auf, springen von Aste zu Aste wie ein Eichhörnchen, und leben von Eicheln, Nüssen und andern Früchten dieser Art. Man hat beobachtet, daß dieses Thier spinnet wie die Katzen.

Die Vögel an dem Vorgebürge sind eben so zahlreich. Ohne die viele Gattungen, welche auch in Europa bekannt sind, findet man daselbst viel größere Straussen, als wir in der Magellanischen Strasse sahen, Flamingos, Löffelgänse (11), blaue Vögel, die, welche man Grünschnäbel nennet, Langzungen, und noch viele Arten, welche von andern Reisenden beschrieben worden sind.

Der Flamingo ist ein sehr schöner Vogel, ohngefähr von der Größe eines Schwans; sein Kopf ist weiß, wie Schnee, wie auch sein Hals, welcher viel länger, als bey den Schwanen ist. Er hat einen breiten Schnabel mit einer schwarzen Spitze, das übrige aber ist dunkelblau. Die Flügel sind oben von einer sehr hochrothen, und unten von schwarzer Farbe. Seine Beine, welche ziemlicher maßen den Eulen gleichen, sind Oran-

(11) Man nennet diesen Vogel so, weil er die Größe einer Gans, und einen Schnabel in der Gestalt eines Löffels hat.

Orangefarbe, und seine Füsse sind wie die Gänsefüsse. Er nähret sich nur von Fischen, dem ungeachtet aber ist sein Fleisch gesund und von gutem Geschmack.

Der Grünschnabel ist auch ein sehr schöner Vogel. Sein ganzer Leib ist grün, bis auf zwey rothe Flecken, davon sich der eine auf dem Kopfe, und der andre an der Kehle befindet. Er nähret sich von den Insekten, welche er auf der Rinde der Bäume antrifft.

Die Langzunge ist ungefehr von der Grösse eines Distelfinken; seine Zunge ist nicht allein sehr lang, sondern auch hart, wie Eisen, und so spitzig als eine Nadel. Sie dienet ihm zu einem nützlichen Gewehr, welches ihm die Natur zu seiner Erhaltung gegeben hat. Die Federn am Bauche sind gelbe, und die übrige von allerley Farben gesprenkelt.

Es giebt an dem Kap eine unzähliche Menge Fische von verschiedenen Arten; einige davon sind in Europa bekannt, andere aber diesen Meeren eigen.

Kriechende Thiere und Insekten sind nicht zu zählen, insonderheit die Schlangen, deren es verschiedene sehr giftige Gattungen giebt. Man findet viele Scorpionen und Tausendfüsse. Also werden die Vortheile, welche dieses Land aus der Menge nützlicher Thiere zie-

hen

hen könnte, durch die Unbequemlichkeiten, welche aus der grossen Anzahl schädlicher und gefährlicher Thiere entspringen, verderbet. Und so findet man ein gewisses Gleichgewicht in der ganzen Natur, welche würklich den Vorsatz gehabt zu haben scheinet, in einem der reizendsten Länder von der Welt, eine gewisse Summe des bösen mit dem guten zu vermischen, um den Menschen zu zeigen, wie nothwendig es seye, ein Land, welches dem ersten Anblick nach, andern weit vorzuziehen wäre, mit solchen in eine gewisse Gleichheit zu setzen.

So bald wir am Kap angelangt waren, arbeiteten wir mit aller Macht, unser Schiff wieder in den gehörigen Stand zu setzen, womit wir bald fertig waren. Wir versahen uns mit Rindfleisch, welches wir selbst einsalzeten; wir kauften auch lebendige Schaafe, frischen Zwieback und Früchten. Endlich, nachdem wir sowohl als der Tamer, Holz, Wasser, und andern uns nothwendigen Vorrath eingenommen hatten, machten wir uns fertig zur Abreise, um unser Vaterland wieder zu sehen, nach welchem wir sehnlich verlangten. Unser Kommodore nahm den 2. März von dem Gouverneur Abschied, und wurde von einer Wache, welche man ihm mitgab, an Bord begleitet. Des andern Tages, als wir die Anker gelichtet hatten, grüsseten wir das Fort mit fünfzehen Kanonen, wofür man uns sogleich dankte, und giengen unter Seegel, indem wir

in

in der Bay einige Holländische, und viele andere Schiffe von verschiednen Nationen zurückliessen.

Den 16. März sahen wir die Felsen bey der Insel St. Helena, welche Ost zu Norden, sieben bis acht Stunden von uns entfernet waren. Unter dem 8°.16'. Süderbreite sahen wir ein Schiff von einer ganz fremden Bauart, welches Französische Flaggen führte, aber gegen Abend verloren wir es aus dem Gesichte. Diese ganze Fahrt über hatten wir sehr angenehmes Wetter.

Den 22. um eilf Uhr Morgens, stieß unser Schiff mit vieler Gewalt auf einen Wallfisch, worüber der Kommodore und alle Officiers sehr unruhig wurden. Da das Schiff damals mit großer Geschwindigkeit fortlief, und wir in einer Stunde acht Striche zurücklegten, so war zu befürchten, es möchte durch den gewaltigen Stoß beschädiget worden seyn. Zu allem Glücke hatten wir dadurch nicht das geringste gelitten. Wir sahen, daß die See an dem Orte, wo uns dieser Zufall begegnete, mit Blut gefärbet war, und schlossen daraus, daß der Wallfisch getödtet, oder zum wenigsten tödtlich verwundet seyn müsse.

Den 24. gab uns der Tamer ein Zeichen beyzulegen, und der Kapitän kam an unsern Bord, um dem Kommodore zu berichten, daß die Riegel seines Steuer-

ruders

ruders zerbrochen, und er ausser Stand sey, sich dessen ferner zu bedienen. Der Kommodore schikte alsobald unsern Zimmermann mit seinen Gehülfen auf den Tamer, wo sie an einer, der zu Ypswich gebräuchlichen, ähnlichen Maschine, arbeiten mußten, um die Stelle eines Steuerruders zu vertreten. Sie wurden in sieben Tagen damit fertig, und der Tamer konnte durch deren Beyhülfe seine Reise nach Antigoa fortsetzen, wo er anstatt nach England zu seegeln, einlaufen sollte, um seinen Schaden zu ersetzen. Man fand, daß der ganze Unterschied dieser Maschine und eines ordentlichen Steuerruders, in acht und vierzig Stunden nur fünf Meilen ausmachte.

Nachdem uns der Tamer verlassen hatte, welches auf unsrer ganzen Reise nicht geschehen war, bekamen wir einen heftigen Wind, welcher uns nordwärts gegen die Inseln von Westernäs trieb: ohngefähr zweyhundert Stunden vom Lande sprachen wir mit einigen Englischen Schiffen, welche erst aus unserm Vaterlande abgefahren waren, und uns sehr fehlerhafte Nachrichten von der Lage der Küsten gaben. Wir bekamen darauf einen starken, verschiedene Tage anhaltenden Wind, der mit einer durchdringenden Kälte begleitet war, welche uns um so viel empfindlicher vorkam, da wir seit langer Zeit eines heissen Luftstriches gewohnt, und nicht mit den nöthigen Kleidern versehen waren,

uns

uns vor dem schneidenden Winde zu beschützen. Endlich bekamen wir wieder günstigen Wind, und den 6. May entdekten wir die Sorlingische Inseln. Wir liefen hierauf in den Kanal, und den 9. Morgens langten wir in den Dünen an, wo wir in Erwartung neuer Verhaltungsbefehle unsre Anker auswarfen.

Also endigte sich unsere Unternehmung, auf welcher wir weniger Leute, als noch ein einiges Schiff vor uns, auf einer solchen Reise, verloren hatten. Wir müssen der göttlichen Vorsehung und der Sorgfalt des Herrn Byron, unsers vortreflichen Kommodore, Dank abstatten. Dieser ließ der Besatzung beständig Fleisch-Gallerten austheilen, und schikte denen Kranken von seiner eignen Tafel gesunde, und für sie dienliche Speisen, wodurch er die Einreissung des Schaarboks, dieser fürchterlichen Geissel vor die Seeleute, verhinderte, oder zum wenigsten schwächte. Zur Ehre dieses tugendhaften und menschenfreundlichen Befehlshabers muß es bekannt werden, daß unter seinem Befehl der Delphin und der Tamer die Reise um die Welt machten; und daß sie auf ihrer Fahrt durch so viele verschiedene Meere, und so verschiedene Luftstriche, nachdem sie einige tausend Meilen in der heissen Zone zurükgeleget hatten, nicht mehr als sechs Mann verloren, worunter noch diejenige begriffen sind, welche durch einen unversehenen Zufall im Wasser umkamen. Dieser Verlust ist so wenig

nig beträchtlich, daß es vielmehr wahrscheinlich ist, es würden mehrere von einer gleichen Anzahl gestorben seyn, wenn sie auch beständig am Land geblieben wären.

Von unsrer Ankunft zu Spithead an, bis wir unser Schiff auf die Temse brachten, war keinem Fahrzeuge sich uns zu nähern erlaubt, und man gab allen denen, welche uns befragten, wer wir seyen, und woher wir kämen, keine Antwort, welches verschiedene Muthmassungen über die Absicht unsrer Reise veranlaßte. Endlich nach Verlauf einiger Tage, erhielten unsre Leute nach dem Versprechen des Kommodore, doppelten Sold und zugleich die Freyheit, derjenigen Ergötzlichkeiten zu geniessen, welche sie nach einer Abwesenheit von zwey und zwanzig Monaten, mit Recht erwarten konnten.

Diese Unternehmung, welche ursprünglich von denen Lords-Kommissarien der Admiralität veranstaltet wurde, brachte die Entdeckung der neuen Inseln zuwege, mit welchen das Publicum seit einiger Zeit so beschäfftiget ist. Sie sind in diesem Bericht mit aller derjenigen Genauigkeit beschrieben, welche die nothwendige

Beschäfftigungen, welche der Dienst auf dem Schiffe erforderte, zuliessen, und mit aller derjenigen Aufrichtigkeit und Wahrheit, welche man von einem Manne, der ein Augenzeuge dessen, was er gesehen hatte, war, erwarten kann. Wenn der Leser in Durchblätterung dieses Werkchens etwas finden wird, welches ihm, mit den neuen Kenntnissen, welche ihm solches in der Erdbeschreibung verschaffen kann, verknüpft, einiges Vergnügen erwecket, so wird der Verfasser diejenige Augenblicke glüklich nennen, welche er mit dieser Arbeit zugebracht hat. Er konnte nicht mehrere Zeit dazu anwenden, als ihm die wichtige Beschäfftigungen, zu denen er am Bord des Schiffes verbunden war, zuliessen.

Beschrei-

Beschreibung
von
Patagonien,
der
natürlichen Beschaffenheit und den Einwohnern desselben:
als
ein Anhang
zu
John Byrons Reise um die Welt.

Beschreibung von Patagonien.

Es hat zwar der Herausgeber der Reisebeschreibung des Delphins, seinem Werke eine ziemlich weitläuftige Vorrede vorgesezt, und darinne viele Nachrichten von den Einwohnern der Patagonischen Küste, aus Reisenden gesammelt; da aber sein Zweck hauptsächlich nur war, das Daseyn der daselbst befindlichen Riesen zu erweisen, so hat er sich auch blos allein auf diesen Gegenstand eingeschränkt, und sich um die übrige Beschreibung des Landes wenig, oder gar nicht bekümmert. Diese Küste aber ist sowohl als das ganze große Land, von welchem sie ein Theil ist, noch so wenig bekannt, und die Nachrichten, welche man noch davon findet, sind in so vielen Reisebeschreibungen hin und her zerstreuet, daß man solche nur mit vieler Mühe stückweise zusammenlesen muß. In den bisherigen Erdbeschreibungen wird dieses Landes so wenig gedacht, und was davon gesagt wird, ist so mager und trocken, daß es sich kaum der Mühe verlohnet, es zu lesen. Indessen verdienet es wohl eine weitläuftigere und aneinander hängende Beschreibung, da es einen der gröften Theile des südlichen Amerika ausmacht. Es ist nicht zu läugnen, daß

man noch nichts vollständiges davon liefern kann, weil die Nachrichten der Reisenden sehr mangelhaft, und nur sehr wenige in das innere des Landes gekommen sind. Allein die Nachrichten von andern Ländern, welche man jetzo ziemlich vollständig hat, waren vor diesem eben so mangelhaft, und doch, wenn man niemals einen Anfang an der Beschreibung derselben gemacht hätte, würde man auch noch zu unsern Zeiten nichts davon wissen. Ein solcher Versuch dienet zum wenigsten allemal dazu, daß ihn hernach andre, aus Nachrichten, welche dem ersten Verfasser unbekannt geblieben sind, verbessern, und ihn aus neueren Berichten und Entdeckungen berichtigen können, bis man endlich etwas vollständiges in dieser Gattung erhält.

Ich habe mir also vorgesetzet, eine so viel möglich zuverläßige und richtige Beschreibung des **Magellanischen** Landes, wovon die sogenannte **Patagonische** Küste ein Theil ist, zu liefern. Ich habe deswegen diejenige Reisebeschreibungen, welche davon handeln, nachgeschlagen, das, was ich hier und da zerstreut fand, herausgezogen, und endlich in eine Verbindung gebracht. Ich habe mich aber beflissen, mich nur derjenigen, welche die gröste Glaubwürdigkeit besitzen, zu bedienen, und diejenige, welche mit allzuvielen fabelhaften Umständen angefüllet sind, zu verwerfen. Ausser denen Auszügen, welche in der vollständigen Geschichte der **Reisen nach den Südländern** anzutreffen sind, habe

ich

ich mir insonderheit Dampiers, Narboroughs, Woodes Rogers, Freziers und Ansons Reisen, und die Voyage à la Mer du Sud fait par quelques Officiers commendants le Vaisseau le Wager, zu Nutze gemacht. Einige der ersten Spanischen Reisen habe ich ebenfalls zu Rathe gezogen. Ich glaube, ich habe nichts merkwürdiges ausgelassen, wovon man durch die bisher gemachte Entdeckungen, etwas zu sagen im Stande war.

Das von seinem ersten Erfinder, dem berühmten Magellan, sogenannte Magellanische Land ist ein sehr grosser Theil des südlichen Amerika. Es liegt unter dem 35° bis 54° der Breite, gränzet nordwärts an Chili, Tucuman und la Plata, ist gegen Osten von dem Nordmeer, gegen Westen von der Südsee, umgeben, und stösset gegen Süden an die Magellanische Meerenge. Es mag von den Gränzen von la Plata, bis an das Kap Forward an der Magellanischen Strasse, als die südlichste Spitze von Amerika, ohngefähr 300 deutsche Meilen lang seyn, die Breite aber mag sich wohl nirgends über 150 Meilen erstrecken. Die an der See liegende Küsten werden von dem Namen, welchen Magellan ihren Bewohnern beylegte, die Patagonische Küsten genennet, man kann aber mit gutem Grunde das ganze grosse Land Patagonien nennen, da man noch keinen andern Namen desselben hat erfahren können. Die Küste wird in die östliche, südliche und west-

liche eingetheilt. Die östliche erstrecket sich von der Mündung des Flusses Plata, bis zu dem Jungfern-Vorgebürge an dem Eingang der Magellanischen Strasse, die südliche gehet von da an, bis an das Kap Victoire, an dem Eingang in die Südsee, und die westliche von diesem Vorgebürge bis an die Gränzen von Chili. Von dem innern des Landes haben wir nur sehr wenige unvollkommene Nachrichten, aus einigen alten Spanischen Reisen, und hernach dasjenige, was einige, auf dem verunglükten Schiffe der Wager, befindlich gewesene Leute, welche durch dieses Land nach Buenos Aires giengen, berichtet haben. Von denen Küsten aber hat man mehrere Nachrichten, da solche schon von so vielen Reisenden besucht worden sind. Ich werde mich in Beschreibung derselben nach der Karte richten, welche de l'Isle, unter dem Titel: Carte du Paraguai, du Chili, du Detroit de Magellan &c. dressée sur les descriptions des PP. Alfonse d'Ovalle & Nicolas Techo herausgegeben hat, dabey aber dasjenige anführen, was ich bey den besten Reisenden merkwürdiges davon gefunden habe. In Beschreibung derselben will ich von der östlichen anfangen.

Gleich oben an der Mündung des Plata-Flusses befindet sich das Vorgebürge St. Antonii, weiter herunter ist das Kap Corrientes, St. Andreas, die Bay Anegada, das Vorgebürge Aparcelado, worauf man endlich in die Matthias Bay kömmt. Die

ganze

ganze Küste von dem Platafluſſe bis dahin, iſt ſehr niedrig, ſandigt und unfruchtbar. Man hat daſelbſt weder Menſchen noch Thiere geſehen. Auch iſt in dieſem ganzen Raume kein einiger Ankerplatz, als hinter dem Kap Corrientes, wo man endlich zur Noth für den Süd- und Weſtwinden ſicher liegen kann. An den übrigen Orten ſind entweder ſo viele Sandbänke, oder eine ſo unergründliche Tiefe, daß man ſich nicht daſelbſt aufhalten kann. Die Bay Matthias wurde von dem Magellan an dem Tage dieſes Heiligen entdecket, und ihr ſein Name beygeleget.

Von da, immer weiter herunter an der Küſte, zeiget ſich das Kap St. Helena, das Vorgebürge Redondo, der Fluß und die Bay de los Camarones, und endlich das Kap Maras. Das Kap Redondo wird von den Portugieſen auch Punta de Marca genennet, weil ſie vorgeben, daß ſich ihre Gränzen bis an dieſen Ort erſtrekten. Auch dieſe ganze Strecke iſt wie die vorigen, unfruchtbar und unbewohnet.

Hierauf folget das weiſſe Vorgebürge, oder Kap Blanc. In Anſehung deſſen widerſprechen ſich die Reiſenden ſehr. Der Ritter Narborough ſaget: „Dieſe Küſte beſtehet aus lauter Hügeln und Thälern. Die Berge ſind wie unſre Sandberge oder Dünen von gewöhnlicher Höhe. Der Boden ſcheint wie das Gras, von der Sonne verbrennt zu ſeyn. Man ſiehet keinen Baum weder auf den Bergen noch in den Thälern. Mit

ihm stimmet der Jesuite Feuillar überein, welcher schreibt: das Land seye niedrig und unfruchtbar. Das Ufer lauter weisser Sand, ohne das geringste Gräschen. Hingegen lautet der Bericht des Herrn Walters, welcher die Reise des Admirals Anson beschrieben hat, ganz anders. Er berichtet, daß ob gleich die nordliche Seite des Flusses Plata voller Wälder seye, so fände man doch auf der ganzen östlichen Küste von Patagonien kein anders Holz, als wenig niederes Gesträuche. Ohngeachtet dieses Holzmangels aber, sey doch daselbst ein Ueberfluß an Viehweide. Das Land bestehe überhaupt aus einem leichten, troknen und sandigten Boden, und bringe eine grosse Menge langes und dickes Gras hervor. Dieses Gras ernähret eine unbeschreibliche Menge Vieh. Denn als die Spanier bey Anlegung ihrer Kolonie zu Buenos Ayres einiges Rindvieh aus Europa herüberbrachten, so vermehrte sich solches, vermittelst der guten Weiden dermassen, und breitete sich so sehr in dem Lande aus, daß es nicht mehr als ein besondres Eigenthum angesehen wird. So gieng es auch mit den Pferden: die ersten wurden aus Spanien gebracht, und vermehrten sich dermassen, daß sie wie das Rindvieh in vielen Heerden ganz wild herumlaufen. Man muthmasset nicht ohne Grund, daß sich viele von ihren Heerden bis an die Magellanische Meerenge verlaufen haben, aus welchen daselbst neue Heerden entstehen. Er berichtet auch, daß man auf dieser Küste viele

wilde

wilde Hunde fände, welche vermuthlich ebenfalls von Spanischen Hunden herstammten. Ingleichem viele Peruanische Schaafe, Meerkälber, und vielerley Arten von Seevögeln. Eben so lautet der Bericht von den Leuten von dem Schiffe **Wager**. Die meiste Reisende aber gedenken gar nichts von der Beschaffenheit des Landes. Ich bin sehr geneigt, dem Berichte des Herrn **Walter** Glauben beyzumessen, halte aber dafür, er rede von der Gegend, welche ganz nahe an dem südlichen Ufer des **Plataflusses** lieget, da hingegen **Narborough** von der Gegend um das **Kap Blanc** redet.

Weiter herunter ist der **Hafen des Verlangens**. Das Erdreich ist weiß und sandigt. Man findet daselbst weder Bäume, noch andres einiger maßen hohes Holz. Der Eingang des Hafens ist wegen eines vierzig Fuß hohen Felsens merkwürdig, der sich an der Südseite, eine Meile landeinwärts, befindet, und einem von Menschenhänden verfertigten Gränzsteine gleichet. Er liegt unter dem 47°. 10′. S. B. **Olivier van Noort** giebt vor, daselbst unzählich viele Straussen gefunden zu haben, **Narborough** und andere Reisende aber gedenken nichts davon. Dieser sagt: es befände sich daselbst auf den breiten Sandbergen einiges Gesträuche und dürres und langes Gras. Der Boden sey kiesigt und trocken, doch fände sich in einigen Thälern schwarze Erde, welche fruchtbar zu seyn schiene. Er sahe aber keine andre Thiere, als zween Haasen. Hingegen bemerkte

er

er viele Spuren, daß Menschen da gewesen seyn müßten, ob er gleich deren keine gewahr werden konnte. In den Thälern zwischen den Felsen, wachsen eine Menge wilder Erbsen, welche grüne Blätter und blaulichte Blüthen haben. Es wachsen ferner hier wohlriechende und sehr grüne Kräuter, welche der Tresse gleichen. Die Blüthen sind weiß und gelb. Noch andre sehen der Salbey ähnlich, wachsen aber nahe an der Erde in Stauden. Es giebt nur wenige Quellen, und das Wasser hat einen salzigen Geschmack, denn der Boden ist voll Salpeter. Die Felsen sind davon wie mit Eis bedekt.

Der Ritter Narborough gieng zwey Meilen in das Land hinein, es war aber überall gleich unfruchtbar, dürre, und wie verbrennt. Er konnte keine Menschen gewahr werden. Allein er sahe neun Thiere, welche weideten, den Gemsen glichen, ob sie gleich höher waren, einen langen Hals und keine Hörner hatten. Es ist klar, daß dieses, die von andern sogenannte Guanacos oder Peruanische Schaafe waren. Ich behalte mir aber eine Beschreibung der Thiere, Vögel und Fische bevor, wenn ich mit der Nachricht von der Lage des Landes fertig seyn werde. Es giebt hier ausser den Seevögeln, keine andre als eine Art von Hünergeyern, welche den Europäischen gleichen, und noch eine Gattung kleiner Vögel, fast wie unsre Hänflinge. In dem Hafen liegt die Seekälber-Insel, welche ihren Namen von der erstaunlichen Menge dieser Thiere hat, welche sich daselbst

daselbst aufhalten. Nur eine Meile von dem Hafen lieget die Pinguoinen-Insel, welche gleichfalls von der Menge dieser Vögel so genennet worden, welche wir weiter unten beschreiben wollen. Sie ist hoch, mit Felsen umgeben, unfruchtbar, und nur in der Mitte derselben wächset ein wenig Gras.

Unter der nämlichen Polhöhe soll auch nach dem Vorgeben des Cowley die so angenehm beschriebene Pepys-Insel liegen; alle nachfolgende Reisende reden davon, keiner aber sahe sie; und der Kommodore Byron konnte sie der angewendeten Mühe ungeachtet, nicht finden. Es kann auch wohl ein blosser Betrug der Augen gewesen seyn; da schon viele Seefahrende Länder zu sehen sich eingebildet haben, wo sie hernach nichts als Wolken fanden, welche vor ihren Augen verschwanden. Weiter an dieser Küste herunter muß das Vorgebürge schön Wetter (fair Weather) liegen, welches aber auf der l'Islens Karte nicht gezeichnet ist.

Die Spirings-Bay erhielt ihren Namen von der Menge dieser Fische. Die Küste ist sandigt. Nahe am Meere befinden sich drey kleine Teiche. Man findet weder süsses Wasser noch Holz. Beaucheſne-Gouin sahe daselbst keine andere grosse Thiere als einen Adler. Er fand aber Koth, der dem Auswurf von Pferden, Ochsen und Schaafen glich. Man sah auch frische Tritte von Menschen, woraus er schloß, diese Küste

müsse

müsse nur im Sommer von Menschen und Thieren besuchet werden.

Der Hafen St. Julian liegt unter dem 49°. 10'. S. B. Es ergiesset sich ein Fluß darein, welcher gleichfalls diesen Namen führet. Magellan legte ihm diesen Namen bey. Drake wurde daselbst von den Wilden angefallen, und ließ einen von seinen vornehmsten Kapitäns daselbst hinrichten, welcher lieber den Tod erwählete, als allein zurück zu bleiben. Die Einfahrt des Hafens wird durch zwo Landspitzen verdekt. Auf der Seeseite befindet sich ein weisser und steiler Felsen von mittelmäßiger Höhe. Bäume siehet man nicht daselbst. Das Land ist nach Westen zu hoch und voller Berge. Der Hafen hat guten Ankergrund, viel Wildpret und Fische. Narborough saget, man finde daselbst einen salzigen Morast 10 Englische Meilen lang, und $2\frac{1}{2}$ breit, der oben 4 Zoll hoch mit Salz bedekt war. Das Salz, sagt er, seye so weiß und gut, und in so großer Menge, daß man eine ganze Flotte damit versehen könnte. Anson ließ eine Probe davon holen, befand es aber so schlecht, daß er keines davon mitnehmen wollte. Es giebt an dieser Küste einige Guanacos und Strausse. Ungeachtet man in dem Hafen keine Austern findet, so giebt es doch Austerschaalen von 6 bis 7 Zoll breit in dem Sande auf den Bergen. Wie solche dahin gekommen, weiß ich nicht zu errathen. Narborough fand überall Spuren von

Ein-

Einwohnern, und endlich sahe er auch einige derselben. Im Winter ist es hier sehr kalt, und die Luft ist ausserordentlich trocken. An der Küste giebt es Strausen, Schwanen, welche kleiner sind als die unsrige, Enten, rothe Reiger, Rebhüner, welche größer als bey uns sind, Beccassinen, Zaunkönige, Hühnergeyer, Falken und Eulen. Es giebt daselbst rothe Erde, womit sich die Indianer bemahlen, aber weder Metallen noch Mineralien. Man siehet weder Schlangen, noch andere giftige und wilde Thiere. Wenn das nöthige Bauholz nicht gänzlich daselbst mangelte, so würde dieses Land eines der besten in Amerika seyn. Wood sagt, es gebe auch ausser den Guanacos viele Haasen daselbst. Ingleichem Armadillen, und ein seltsames Thier, welches die Engländer den Schnauber oder Grunzer nennten. Diese werden im Verfolg beschrieben werden.

Hierauf folget die Bay St. Ines, der Fluß Gallego, die Sardellen-Bay, der Fluß des heiligen Kreuzes, und endlich das Jungfern-Vorgebürge an dem Eingang der Magellanischen Strasse, da die äusserste Spitze dieser Küste gegen Süden ist, und sie sich nach Westen wendet. Die Bay St. Ines liegt unter dem 50°. 10′. Weiter ist nichts merkwürdiges davon zu sagen. Auf 50°. 40′. S. B. liegen die Sebalds-Inseln, welche ihren Namen von dem berühmten Sebald de Werth, welcher mit dem

Simon

Simon de Cordes aus Holland abfuhr, erhalten haben. Es sind ihrer drey an der Zahl, allein sie sind steinigt, unfruchtbar, ohne Holz und Wasser. Das Jungfern-Vorgebürge liegt unter dem 52°. 26'. S. B. Magellan entdekte es an dem Tage St. Ursula, und gab ihm diesen Namen. Es ist an zwey weissen und hohen Felsenspitzen leicht zu erkennen. Zwischen denselben ist das Land eben und flach. Es hat weiter nichts merkwürdiges, als daß es an der Nordseite der Magellanischen Strasse den Eingang derselben bezeichnet. Hier liegt denenjenigen, welche aus der Nord- in die Südsee gehen, die südliche Paragonische Küste, von dem Kap Vierge, bis an das Kap Victoire zur rechten Hand oder gegen Norden, dem Feuerlande gegenüber. Ich gehe daher in deren Beschreibung weiter fort, werde mich aber nur auf diejenige merkwürdige Plätze einschränken, welche auf dieser Seite der Meerenge liegen, und eigentlich zu Paragonien gehören.

Der erste merkwürdige Ort, welchen man von dem Jungfern-Vorgebürge auf dieser Seite der Strasse antrifft, ist die Possessions-Bay. Die Spanier legten ihr diesen Namen bey, als sie auf Einrathen des Sarmiento das Vorhaben hatten, in diesen Gegenden eine Pflanzstadt anzulegen. Es ist sonst nichts besonders merkwürdiges da anzutreffen, als daß die Schiffe im Fall der Noth, daselbst ziemlich sicher vor Anker liegen können.

Von

Von der Possessions-Bay an, bis an das Kap Victoire ist es beschwerlich, alle Vorgebürge und Häfen auf der Nordseite zu bemerken, weil ihnen von jeder Nation, von der sie besuchet worden sind, andre Namen beygeleget werden; es ist dabey auch unnöthig und verdrüßlich, sie alle zu nennen, weil von denen meisten nichts zu sagen ist. Ich werde mich also damit begnügen, nur die merkwürdigsten anzuführen.

Das Kap Entrada oder des Eingangs befindet sich an der Einfahrt der ersten Enge in der Strasse. Es ist aus dem Namen zu sehen, daß ihm solches von den Spaniern gegeben worden. Weiter hin ist ein Fluß, welchem ein Französischer See-Officier, welcher ihn zuerst fand, seinen eignen Namen Baudran beylegte. Bey dem Eingang der zweyten Enge ist das Vorgebürge und die Bay Gregorius: eine Beschreibung davon findet man in Byrons Reise, so wie auch von dem Kap Swepstakes. Es giebt in dieser Gegend und noch weiter hin in der Strasse verschiedene Inseln, welche wie die oben erwähnte, von den Reisenden, wegen der Menge der Pinguins, welche sich daselbst aufhalten, ebenfalls nach ihrem Namen genennet worden sind. Da aber weiter nichts merkwürdiges davon zu sagen ist, so will ich mich nicht dabey aufhalten.

Darauf kömmt man an die Insel Elisabeth. In Byrons Reisebeschreibung wird hier zugleich einer Bartholomäus-Insel gedacht, welche ich auf keiner

Karte finden können. Die Elisabeths-Insel liegt sehr hoch, und scheinet an einigen Orten dürre und unfruchtbar zu seyn, allein an andern ist sie fruchtbar, und hat, vornehmlich in den Thälern, gutes Gras. Man findet daselbst kleine purpurfarbene Beere, welche einen Geschmack, fast wie unsre Europäische Weintrauben haben. Es giebt deren noch eine andre Art, welche kleinen rothen Kirschen gleichen. Narborough nennte die ersten Magellanische Rosinen, und die andern Kirschen. Sowohl er, als Byron fanden Wilde daselbst, mit denen man noch gut umgehen konnte. Ihre Beschreibung wird weiter unten folgen. Gegen über liegt die Insel der Meerwölfe, welche in einigen Karten St. George heisset. Weiterhin in der Muschel-Bay ankerte Olivier van Noort auf seiner Reise. Sie hat ihren Namen von den vielen Muscheln, welche die Holländer daselbst fanden. Narborough fand zwischen dieser und dem Hungerhafen eine andre, der er den Namen Frischwasser-Bay beylegte, und die Holländer gaben noch einer andern den Namen der grossen Bay.

Endlich kommen wir an den Hungerhafen oder Port Famine. Dies ist der Ort, wo die Spanier auf Anrathen des Sarmiento eine Stadt anlegen wollten, um sich zum Meister von der ganzen Magellanischen Meerenge zu machen. Die Sache wurde auch wirklich in Stand gebracht. Sarmiento wurde zum

Stadt-

Stadthalter ernennet, und seegelte 1581 mit einer ansehnlichen Flotte und allen Nothwendigkeiten versehen, dahin ab. Allein die Fahrt war sehr unglüklich. Er mußte wieder zurückgehen, ließ aber den Muth deswegen nicht sinken. Als er sich wieder erholt hatte, seegelte er wieder nach der Meerenge, wo er endlich mit 400 Mann und 30 Weibern an das Land stieg. Er baute an dem Eingange der Strasse, an der Possessions-Bay ein Fort, welches er Nombre de Jesus nennte. Hierauf gieng er an den Ort, von welchem wir reden, und fieng an eine Stadt zu bauen, der er den Namen Philippeville zur Ehre seines Königs beylegte. Der strenge Winter verhinderte ihn an der Vollendung. Er nahm 25 Matrosen mit sich, und gieng wieder nach Nombre de Jesus. Ein heftiger Sturm aber trieb ihn in die Nordsee. Also seegelte er nach Rio Janeiro, und hielt um die versprochene Hülfe an. Als er sie nicht erhielt, gieng er nach Fernambuco, brachte daselbst einige Lebensmittel zusammen, und begab sich damit nach der Bay Allerheiligen. Hier litte er Schiffbruch, ließ aber dem ungeachtet nicht von seinem Vorhaben ab. Er bauete ein neues Schiff, und gieng mit allen Lebensmitteln, welche er auftreiben konnte, wieder unter Seegel. Es überfiel ihn aber von neuem ein grausamer Sturm, wodurch er sich genöthiget befand, alle seine Lebensmittel über Bord zu werfen, und wieder zu Rio Janeiro einzulaufen. Als er zum leztenmale

aus diesem Hafen abseegelte, wurde er von dem Ritter Raleigh gefangen genommen, und nach England geführet.

Indessen hatte seine neu errichtete Stadt ein erbärmliches Schiksal. Sie befand sich durch das Unglück ihres Befehlshabers von ihm verlassen. Der König von Spanien, welchem die Unternehmung als ganz unnütz und vergeblich vorgestellt wurde, stand freywillig davon ab. Die kalte Witterung, der Hunger, die Wilden und die reissenden Thiere verfolgten sie, wozu noch einige so unfruchtbare Jahre kamen, daß die Erde nicht das geringste hervorbrachte. Also sturben, als ihre Lebensmittel aufgezehret waren, die meisten Hunger. Thomas Candish, welcher einige Jahre darauf hier war, fand noch viele in ihren Kleidern in den Häusern todt liegen. Durch die Menge unbegrabener Todten war die Luft angestekt worden, und der unglükliche Ueberrest sahe sich gezwungen, die Stadt zu verlassen, und an der Küste ihren Unterhalt zu suchen. Sie nahmen jeder eine Flinte, und so viele Nothwendigkeiten, als sie tragen konnten, weil sie fast gar keine Kräfte mehr hatten. Auf diese Art giengen sie ein ganzes Jahr in der Irre herum, und assen Blätter, Früchten, Wurzeln und Vögel, wenn sie deren bekommen konnten. Endlich da von 400 nur noch 23 übrig waren, worunter sich drey Weiber befanden, entschlossen sie sich nach dem Plata-Flusse zu gehen. Einer, welcher

welcher nicht folgen konnte, blieb an der Küste zurück, wo ihn Candish fand, dem er das unglükliche Schikſal von Philippeville erzählte, und der ihn mit nach England nahm.

Es iſt faſt unbegreiflich, wie dieſe Kolonie hat durch Hunger zu Grunde gehen können. Byron macht eine ſehr vortheilhafte Beſchreibung davon, und Narborough ſchildert dieſe Gegend noch anmuthiger. Der erſte ſahe keine Wilden, allein der andere hatte vielen Umgang mit ihnen. Daher ſaget de Gennes, welcher ihrer ebenfalls ſahe, er glaube eher die Spanier ſeyen von den Wilden todt geſchlagen worden, als für Hunger geſtorben. Ich halte weder eines noch das andere, ſondern die anſteckende Krankheiten, vor die Haupturſache ihres Verderbens. Indeſſen will ich mich hier mit Beſchreibung des Hafens nicht aufhalten, da man ſolche weitläuftig in der Reiſe des Delphins findet.

Zwiſchen dieſem Hafen und dem Kap Forward, findet man eine Bay, welche die Franzoſen Port François nennen, und einen Fluß, welchem der Herr de Gennes, welcher ihn zuerſt entdekte, ſeinen eignen Namen beylegte. Ich finde auch noch auf der Karte des Herrn de Vaugondy, bey der Sammlung der Reiſen nach den Südländern einen Fluß, unter dem Namen des Perlenfluſſes, in dieſer Gegend; es gedenket aber keine andre Reiſebeſchreibung etwas davon.

Das Kap Forward liegt unter dem 53°. 52'. S. B. Es erhielt seinen Namen vom Thomas Candish, und ist die äusserste Spitze von Süd-Amerika, denn jenseits desselben fängt die Küste wieder an gegen Nordwesten zu laufen. Bey diesem Vorgebürge assen die Matrosen des Olivier van Noort von einem Kraut, welches eine heftige, aber nur kurze Zeit währende Raserey bey ihnen verursachte. Nicht weit davon liegt das Kap Holland, und nun wenden wir uns gegen Nordwesten.

Hier ist das erste, welches uns vorkommt, Port Galant. Den Namen erhielt er von den Franzosen. Er ist groß und vor den Westwinden sicher. Es ergiessen sich zwey Flüsse von vortreflichem Wasser in denselben. Man findet daselbst die schönsten Muscheln, Lerchen, Enten, und vielerley Seevögel. De Gennes hörte das Geschrey der Wilden von den Bergen, sahe aber keine. Die Bay Dauphin erhielt ihren Namen von den Franzosen unter dem Beauchene Gouin, so wie die darauf folgende Bay Elisabeth von den Engländern unter dem Candish. Diese ist gegen Osten sandigt, und hat guten Ankergrund. Allein man muß viele gefährliche Klippen vorbey, ehe man dahin kommen kann. Um die östliche Spitze der Bay befindet sich eine Untiefe von $2\frac{1}{2}$ Faden, welche mit großen Kräutern bedecket ist, allein die Durchfahrt ist gut. Die Engländer fanden hier eine schöne angenehme grüne Küste, andre Reisende aber gedenken nichts davon.

Nicht

Nicht weit davon liegt die Insel Ludwig des Großen, und der Kanal des H. Hieronymus. Die Insel liegt der Elisaberhs-Bay gegen über. Auf derselben ist eine Bucht, welche Beauchene Gouin, den Hafen Phelippaux nennte, und der ganzen Insel obgedachten Namen beylegte. Er nahm sie im Namen des Königs von Frankreich in Besitz, ließ das Te Deum singen, und eine lateinische Aufschrift auf ein Holz graben, welche in sich hielt, daß der Ritter Beauchene-Gouin Königlicher Schiffs-Kapitän, diese Insel den 17 September 1699 im Namen Ludwigs 14. in Besitz genommen, und Louis le Grand genennet habe (1).

Eben dieser Seefahrer kam gegen Nordwesten des Kap Gate (Kap Quad hatten es die Holländer genennet) in einen schönen Hafen, welchen er Port St. Francois nennte. Er ist aber nicht größer, als daß zwey bis drey Schiffe darinne liegen können. Er glaubet nicht, daß jemals jenseits des Kap Gate, ein Schiff auf dieser Seite der Strasse vor Anker gelegen seye. Die Merkmaale des Hafens, wenn man von Osten kömmt, sind vier Felsenspitzen, die wie Zuckerhüte aussehen, und im Hafen gegen Westen stehen. Weiter hinauf gegen Nordwesten erzählt er noch die

(1) Da der Herr Byron auf gleiche Art im Namen der Krone England, von der Insel Falkland Besitz genommen, so sind die beede Völker hier nahe Nachbarn.

Namen von einigen Bayen und Vorgebürgen, welche aber auf keinen andern als den neuesten Französischen Karten stehen; dahin gehören: Bay aux Rochers, Kap Fourchû, Port Belle Eau; Port Bassin; so giebt es auch einige, denen die Engländer besondere Namen beygeleget haben, als Kap Westmünster, Port St. Anne, u. s. w. Von welchen Orten allen aber weiter nichts zu sagen ist, als daß dieser oder jener Seefahrer daselbst vor Anker gelegen seye, und sie angezeichnet habe. Doch dienen diese Anmerkungen dazu, daß man in Zukunft genauere Karten zeichnen, und den Reisenden einen sicherern Weg anweisen kann.

Die ganze Küste von dem Kap Vierge, bis an das Kap Victoire, welches zwar in etwas über die westliche Mündung der Strasse hinaus liegt, ist gerade so breit, als die Länge der Strasse ist. Gleichwie aber diese von den Seefahrern sehr verschieden angegeben wird, also lässet sich auch das erste nicht so genau bestimmen; doch ist es am wahrscheinlichsten, wenn man die ganze Breite der südlichen Küste auf 60 bis 70 deutsche Meilen setzet.

Von dem Kap St. Anne, weiter gegen Nordwesten, liegt ein Vorgebürge, welchem Drake den Namen Finis Terrâ beylegte; und noch höher hinauf liegt an der Küste ein Haufe kleiner Inseln, welchen die Engländer den Namen der Sorlingischen, wegen

ihrer

ihrer Gleichheit mit denenselben, gaben. Endlich zeiget sich das Kap Victoire, welches diesen Namen vom Magellan, weil er glaubte, nunmehr alle Schwierigkeiten überstanden zu haben, erhielte. Die ganze Seite von Süden gegen Nordwesten, von dem Kap Gate an bis an das Kap Victoire, wird die südliche Wüste genennet, weil die Seefahrer niemals einige Einwohner, oder andere Thiere als Seevögel, daselbst haben gewahr werden können.

Die westliche Küste von Patagonien fangt bey dem Kap Victoire an, und lauft gerade nach Norden bis an die Gränzen von Chili. Hier werden wir wenig zu bemerken haben, weil die Seefahrer, wenn sie einmal die Südsee erreichet haben, nicht gewohnt sind, sich in diesem Striche aufzuhalten.

Gleich über dem Kap Victoire nordwärts findet sich ein großer Meerbusen, in welchen sich viele Flüsse ergiessen. Die Spanier haben den vornehmsten folgende Namen gegeben: Rio de Palaros, de Campana, de Gretillon, u. s. w. an der dem Kap Victoire gegen über liegenden Spitze des Meerbusens, befindet sich ein Hafen, welcher den Namen des H. Wilhelms führet. In dieser Gegend solle die Nation der Huilles wohnen. In dem Meerbusen selbst liegen die zwey große, aber gänzlich unfruchtbare Inseln Trinidad, und vom H. Kreuz. Und vor denenselben liegt ein Haufen kleiner

Inseln, welche Sarmiento entdecket, und deren 80 gezählet hat. Es sind aber meistens nur Klippen.

Von dem Wilhelms-Hafen an immer gegen Norden liegen folgende Orte, von denen ich nichts als die blosse Namen zu nennen weiß. Porto de Nuestra Sennora, Rio de los Apostolos, Rio de los Martyres, Kapo St. Andrea, Porto Stephano, und Kapo Curco oder de Galera. Man siehet wohl, daß dieses lauter Spanische Namen sind, und Sarmiento benennte sie also, welches bey nahe der einige ist, welcher uns eine Nachricht von dieser Küste gegeben. Zwischen dem Kap Curco, und der Insel Chiloe, wohnet die Nation der Chonos. In diesem Striche findet man wieder einen Haufen kleiner Inseln, welche die Inseln der Chonos heissen. Die Inseln Quatane und del Quaso, und endlich drey große Flüsse: Rio Gallego, Rio St. Domingo, und endlich Rio Sinfondo, mit welchem das Land von Chili anfangt. Diese ganze Küste ist durch eine unersteigliche Reihe von hohen Bergen von dem übrigen Lande abgesondert. Man nennet sie Cordilleras. Sie laufen in einer ununterbrochenen Kette von dem Kap Gate an, durch Chili, Peru und das ganze südliche Amerika immer gegen Norden fort. In Peru bekommen sie den Namen der Andes.

Da ich nunmehr mit der Beschreibung der merkwürdigsten Häfen, Vorgebürge und Flüsse rund um die

Küsten

Küsten herum bin, so könnte man billig eine Beschreibung der merkwürdigsten Plätze in dem innern des Landes erwarten. Hier sind wir aber in einer sehr grossen Unwissenheit. Wir haben fast keine andre Nachrichten davon, als das wenige was Rodrigue de l'Isle ein Lieutenant von den Schiffen des Saavedra, und die Leute von dem Wager, welche an der östlichen Küste zurück gelassen wurden, und ihren Weg zu Land nach Buenos Ayres nehmen mußten, berichtet haben. Ich halte es also für besser, zuvor die natürliche Merkwürdigkeiten der Küsten, und deren Einwohner zu beschreiben, und hernach erst das wenige was wir von dem innern des Landes wissen, in seinem ganzen Zusammenhange anzuführen. Die Schiksale der Leute von dem Wager sind ohnehin so merkwürdig, und doch bisher bey uns so unbekannt geblieben, daß es sich wohl der Mühe verlohnen wird, sie etwas weitläuftiger anzuführen.

Man hat gesehen daß die östliche Küste von dem Plata Flusse bis an den Hafen St. Julian, überhaupt dürre, sandigt und unfruchtbar ist. Es ist aber nur an der See so, je weiter man sich von dem Ufer entfernet, je mehr Gras und Gesträuche trift man an, von welchem sich die viele grosse Heerden wilder Pferde, Ochsen und Peruanischer Schaafe nähren. Allein keinen einzigen Baum siehet man hier. Von dem Hafen St. Julian, bis an das Kap Gate ist es ganz anders. Hier wechseln an der Küste die angenehmste und schönste Gegenden,

genden, mit dürren und unfruchtbaren Landstrichen ab. In den ersten findet man viele hohe und zu Bauholz tüchtige Bäume, welche unsern Birken gleichen, ingleichem den Piment- oder Pfeffer-Baum, welcher hernach beschrieben werden solle. Narborough und Byron pflanzten an verschiedenen Orten allerley eßbare Kräuter und Wurzeln, welche sehr wohl fortkamen. Es giebt allerley Kräuter, welche dem Lande eigen sind. Das Gras wächset so hoch, daß die Leute von dem Delphin Mühe hatten hindurch zu kommen. Allein keine andre Früchten sahen sie nicht, als eine Menge schwarzer und rother Beeren von verschiedenen Arten, welche auf niedrigen Sträuchern wuchsen, und sehr angenehm von Geschmack waren. Ich habe einige Pflanzen, welche Narborough in der Gegend St. Julian fand, oben bereits angeführt. Byron fand in dem Hafen Egmont eine Art von Sauerampfer, welche sehr gesund war. In der Magellanischen Strasse wimmelt das Wasser an den Küsten von Fischen. Man siehet also, daß es diesem Lande an vielen Orten an nichts fehlet, als daß es nicht angebaut wird. Es wäre im Stande eine Kolonie reichlich zu ernähren, und der Mangel an Lebensmitteln war gewis nicht die Ursache, daß die Stadt Philippeville zu Grunde gieng. Es würde eine der rühmlichsten Unternehmungen für eine blühende Nation seyn, auch in diesen Gegenden ihres Namens Gedächtniß zu stiften. Allein die allzu grosse Eifersucht, womit eine der andern

Wachs-

Wachsthum betrachtet, wird wohl niemals zulassen, daß eine solche Unternehmung zu Stande kömmt. Und diejenige, welche sich auf diese Art in der Magellanischen Strasse niederliesse, würde so viele Vortheile in der Handlung nach der Südsee dadurch erlangen, daß die Spanier alles mögliche anwenden würden, sie daran zu verhindern. Diese verlangen keine Nachbarn auf dieser Seite.

Es ist bekannt, daß sich die Jesuiten mit ihren Missionen in dem südlichen Amerika, sehr weit ausgebreitet hatten. Insonderheit waren sie in Chili sehr stark. Frezier erzählet, er habe in Baldivia gehöret, daß diese Väter entschlossen seyen, nächstens einen Versuch zu machen, um ihre Missionen in Patagonien und bis an die Magellanische Strasse auszubreiten. Wenn ihnen der Versuch gelungen wäre, würde es sehr vortheilhaft für sie gewesen seyn. Dadurch wäre Chili, Patagonien, Tucuman und Paraguai mit einander vereiniget worden. Jetzo aber ist wohl nicht mehr daran zu gedenken.

Von dem Cap Gate an bis an das Kap Victoire ist, wie oben schon erwehnet worden, eine vollkommen wüste Küste, welche auch deswegen die südliche Wüste genennet wird. Es ist aber leicht zu begreiffen, daß die Seefahrer wenn sie einmal das Kap Gate vorbey, sich weiter keine Mühe mehr geben, Entdekkungen an der Küste zu machen, sondern vielmehr alle

Mühe

Mühe anwenden, den Eingang in die Südsee bald zu erreichen. Eben so wenig aber ist auch daran zu zweifeln, daß man nicht, im Falle man sich Mühe geben wollte, wichtige und nüzliche Entdeckungen an dieser Seite machen könnte, da es schwer zu glauben fället, daß solche von allem so ganz entblöset seyn sollte, wie man uns bereden will.

Eine solche Beschaffenheit hat es auch mit der westlichen Küste von dem Kap Victoire bis an den Fluß Sinfondo. Es ist wahr, daß die Küste mit unzähligen kleinen Felsen umgeben ist, worinne man sich, wie in einem Labyrinthe, verirren kann; allein man findet viele dergleichen Küsten, und diese Schwierigkeiten haben die kühne Seefahrer nicht abgehalten. Die Wahrheit der Sache ist: daß die Spanier, welche einen näheren und sicherern Weg zu Lande hieher haben, den Zugang von der Seeseite, als sehr gefährlich, ausgeben; und die Seefahrer von andern Nationen, welche gemeiniglich ihre vorgeschriebene Bestimmung haben, getrauen sich nicht, sich an einer Küste aufzuhalten, wo es sehr zweifelhaft ist, ob sie einigen Nutzen finden werden. Die Missionen in Chili müssen es am besten wissen. Allein diese werden niemals Fremde in ihre Nachbarschaft locken.

Wir haben gesehen, daß der Boden gröstentheils sandigt ist, aber auch an diesen, dem Ansehen nach dürren Orten, giebt es doch hin und her sehr grosse Waiden.

den. Das Gras ist lang und dick. An einigen Orten in der Magellanischen Strasse, gieng es Byrons Leuten bis an die Brust. Es giebt lange Striche an der Küste, wo man nicht einen einigen Baum findet, und hingegen andre, wo man sehr grosse und dicke Wälder antrift, wie auch allerley niedrige Sträucher und vielerley Pflanzen. Es ist wahr, daß man an der ganzen Küste keine fruchtbare Bäume findet, aber man kann glauben, daß solche, wenn man sie hier pflanzte, eben so wohl fortkommen würden, als die Garten-Gewächse, welche Marborough und Byron säen liessen. Diese beede Seefahrer trafen an der südlichen und östlichen Küste, an zerschiedenen Orten, ein Erdreich an, welches alle Zeichen von metallischen und mineralischen Adern hatte, und es ist kein Zweifel, man würde bey einer genauen Untersuchung durch geschikte Leute etwas nüzliches daselbst entdecken können. Die gröste Unbequemlichkeit ist die grosse Kälte, welche im Winter an den Küsten herrschet, und gröstentheils von den hohen Bergen entstehet, mit welchen sie allenthalben umgeben sind, und welche ein ewiger Schnee das ganze Jahr über bedecket.

Einer Art schwarzer und rother Beeren, welche hier wachsen, habe ich schon gedacht. Sonsten findet man keine Früchte. Aber der von den Spaniern sogenannte Piment oder Pfeffer-Baum, ist wehrt daß man seiner gedenket. In Byrons Reise stehet eine gute Beschreibung desselben; wir wollen noch eine aus

Tho-

Thomas Candisch Reisen herfetzen: Um meinen Leuten die lange Weile zu vertreiben, sagt er, verschaffte ich ihnen allerhand Beschäfftigungen. Ich ließ sie die Rinde und Blätter, eines in diesen Gegenden sehr bekannten Baumes, sammeln. Er trägt an statt der Früchte, Beeren wie der Weißdorn, nur daß sie grün sind. Jede Beere, die so groß als Pfefferkörner sind, enthält vier oder fünf Körner, zweymal so gros als Senfkörner. Wenn man sie zerstöset, werden sie weiß, wie weisse Pfefferkörner, und sind alsdann eben so scharf, aber noch hitziger. Die Blätter des Baums sind bleichgrün, wie die Blätter unsres Espenbaums. Die Rinde schmekt wie eine Vermischung mehrerer Gewürze, und ist sehr gut für den Magen, wie ich denn nicht glaube, daß es ein besseres Gewürze geben könne. Unser gelehrter Turner hat davon unter dem Namen Winters Rinde geschrieben. 2)

Von Bäumen und andern Gewächsen, giebt es in diesen Gegenden weiter nichts merkwürdiges. Wir gehen also zu den Fischen und andern Seethieren fort: Wallfische halten sich um den Hafen St. Julian, das Kap Vierge, das Kap Blanc und auch in der Strasse, in grosser Menge auf. In der Reise des Le Maire, heißt

2) S. vollständige Geschichte der Reisen nach den Südländern. p. 155. Winter war ein Schiffskapitän von Drakens Flotte, und wurde durch seine Leute gezwungen, aus der Meerenge, wieder nach England zu seegeln.

heißt es, man finde deren hundert in der Südsee, gegen einen im Nordmeer. Alle Reisende stimmen darinn überein, daß die Wallfische gegen Süden grösser seyen, als gegen Norden. Nur **Dampier** allein widerspricht hierinne allen denen übrigen. Aus allen Nachrichten aber, wenn man sie mit einander vergleichet, erhellet, daß man mit eben so vielem Vortheile, in diesen Gegenden einen Wallfischfang anlegen könnte, als in den nordlichen. Der Nutzen den man davon ziehet, ist bekannt genug.

Der **Seelöwe** ist ein Geschöpfe von erstaunlicher Dicke. Der Schottländer **Selkirk**, welchen **Rogers** auf einer unbewohnten Insel antraf, erzählte, daß er einige gesehen, welche 20 Fuß lang gewesen, und noch weit mehr im Umfange gehabt hätten. Er meynte sie hätten nicht unter 4000 Pfunden wägen können. **Rogers** selbst sahe verschiedene, welche 16 Fuß lang waren, und ungefehr 2000 Pfunde wogen. Sie gleichen an Gestalt den Seehunden ziemlich, haben eine dickere Haut als ein Ochse, kurze und harte Haare, einen nach Proportion dickern Kopf, einen sehr weiten Rachen, erstaunlich grosse Augen, und eine Schnautze, welche der Schnautze eines Löwens ähnlich ist, mit einem fürchterlichen Barte, dessen Haare so hart sind, daß man sie zu Zahnstochern gebrauchen kann. Sie gehen gegen das Ende des Julius in den Inseln an Land, wo sie einen

Flintenschuß vom Ufer ihre Jungen zur Welt bringen, und sich bis in den September daselbst aufhalten. Sie bleiben immer an einem Orte, und scheinen keine Nahrung zu sich zu nehmen. Rogers sahe einige, welche acht Tage an einer Stelle blieben, und solche nicht würden verlassen haben, wenn sie nicht wären erschrekt worden. Diese Thiere geben erstaunlich viel Thran, dessen sich wie bekannt, die Seefahrende wohl zu bedienen wissen.

Die Meerwölfe sind fast in nichts von den Seelöwen unterschieden, als daß sie einen Kopf wie ein Hund, und keine lange Haare am Halse haben. Eine ausführliche Beschreibung von ihnen stehet in Ansons Reisen. Wir wollen aber noch eine Stelle des Vaters Labbe, aus den Lettres des Missionaires, beyfügen: Sie stehet im 15 Theile dieser Sammlung. "Wir sahen einige dieser Thiere, sagt er, die so gros waren, wie Ochsen. Ihr Körper bestehet aus einer bloßen Masse Fett. Es ist nichts leichter, als sie zu tödten; man darf ihnen nur einen Schlag auf die Nase geben. Allein alsdann muß man sie im Schlaf auf den Felsen, oder ein wenig tief im Lande überraschen; weil sie nur kriechen, so kann man ihnen den Weg leichtlich abschneiden. Wenn man aber einen Fehltritt thut, und sich von ihnen erreichen lässet, so ist man verlohren: denn sie würden mit einem einigen Biß, einen Menschen mitten von einander schneiden.

den. Man hält das Fleisch dieser Thiere vor wohlgeschmakter als das Rindfleisch. Insonderheit sind das Herz und die Zunge sehr gut.

Wenn man die Beschreibungen der Seefahrer von den Seehunden und Seekälbern gegen einander hält, so erhellet deutlich, daß es ein und dasselbe Thier ist. In Byrons Reisen stehet eine weitläuftige Beschreibung davon; wir wollen hier anführen was andre davon sagen. Die Seekälber an der östlichen Küste von Patagonien, sind gemeiniglich so gros als ein gutes Kalb. Die Männchen haben einen sehr haarichten Hals, und am Kopfe gleichen sie einem Löwen. Das Weibchen siehet gleichfalls einer Löwin ähnlich, und hat auf dem Leibe kurze Haare. Einige sind mit verschiedenen Farben gesprenkelt. Sie haben vier Füsse, deren Enden aus Floßen bestehen. Der Hinterleib wird immer kleiner, bis auf die zwey hintere Floßen. Sie können aber mit diesen vier Füssen oder Floßen, auf die höchste Berge klettern. Einige sind über 18 Fuß lang, und verhältnißmäßig dick und fett. Von denenjenigen, welche nur 14 Fuß lang sind, giebt es viele Tausende. Grösstentheils haben sie nur 5 Fuß in die Länge, und sind alsdenn sehr fett. Ihr Fleisch ist so gut weiß als Lammfleisch, lässet sich auch, wenn es frisch ist, recht gut essen, aber noch besser ist es, wenn es eine Zeitlang im Salze gelegen hat. Sobald sie an das Land kommen, blöken

sie, da denn die Jungen mit blöken, und wie die Lämmer zu ihnen kommen. Das Oel, welches man aus den grösten brennet, wird zum Gebrauch vor die Lampen und andre Bedürfnisse aufgehoben. Das Oel von den Jungen aber wird an die Speisen gebraucht, und schmecket so gut als Baumöl. Man kann sie leicht fangen, wenn man ihnen die Wege nach dem Wasser abschneidet, alsdann schläget man sie mit Knitteln auf den Kopf, wovon sie so gleich sterben. Candish erzählet, daß einige von solchen Seehunden, mit solcher Gewalt zu entkommen gesucht hätten, daß verschiedene von seinen Leuten durch sie umgeworfen worden seyen. Es muß solches zur Zeit gewesen seyn, da sie Junge hatten, denn alsdann setzen sie sich zuweilen zur Wehre, da sie sonsten überhaupt sehr schüchtern sind. Einige Seefahrer haben sie des Nachts von weitem bellen hören, wie die Hunde. Wenn sie am Lande sind, so schlafen sie in Haufen, und stellen ordentliche Schildwachten aus, welche so bald sie etwas verdächtiges bemerken, einen durchdringenden Laut von sich geben, worauf sich der ganze Haufe, so geschwind möglich, wieder ins Wasser stürzet.

Was nun andere ordentliche und eßbare Fische betrifft, so giebt es deren an den Küsten von Patagonien eine erstaunliche Menge. Sie sind viel gesunder als diejenige, welche man an den meisten Inseln in der Südsee fänget. Insonderheit giebt es eine Menge

Meer-

Meeraale, Lampreten von ausserordentlicher Größe, Versige, Harder (Müge) und sogenannte Mauleſel (Mulet). Man könnte sich nur mit diesen lange Zeit des Hungers erwehren, ohne der unzählichen Arten von Muscheln zu gedenken, welche in diesen Gegenden gefunden werden. Einige davon sind so schön, daß man sie mit vielen Kosten in die Naturalien-Kabinete aufsuchet, insonderheit die sogenannten Magellanischen Schnecken. Perlen giebt es in der Strasse hier und dar, und man könnte ohne Zweifel mehrere finden, wenn man sie suchen wollte. Schildkröten aber giebt es nicht. Insonderheit findet man an einem Orte nicht weit von dem Kap Vierge so viele Sardellen, daß man dieser Stelle den Namen der Sardellen-Bay gegeben hat.

Ich muß hier noch eine besondre Merkwürdigkeit an der östlichen Küste nicht vergessen. Alle Reisende stimmen einmüthig überein, daß die See zwischen dem Kap Corrientes und den Sebalds-Inseln ganz roth seye. Einer schrieb solches dieser, ein anderer jener Ursache zu. Dampier wurde gewahr, daß es von einer unzählichen Menge ganz kleiner rother Krebse herrührte. Sie waren nicht viel größer als die Spitze eines kleinen Fingers, hatten aber große Füsse. Auf eben diese Art ist der Meerbusen bey Kalifornia beständig mit einer Art von rothen Würmern bedekt, welches vielleicht eben solche Krebse seyn werden, daher man

ihm auch den Namen des rothen Meerbusens (Bahia Vermeja) giebet.

Von giftigen Thieren hat in diesen Gegenden kein Reisender etwas gesehen. So gedenken sie auch nichts von Insekten, ausser daß es an einigen Orten in der Strasse, im Sommer, eine Art beschwerlicher Fliegen giebt. Hingegen findet man eine Menge Federvieh.

Die Straussen sind häufig an der östlichen und südlichen Küste. Sie sind aber viel kleiner als die Afrikanischen. Sie sind auf dem Rücken grau, und an dem Bauche weiß, ihre Federn aber taugen zu nichts. Sie haben lange Füsse und sehr kleine Flügel, daher sie nicht fliegen können. Der Hals ist lang, der Kopf klein, und der Schnabel fast wie an einer Gans. Sie legen ihre Eyer am Ufer in den Sand. Man gab vor, diese würden blos von der Sonnenhitze ausgebrütet, allein Olivier van Noort fand in dem Port Desire einen Strausen, welcher 19 Eyer bebrütete. Narborough sagt, ihr Fleisch seye trocken, aber doch gut zu essen. Andre sagen, es schmecke sehr schlecht.

Der Pinguoins ist an diesen Küsten eine so große Menge, daß nicht allein die vor dem Eingange der Strasse liegende Insel, sondern auch noch einige andere in der Strasse selbst, ihren Namen davon erhalten haben Diese Vögel sind so groß wie unsre Gänse, können aber nicht fliegen, weil sie anstatt der Flügel, nur eine Art von

einer

einer Haut, oder vielmehr Flossen haben, welche ihnen zum Schwimmen dienen, welche sie ausbreiten können, und über den ganzen Leib sind sie mit einer Art von Pflaum bedecket, haben aber keine Federn. Narborough will sie gar nicht unter die Vögel rechnen, weil sie weder Federn noch Flügel hätten. Sie halten sich im Wasser auf, und nähren sich blos von Fischen. Ihre Eyer legen sie in den Sand am Ufer, wo sie Löcher wie die Kaninchen, in die kleine Sandhügel graben, die man zu tausenden daselbst antrifft. Sie legen eine unbeschreibliche Menge Eyer, welche gut zu essen sind. Narborough sagt, seine Leute hätten deren wohl 100000 mitgenommen. Auf dem Rücken sind sie schwarz, am Bauche aber weiß. Einige haben um den Hals einen weissen Streifen in Gestalt eines Halsbandes, so, daß sie fast halb weiß halb schwarz sind. Wenn sie am Lande sind, gehen sie aufrecht, und die beede Floßfedern hangen ihnen wie Arme an den Seiten herab. Ihre Füsse sind schwarz, und den Gänsefüssen ähnlich, nur daß sie nicht so breit sind. Ihr Fleisch schmecket nach Fischen, dem ungeachtet sagen die meiste Reisende, es lasse sich sehr gut essen: einige aber läugnen solches. Dem sey nun wie ihm wolle, so werden doch von den Seefahrern, wenn sie an die Pinguins-Inseln kommen, viele Tonnen voll von diesen Vögeln eingesalzen, und zur Speise mitgenommen. Sie sind leicht todt zu schlagen, denn sie sind so dumm, daß sie vor niemand aus dem

Wege gehen. Ihr Schnabel ist so groß, wie der Schnabel eines Raben, aber nicht so krumm. Der Hals ist sehr dicke, und so lang wie an einer Gans. Vor die Seefahrer ist es ein sehr nützlicher Vogel, so wohl wegen seines Fleisches, als wegen seiner Eyer.

Enten findet man in diesen Gegenden in großer Menge. Sie halten sich auf den Felsen auf, und sind nicht so gut zu essen, als die unsrigen. Um der Seltsamkeit willen will ich hier die Beschreibung, welche Hawkins von ihren Nestern machet, hier anführen. In meinem Leben, sagt er, habe ich bey unvernünftigen Thieren, nicht so viele Kunst und Sorgfalt in Anlegung ihrer Nester angetroffen. Sie sind in der Höhe, dergestalt gebauet, daß auch der gröste Geometer nicht mehr Raum finden könnte, nur noch ein einiges anzubringen. Alle Felder sind durch kleine Fußsteige von einander unterschieden, welche gerade so breit sind, daß ein Vogel auf denselben gehen kann. Der Platz oben auf dem Felsen, wo sich ihre Nester befinden, ist dergestalt bearbeitet, als wenn er von Menschenhänden eben gemacht worden wäre. Die Nester scheinen von Erde zusammengebacken zu seyn, und sind nach einerley Figur gemacht. Die Enten bringen das Wasser in ihrem Schnabel, und machen vermittelst desselben, einen Mörtel von Thon, welchen sie so schön in die Rundung ausarbeiten, als wenn solches nach dem Cirkel geschehen wäre. Inwendig sind diese Nester einen Fuß

breit;

breit; die Oeffnung ist acht Zoll breit, und so viel beträgt auch die Höhe. Keines ist von dem andern an Gestalt unterschieden. Wir konnten um die Nester herum weder ein Gräschen, noch einen Splitter, Strohhalm, Federn oder Koth finden; es war sowohl in den Nestern, als auf den Wegen, alles so rein, als wenn man sie mit dem gröften Fleisse gekehret und gewaschen hätte.

Es giebt ferner vielerley Arten von Vögeln, welche alle anzuführen, viel zu weitläuftig seyn würde, und eine unbeschreibliche Anzahl von Seevögeln aller Gattungen. Die Leute vom Delphin sahen einen Vogel in der Hunger-Bay, welchem sie den Namen eines wilden Adlers gaben. Es ist ein groſser Unterschied zwischen den Berichten der Seefahrenden, was die Vögel betrifft. Einige derselben, welche im Sommer da waren, reden, ich weiß nicht von wie vielerley Arten von Land- und Seevögeln, da andre hingegen nur einiger weniger gedenken. Es ist also glaublich, daß die meisten dieser Vögel sich im Winter von den Küsten entfernen, und im Sommer wieder zurückkommen, so daß beede Theile recht haben können. Es giebt sonsten an diesen Küsten auch noch Hünergeyer, Tauchenten, wilde Tauben, von welchen eine Art ganz weisser, die Magellanische Taube genennt wird, allerley kleine Vögel, und alle Arten von Seevögeln, insonderheit Mewen.

Ich komme nun auf die vierfüßige Thiere: Es ist schon oben gemeldet worden, daß ganze Heerden wilder Ochsen, wilder Pferde, und wilder Hunde in dem östlichen Theile von Paragonien herumlaufen, zugleich ist auch die Muthmassung angeführt worden, wo sie herkommen möchten. Ich weiß also hier davon nichts weiter zu sagen; als daß ich die besondere Art, womit sowohl Spanier als Indianer, die wilde Ochsen und Pferde fangen, hier etwas weitläuftiger erzähle.

Von diesen wilden Ochsen werden jährlich etliche tausend getödtet, blos Häute und Talg zu bekommen, denn zum essen haben sie genug zahmes Hornvieh. Die Jäger gehen truppweise mit einander auf die Jagd, und sind alle zu Pferde. Sowohl die Spanier als Indianer in diesem Welttheile sind vortrefliche Reuter. Sie führen eine Art von Spiessen, an deren einem Ende eine scharfe Klinge in die Quere beveſtiget ist. Sie umringen das Thier, und derjenige, welcher sich hinter ihm befindet, schneidet ihm mit der Klinge, die Sehnadern an den Hinterfüssen entzwey. So bald das Thier gefallen ist, lassen sie es liegen, und verfolgen andre, mit welchen sie eben so verfahren. Zuweilen sind noch mehr Leute bey der Hand, welche den Jägern folgen, und dem erlegten Thiere sogleich die Haut abziehen. Allein man sagt, sie liessen solche sich lieber bis den andern Tag quälen, weil den Thieren auf solche Art die Wassergefässe zerspringen, und dadurch die Absonderung

der

der Haut von dem Fleisch, desto leichter werde. Die Priester verdammen zwar diesen barbarischen Gebrauch öffentlich, und drohen denen, welche auf diese Art verfahren, mit dem Banne, allein bisher sind ihre Bemühungen, die Jäger davon abzuhalten, umsonst gewesen.

Ausser der Menge Viehes, welche, wie gedacht, wegen der Häute und dem Talge jährlich geschlachtet wird, ist es auch zuweilen nöthig, einige von diesen Thieren sowohl zum Ackerbau als andrem Gebrauch lebendig zu fangen, welches diese Jäger mit einer bewundernswürdigen Geschiklichkeit verrichten. Sie haben dazu einen, etliche Klafter langen und sehr starken Riemen, welcher an dem einen Ende eine Schlinge hat. Diesen nehmen die Jäger, nachdem sie ihn auf eine gewisse Art aufgewickelt haben, in die Hand, und bevestigen das andre Ende an den Sattel. Sie reiten alsdenn auf eine Heerde zu, und wenn sie sich in der gehörigen Entfernung befinden, so werfen sie den Riemen mit solcher Gewißheit nach einem Thiere, daß sie fast niemals der Hörner verfehlen. Wenn das Thier fühlet, daß es gefangen ist, so fänget es an zu laufen, allein das Pferd, welches geschwinder ist, folget ihm immer nach, und verhindert dadurch, daß der Riemen nicht allzusehr angezogen wird. Dieses währet so lange, bis ein anderer Jäger, welcher dem Thiere ebenfalls nachsetzet, solchem noch eine Schlinge um einen seiner Hin-

Hinterfüsse wirft. So bald dieses geschehen, nehmen die Pferde, welche dazu abgerichtet sind, entgegengesezte Wege, wodurch die Riemen stark angezogen, und der Ochse dadurch zu Boden geworfen wird. So bald er gefallen ist, stehen die Pferde still, doch in einer solchen Entfernung, daß die Riemen beständig stark angezogen bleiben. Auf diese Art muß er liegen bleiben, und kann sich nicht wehren, so daß die Jäger, welche alsdenn absteigen, sich seiner bemächtigen, und ihn, wohin es ihnen gefällt, führen können.

Auf gleiche Art fangen sie auch wilde Pferde, ja wie einige vorgeben, so gar Tyger. Ob nun gleich dieses leztere etwas unglaublich scheinet, so ist es doch ganz gewiß, daß diese Leute in dem Gebrauche dieser Schlingen, und in der Gewißheit, mit welcher sie solche werfen, eine erstaunliche und bewundernswürdige Geschiklichkeit zeigen.

Das Vieh, welches man auf obige Art schlachtet, wird allein um der Haut und um des Talgs willen getödtet, doch gebrauchet man auch zuweilen die Zungen. Das übrige Fleisch bleibet liegen, und wird den wilden Thieren und Vögeln zu Theile. Die wilden Hunde bekommen das meiste davon. Diese sind in großer Menge, und stammen, wie schon gesagt worden, allem Ansehen nach von Spanischen Hunden ab. Allein ob ihrer gleich eine große Anzahl ist, so haben sie doch bisher den Anwachs

wachs des Viehes nicht vermindert. Denn sie unterstehen sich nicht, die große Heerden, welche allemal mit einander auf der Weide gehen, anzugreiffen, sondern begnügen sich mit dem Aas, welches ihnen die Jäger liegen lassen, oder vielleicht mit einigen einzelnen Stücken, welche sich von den Heerden verlaufen.

Guanacos, oder Peruanische Schaafe sind sehr häufig zu finden. Narborough nennet sie auch Clamas, und in Ansons Reisen heissen sie Vicunnas. Dieses Thier gleichet einem kleinen Hirsch, hat einen langen Hals, dünne Beine, und gespaltene Klauen. Der Kopf ist dem Kopfe eines Schaafes vollkommen ähnlich. An dem Bauche ist es weiß, auf dem Rücken aber mit einer rothen Wolle bedekt. Sein Schwanz ist kurz, dick von Wolle, und hellroth. Es ist sehr flüchtig, hat ein scharfes Gesicht, und fliehet, so bald man sich ihm nähern will. Dieses ist die Beschreibung, welche der Lieutenant Cummins auf dem Wager von diesem Thiere macht. Narborough sagt, sie seyen zwölf Spannen hoch, giengen allezeit in großen Haufen, und wieherten wie die Pferde. Ihre Wolle wird sehr hoch gehalten.

Die Guanacos sagt der P. Ovalla, sind Schaafe, welche die Gestalt der Kameele haben, ob sie gleich bey weitem nicht so groß sind. Ihre Wolle ist so weich, daß man sie auch wegen ihrer Feine und Farbe, der Seide vor-

vorziehet. Man gebrauchte sie ehedem in Chili vor dem Pfluge und zum Ackerbaue. Wenn sie beladen werden sollen, legen sie sich auf die Kniee, wie die Kameele. Man führete sie an einem Zaume, den man ihnen in die Ohren, durch die Oberlippe, welche gespalten ist, zog. Sie speyen denjenigen an, der sie beleidiget, und wo ihr Speichel hinfällt, verursachet er die Krätze.

Die Armadilla ist so groß wie ein Spanferkel. Der Leib stecket in einer dicken Schaale, wie der Schildkröten ihre, welche den Rücken, die Seiten und den Bauch bedekt. In diesem Harnisch ist nur für den Kopf und die vier Füsse eine Oeffnung, wodurch das Thier solche herausstrecket, aber wenn es die geringste Gefahr merket, geschwind wieder hineinziehet. Alsdenn bleibt es unbeweglich, wie eine Schildkröte. Man mag es rollen und schlagen, wie man will, so beweget es sich nicht. Der Kopf ist klein, und die Nase wie eines Igels. Die Füsse des Thieres sind mit scharfen Klauen versehen, womit es sich, wie die Kaninchen, in die Erde gräbt. Das Fleisch lässet sich vortreflich essen, und schmecket fast wie Schildkrötenfleisch.

Narborough gedenket eines seltsamen Thieres, welches seine Leute den Grunzer genennet hätten, weil es, so bald es jemand erblicket, anfängt zu grunzen, und mit den Vorderfüssen in der Erde zu scharren. Es

kann

kann sich aber, sagt er, nur mit dem Hintern vertheidigen, welchen es demjenigen, der sich ihm nähert, zukehret, und ihn mit seinem Auswurfe bewillkommet, der den abscheulichsten Gestank hat. Weiter saget er nichts davon, es wird aber wohl eben dasselbe Thier seyn, von welchem uns Feuillee folgende Beschreibung liefert.

Da ich mich im Jahr 1708 an der Mündung des Plata-Flusses aufhielte, hatte ich Gelegenheit ein sonderbares Thier genau zu betrachten, welches Chieche genennt wird, an den Magellanischen Küsten zu finden ist, und anfänglich von mir für einen Fuchs gehalten wurde. Ich hatte es in dem langen Grase geschossen, und wollte es in mein Zelt tragen, um es abzuzeichnen; allein der unerträgliche Gestank bewegte mich bald zurück zu weichen, und es auf dem Platze in einiger Entfernung abzumahlen.

Es ist so groß als eine Katze, und hat einen langen und spitzigen Kopf, wobey der obere Kinnbacken weiter hervorraget als der untere. Das Maul ist bis an die Augenwinkel gespalten, die Augen sind lang und schmal, der Augapfel schwarz, das übrige aber weiß. Er hat breite Ohren, welche den Menschenohren ziemlich ähnlich sind. Zween weisse Streifen, welche ihren Anfang an dem Kopfe nehmen, gehen über die Ohren weg, entfernen sich immer weiter von einander, und endigen sich an den Seiten des Bauches, in einem Bogen. Seine

Füsse

Füsse sind kurz, die Pfoten in fünf Zähen gespalten, so an dem Ende mit schwarzen, langen und scharfen Klauen versehen sind, womit es seine Höle gräbet. Sein Rücken ist gewölbet, wie der Rücken eines Schweines, der Untertheil des Bauches aber ist flach. Sein Schwanz, der so lang ist wie der Körper, ist dem Schwanze eines Fuchses vollkommen gleich. Die Haare sind lang und dunkelgrau, wie bey unsern Katzen. Es wohnet in der Erde, wie die Kaninchen, und gräbt tiefe Löcher.

Als ich es abgezeichnet hatte, gieng ich wieder nach meinem Zelt. Ich war noch 10 Schritte davon entfernet, als meine Leute den garstigen Gestank schon rochen, welchen ich mitbrachte. Ich ließ mir daher andre Kleider, an einen entfernten Ort des Flusses bringen, wo ich sie anzog, diejenigen aber, welche ich angehabt hatte, auswaschen, und 24 Stunden im Wasser liegen ließ. Nachdem ich sie an der Sonne hatte troknen lassen, glaubte ich der Gestank würde sich völlig verloren haben, allein es blieb noch immer etwas davon zurück, welches sich nicht eher verlor, als bis meine Kleider sieben bis acht Tage in freyer Luft gelegen hatten. Ich merkte, daß dieser abscheuliche Geruch von dem Urin des Thieres herrührete, den es, wenn es verfolget wird, auf seinen Schwanz lässet, und damit wie mit einem Sprengwedel, in die Luft spritzet, welches einen so häßlichen Gestank um das Thier herum ausbreitet,

ausbreitet, daß sowohl Menschen als Raubthiere von ihm ablassen. Wenn es in seinem Loche in Ruhe seyn will, so lässet es nur sein Wasser an dem Eingange desselben. Man sagte mir, das beste Mittel diesen Gestank zu vertreiben, seye, wenn man altes Leder, oder sonst etwas ähnliches, welches einen dicken Rauch giebt, anzünde. Allem Ansehen nach, werden von diesen Thieren die Vögel ausgerottet, welche sich sonst in dieser Gegend sehr häufig befinden sollten.

Ausser diesen besonders merkwürdigen Thieren giebt es noch an den Patagonischen Küsten, aber nicht an allen Orten derselben zugleich, Tyger, Füchse, Haasen, welche größer sind als die Europäischen, und man will auch an einigen Orten Löwen gesehen haben.

So weit erstrecket sich dasjenige, was ich von der Naturgeschichte der Küsten habe sammeln können. Ohne Zweifel ist solches noch sehr mangelhaft. Wenn aber die Reisen nach der Südsee so häufig fortgesetzet werden, wie es das Ansehen hat; und sich einige Nationen noch fernerhin mit solchem Fleisse bemühen, neue Entdeckungen zu machen, so werden wir bald vollständigere Nachrichten bekommen. Es wäre nur zu wünschen, daß sich auf jedem Schiffe, ein paar dazu geschikte Männer befinden möchten, um eine richtige und genaue Beschreibung von allem, was man besonders und merkwürdiges findet, zu liefern.

Nach der Beschreibung des Landes und der Thiere, ist es nun Zeit auch von den Einwohnern, deren Lebensart und Beschaffenheit, an den Patagonischen Küsten, zu reden. Es kostet viele Mühe, dasjenige aus den Reisenden zusammen zu lesen, was sie hier oder da von diesem Gegenstande gesaget haben. Sie widersprechen sich einander sehr oft. An dem Orte, wo der eine erstaunliche Riesen sahe, will der andre halbe Zwerge gesehen haben. An einem Orte, wo des einen Aussage zufolge, alles von Menschen wimmelte, konnte ein andrer keinen einzigen zu Gesichte kriegen, und hält daher dafür, die ganze Küste seye unbewohnet.

Diesen scheinbaren Widerspruch aufzulösen, muß man sagen, daß in dem Innern dieses ganzen großen Landes, so wie in mehreren andern, verschiedene Nationen wohnen, welche sich sowohl an Leibesgestalt als Farbe und Kleidung, von einander unterscheiden. Es erhellet ganz deutlich aus verschiedenen Berichten, daß diese Völker nach Art der Tartarn und Araber herumschweifen, und sich von einem Orte zum andern begeben, je nachdem sie ihren Unterhalt am besten zu finden vermeynen. Es ziehen sich also einige davon im Sommer an die Küsten des Landes, um dem Fischfange abzuwarten, und gute Weide für ihre Pferde zu finden. Bricht aber der Winter und die schlechte Jahrszeit herein, so ziehen sie sich in das Land zurück, wo sie mehr vor dem rauhen Wetter gesichert seyn können. Auf

diese

diese Art kann man die verschiedenen Erscheinungen der Seefahrer erklären. Diejenigen, welche sich in den Sommer-Monaten an den Küsten befanden, konnten daselbst Menschen wahrnehmen, wo diejenigen, welche im Winter kamen, keine sehen konnten. Und da immer eine Nation ankömmt, wo die andre weggehet, so konnte man auch bald Leute von ansehnlicher Leibesgestalt, bald unansehnliche und kleine, gewahr werden. Die erstern konnten durch die Einbildungskraft, und durch die Neigung, in allen fremden Dingen etwas ausserordentliches zu finden, leichte zu **Riesen**, und die leztere zu **Zwergen**, gemacht werden.

In die Entscheidung des Streites, ob es würklich in **Patagonien** Riesen gebe, will ich mich nicht einlassen; die Zeugnisse der Seefahrer in diesem Punkte, sind so häufig, und kommen zum Theil von so vernünftigen und glaubwürdigen Personen her, daß man sie ohne Verwegenheit nicht gänzlich läugnen kann. Ich zweifle aber nur, ob man Menschen, welche sieben bis acht Fuß hoch sind, im eigentlichen Verstande, und nach dem Begriffe, welchen man jederzeit mit dem Worte verbunden hat, den Namen der **Riesen** beylegen könne. Dem sey nun wie ihm wolle, ich gehe weiter, um aus den verschiedenen Nachrichten der Reisenden dasjenige, worinne sie in Ansehung dieser Völker übereinstimmen, zu sammlen, und in einem kurzen Auszuge zu liefern.

Ueberhaupt stimmen alle darinn überein, daß alle die Wilden, welche sie sahen, von ansehnlicher Leibeslänge und guter Gestalt waren. Nur der einige fabelhafte Knivet schreibet in der Reise des Thomas Candisch, die Einwohner des Hungerhafens seyen eine Art kleiner scheuslicher Kannibalen, nicht über fünf bis sechs Spannen hoch, welche einen dicken und starken Körper, und einen bis an die Ohren aufgespaltenen Mund haben. Diese Erzählung ist um so unglaublicher, da alle die übrige Seefahrer, diejenige Wilden, welche sie gesehen hatten, als wohlgewachsene und ansehnliche Leute beschreiben.

Sie müssen überhaupt eine sanftmüthige, gelinde, und zum Umgange mit andern sehr geneigte Gemüths-Beschaffenheit haben. Allein die üble Begegnung, welche ihnen gleich zu Anfang von den Spaniern, von den ersten Engländischen und Holländischen Seefahrern, wiederfuhr, machte sie schüchtern, und vermehrte ihre angebohrne Wildheit. Welches Volk, das in dem Stande seiner natürlichen Freyheit lebet, wird es wohl gleichgültig ansehen, wenn man seine Hütten, ihres Hausrathes beraubet, und seine Mitbürger mit Gewalt, zu einem bisher ganz unbekannten Volke schleppet, um sie an weit entfernte Küsten zu führen? Auf diese Art führten sich die ersten Seefahrer auf, welche an die Magellanische Küsten kamen. Ausser diesem ist nicht zu zweifeln, daß man mit diesem sanftmüthigen Volke,

schon

schon längst einen genaueren Umgang hätte errichten können. Vielleicht aber sind jezt diese Zeiten gekommen, da die handelnde Nationen werden einsehen lernen, was sie für Vortheile aus diesen Gegenden ziehen können, und wie nöthig ihnen die Gelindigkeit dazu ist. Byron giebt selbst in seinen Reisen ein sehr nachahmenswürdiges Beyspiel. Der im Stande der natürlichen Freyheit lebende Mensch muß allezeit den, der ihn derselbigen berauben will, als seinen Feind ansehen.

Alle die Wilden überhaupt, welche zu verschiedenen Zeiten, und von verschiedenen Seefahrern, an den Patagonischen Küsten gesehen worden sind, hatten keine andre Kleidung als wilde Thierfelle. Allein in der Beschreibung derselben gehen die Reisenden von einander ab. Wir wollen die Berichte von einigen derselben hersetzen. In Drakens Reise heisset es nur, sie hätten die Schultern und den Kopf mit Fellen bedekt, ohne anzuzeigen, was dieses für Felle seyen; an einem andern Orte heisset es: Ihre ganze Kleidung war ein Fell, welches noch nicht bis auf den Gürtel reichete, und den ganzen übrigen Leib nackend ließ. Narborough saget, ihre Kleidung seye von Guanacos-Fellen, womit die Officiers von dem Wager übereinstimmen, welche solche theils aus Guanacos, theils aus Seekälber-Fellen, verfertiget zu seyn, vorgeben. Es ist also am glaublichsten, daß die Guanacos die Materialien zu ihrer Kleidung hergeben, weil diese Thiere sich in dem ganzen

Lande häufig aufhalten. Indessen kann es seyn, daß wenn diejenigen, welche sich an die Seeküste ziehen, ihre vorige Kleidung zerrissen haben, sie sich alsdenn auch der Seekälber und Seehunde dazu bedienen.

Die Façon ihrer Kleidung ist sehr einförmig. Von Veränderung der Moden wissen sie nichts, und unsre Europäische Modeschneider würden wenig hier zu thun finden. Ein Fell, es sey nun von welchem Thier es wolle, um die Schultern geschlagen, ein andres dergleichen Fell um die Füsse gewickelt, noch andre Stücke davon im Winter um die Arme gewickelt, macht ihre ganze Kleidung aus.

Bald hätte ich den Kopfputz vergessen. Aus allen Berichten erhellet, daß alle diese Nationen lange schwarze Haare tragen. Es scheinet, daß sie sich etwas darauf einbilden, und sie deswegen über die Schultern, ihrer ganzen Länge nach herabhängen lassen. Sie schmieren solche auch mit Thran von Seehunden, damit sie desto glänzender werden.

Man hat bey einigen bemerket, daß sie einen besondern Kopfputz hatten. Einige hatten das Haar in eine Art von Netze eingeschlagen, theils war solches von Seehundsdärmen, theils von schmalen Riemen des Felles, woraus ihre Kleidung bestand, je nach den Gegenden, wo sie sich befanden, verfertiget. An andern

Orten

Orten sahe man einige, welche eine Binde von einem wilden Thierfelle um den Kopf hatten, in welche sie ihre Pfeile wie eine Krone stekten. Noch andre hatten eine würklich aus empor stehenden grossen Federn von vielen Farben verfertigte Krone auf. Also ist es gewis, daß, da andre solches nicht trugen, es ein gewißes Unterscheidungs-Zeichen von den übrigen gewesen seyn muß, wovon man aber wegen der gänzlichen Unwissenheit ihrer Sprache, bishero noch keine weitere Nachricht hat einziehen können.

Es ist eine durchgängige Gewohnheit bey ihnen, die Gesichter, auch manchmal nach Verschiedenheit der Nationen, den ganzen Leib zu bemahlen. Es heißt bey ihnen, wie in Europa, ländlich sittlich. Einige sahe man welche roth, andre blau, wieder andre gelb, noch andre welche mit vielerley Farben bemahlt waren. Die weisse Farbe aber scheinet allezeit bey ihnen ein Zeichen der Feindschaft, oder des Krieges zu seyn. Denn so findet man in vielen Nachrichten, daß die Wilden an diesen Küsten, wenn sie einen Anfall auf ihre Europäische Feinde wagen wollten, allezeit zuvor das Gesicht mit weisser Farbe bestrichen. Sie thaten es niemals, als wenn man ihnen zuvor würklich, oder wenigstens ihrer Einbildung nach Gelegenheit dazu gegeben hatte, daß sie die Fremden für Feinde halten konnten, in diesem Punkte also muß man sehr vorsichtig mit ihnen umgehen.

Denn sie sind tapfer, alle Zeugnisse der Seefahrer bewähren dieses. Die fürchterliche Riesen wollen wir hier weglassen. Aber die Reisen des de Werth, des Olivier van Noort, des Drake, des Candish, und alle erste Spanische Reisen, beweisen es, wie tapfer sie sich zu vertheidigen wissen. Durch das Schießgewehr hatte man freylich allezeit Vortheil über sie, aber sie vertheidigten sich doch gegen diejenigen, welche sich unterstanden, sie in ihren eignen Wohnplätzen zu beleidigen, mit solchem Muth und mit solcher Herzhaftigkeit, daß diese jederzeit gezwungen waren, sich wieder an ihre Schiffe zurückzuziehen. Ich weiß wohl, daß man hier alles der Ueberlegenheit zuschreiben wird; allein man bedenke auch die Ungleichheit der Waffen, und bewundre alsdann die Herzhaftigkeit eines Volks, welches für seine Freyheit ficht.

Ihre Waffen bestehen aus Bogen und Pfeilen. Die leztern sind einer Elle lang, und an dem einen Ende mit Federn versehen, um ihnen den nöthigen Flug zu verschaffen. Die Spitzen daran sind aus scharf geschliffenen Feuer- oder Kieselsteinen. Ihre Bogen sind aus hartem Holze, und die Sehnen aus Saiten, von Därmen zusammen gewunden. Sie schiessen sehr gewis, weil sie sich dieses Gewehrs täglich bedienen müssen, um ihren Lebensunterhalt zu erlangen. An einigen Orten hat man auch gesehen, daß sie sich einer gewißen Art von Wurfspiessen, sehr geschikt zu bedienen wissen, um die

Fische

Fische im Wasser damit zu treffen. Wenn sie an dazu geschikten Orten sind, so wissen sie sich mit einem Hagel von Steinen zu vertheidigen, womit sie ihre Feinde überschütten. An Herzhaftigkeit fehlet es ihnen nicht, so wenig als an guter Ordnung. Denn verschiedene Seefahrer, welche in Streit mit ihnen geriethen, versichern, daß sie in so guter Ordnung, und geschlossenen Gliedern, gegen sie anrükten, als man nur immer von einem Volke erwarten konnte. Man hat auch beobachtet, daß sie rükwärts in der Flucht, eben so gewis schiessen können, als vorwärts. **Drake** und **Olivier van Noort**, erfuhren solches zu ihrem Schaden.

Ihre Hütten, welche man an den Küsten fand, sind ganz klein, und nur von Baumzweigen zusammen geflochten, und mit Blättern gedekt. Man kann sie leicht auseinander nehmen, und an einen andern Ort versetzen. Es ist dieses wieder ein Zeichen, daß diese Völker unter diejenige gehören, welche beständig von einem Orte zum andern wandern, und daß ihre eigentliche Wohnung nicht an den Küsten ist.

Ein Volk das nur die Bedürfnisse der Natur suchet, hat wenig Hausrath nöthig, und daher hat man auch bey diesen Völkern sehr wenig angetroffen. **Narborough** gieng bey dem Hafen **St. Julian** an das Land, wo er einige Indianer gesehen hatte. Diese nahmen aber die Flucht, und liessen ein Paket Häute zurück. Er öffnete dasselbe, und fand darinn verschiedene kleine

Säcke von Fellen, mit weisser und rother Erde, und andern Dingen, mit welchen sie sich zu beschmieren pflegen, angefüllet. Ferner fand er darinnen Feuersteine, Pfeilspitzen, Armbänder von Schneckenschaalen, kleine Stükchen Holz, Riemen von Fellen, Pfeile, Muschel- und Armadillo-Schaalen, und eine kleine Spitze von einem Nagel, welche in einem kleinen Holze stekte. Die Häute waren von Seekälbern und Guanacos, und mit kleinen Saiten von Därmen zusammen genähet; sie waren aber schon sehr alt, löchrigt, und rochen nach Fett. Es befanden sich auch einige Kieselsteine dabey, die Spitzen der Pfeile damit zu schärfen, und einige Stücke Holz, mit welchen sie Feuer anmachen; die Muschelschaalen dienen ihnen an statt der Messer. Ferner befanden sich auch bey dem Pakete zween Stöcke, vier Fuß lang, von hartem und knotigtem Rohr. Diese dienten ihnen vermuthlich dazu, ihr Paket zu tragen.

Als die Annen-Pinke von der Flotte des Admiral Anson, an der westlichen Küste von Patagonien vor Anker lag, kam eine Periogue in den Hafen, worinn sich ein Indianer mit seinem Weibe und zwey Kindern befand, davon eines ungefehr drey Jahre alt war, und das andre noch an der Brust lag. Sie hatten einen Hund, eine Katze, ein Fischernetz, eine Axt, ein Messer, eine Wiege, einige Baumrinden, die bestimmt waren, eine Hütte damit zu decken, einen Haspel, etwas gesponnen Garn, einen Feuerstein und Stahl,

und

und etliche Wurzeln von gelber Farbe bey sich, welche ihnen an statt des Brodes dieneten.

Es erhellet aus allem ganz deutlich, daß dieses nur die ReiseGeräthschaften dieser Leute waren: indem sich die ersten vermuthlich wegen der Jagd, und die lezten wegen des Fischfanges, in denen Gegenden aufhielten, wo man sie antraf. Es scheinet auch, daß die leztern mit Europäern, vielleicht an den Gränzen von Chili oder Plata, schon Umgang gehabt. Sonst würde schwer zu begreiffen seyn, wo sie an die Katze, die Axt und das Messer, gekommen wären. Im übrigen ist leicht zu schliessen, daß sie in ihren Winterwohnungen noch mehr Hausrath haben müssen, obgleich ihre Bedürfnisse nicht so gros und weitläuftig sind, als die unsrigen, welche wir noch täglich unnöthiger Weise vermehren. Sie werden aber doch ohne Zweifel einige Geräthschaft haben, ihre Speisen zurechte zu machen, so werden sie auch wohl die Thierfelle aufbewahren, und solche zu Decken gebrauchen. Die ersten Spanischen, Holländischen und Englischen Seefahrer geben zwar vor, diese Wilden frässen ihr Fleisch und ihre Fische rohe, und einige behaupten, daß sie solches mit ihren eignen Augen gesehen hätten; allein neuere und sehr glaubwürdige Reisende behaupten einstimmig, daß sie an allen denen verschiedenen Orten, wo sie an Land giengen, die deutlichste Spuren gesehen, daß man bey denen daselbst befindlichen Feuern, Speisen müsse zubereitet haben.

Von

Von ihrem Gottesdienst lässet sich nichts sagen. Sie wiesen zwar, wenn die Europäer mit ihnen umgiengen, einigemale gen Himmel, und Pigaferta liefert uns unter den Wörtern, welche ich hernach anführen will, zwey, welche in der Paragonischen Sprache die oberste, und eine Unter-Gottheit bezeichnen sollen, allein es ist nicht viel darauf zu bauen.

Ihre Sprache klinget sehr rauh und unangenehm, und sie sprechen alle ihre Wörter aus der Kehle aus. Hier sind diejenigen, welche uns Pigaferta seinem Vorgeben nach, aus ihrer Sprache aufbehalten hat.

Setebos, die Gottheit.
Cheleule, die Unter-Gottheit.
Boi, eine Hütte.
Cabar, Wurzel, an statt des Brods zu essen.
Oli, Oel.
Cheiche, Roth.
Aniel, Schwarz.
Chereeai, Brod.
Kaika, eine Meerenge.
Her, der Kopf.
Other, das Auge.
Or, die Nase.
Sechechiel, die Augbraunen.
Piam, der Mund.
Sor, der Zahn.

Schial,

Schial, die Zunge.
Sechen, das Kinn.
Asquie, Haare, Bart.
Ohumoi, die Gurgel.
Chone, die Hand.
Caneghin, die flache Hand.
Cori, die Finger.
Save, das Ohr.
Othen, die Brust bey dem weiblichen Geschlecht.
Ochii, die Brust überhaupt.
Gechel, der Leib.
Coss, der Schenkel.
Tehe, der Fuß.
There, die Ferse.
Perchi, der Untertheil des Fusses.
Cho, das Herz.
Calischon, der Mensch.
Oli, Wasser.
Lialeme, Feuer.
Jacche, Rauch.
Chen, Nein.
Cei, Ja.
Pelpeli. Gold.
Secheli, Blau.
Chalipechemi, die Sonne.
Setreu, ein Stern.

Aro,

Aro, Meer.
Oui, der Wind.
Ohone, der Sturm, Ungewitter.
Hoi, Fisch.
Mecchiere, Essen.
Elo, eine kleine Schüssel.

Ob nun gleich an der Richtigkeit dieses Verzeichnisses noch hin und wieder etwas auszusetzen wäre, indem nicht allzuwohl zu begreiffen ist, woher diese Wilden Oel und Brod, desgleichen auch Gold, von welchem kein Reisender etwas bey ihnen gesehen hat, haben kennen lernen, ingleichem Oel und Wasser mit einem Worte bezeichnet werden: so ist es doch das einige, welches ich habe finden können. Aus dem lezten Worte erhellet würklich, daß sie noch mehreren Hausrath in ihren Hütten haben müssen, als man bey denen sahe, welche man von ungefehr antraf. Diejenigen, welche Narborough auf der Insel Elisabeth fand, wiederholten oft das Wort Ursach, und wenn ihnen etwas nicht gefiel, schrieen sie zu wiederholten malen, Ur, Ur.

Ich habe oben schon angemerkt, daß die Wilden, welche man hin und her an den Patagonischen Küsten fand, überhaupt von einer sehr sanftmüthigen und umgänglichen Gemüthsart zu seyn geschienen haben. Wenn sie nicht durch die üble Begegnung der Europäer wären schüchtern gemacht worden, so hätte man schon längst

längst einen vertraulichern Umgang mit ihnen errichten, und grossen Nutzen daraus ziehen können. Was würde man nur in Ansehung der Beschaffenheit dieser grossen mittäglichen Länder, dadurch vor Entdeckungen haben machen können? Doch, da unsre heutige Seefahrer, welche neue Entdeckungen zu machen ausgehen, den Indianern jetzo viel freundlicher begegnen, sie nicht zu beleidigen suchen, oder wie in vorigen Zeiten geschehen, alles anwenden, einige von ihnen wegzuschleppen: so kann man hoffen, daß sie nach und nach ihren Abscheu vor allem Umgang mit den Europäern, werden fahren lassen.

Daß sie Verstand genug besitzen, darinn kommen alle Seefahrer überein. Es zeiget sich ihre Scharfsinnigkeit genugsam bey Verfertigung ihrer Fahrzeuge, ihrer Waffen, und in der guten Ordnung welche sie bey einem Gefechte halten. Ich kann mich nicht enthalten, als ein Beyspiel ihrer Verschlagenheit anzuführen, was in Ansons Reisen von demjenigen Wilden angeführet wird, welcher obgedachter Maßen, mit seiner ganzen Familie, in der Meerenge zu der Annen-Pinke kam. So lautet die Erzählung:

Der Schiffer schikte, sobald er sie gewahr wurde, sein Boot aus, und ließ sie an Bord bringen. Er brauchte alle mögliche Vorsicht sie zu verwahren, doch ohne ihnen etwas zu Leide zu thun, weil er fürchtete, wenn er sie wieder gehen liesse, möchten sie ihn entdekken. Bey Tage war ihnen erlaubt, auf dem Schiffe

herum

herum zu gehen, wo sie wollten, bey Nacht aber wurden sie eingesperrt. Da sie wie das andre Schiffsvolk gespeiset wurden, und man ihnen öfters Brandwein gab, welchen sie sehr gerne zu trinken schienen, so schienen sie anfangs nicht misvergnügt über ihren Zustand zu seyn; insonderheit weil der Schiffer den Indianer mit an das Land nahm, wenn er etwas zu schiessen dahin gieng, worüber dieser sehr froh zu seyn schien. Allein man merkte bald, daß obgleich das Weib lustig und vergnügt bliebe, der Mann hingegen über seine Einsperrung unruhig und misvergnügt wurde. Er schien ein Mensch von gutem natürlichem Verstande zu seyn, und ob er gleich mit den Leuten auf der Pinke nur durch Zeichen sprechen konnte; so war er doch sehr neugierig, wollte alles wissen, und bewies eine grosse Geschiklichkeit sich verständlich zu machen. Insonderheit gab er, da er so wenig Leute auf dem Schiffe sahe, ihnen zu erkennen, daß er vermuthete sie würden vormals zahlreicher gewesen seyn: und um ihnen zu zeigen, was seiner Meynung nach, ihren Gefährten begegnet wäre, legte er sich auf dem Verdeck nieder, schloß seine Augen zu, und strekte sich unbeweglich aus, um den Schein eines todten Körpers nachzuahmen.

Allein die stärkste Probe von seiner Verschlagenheit, war die Art, auf welche er sich wieder von dem Schiffe los machte. Denn nachdem er acht Tage in der Gefangenschaft gewesen war, trug es sich von ungefehr

zu,

zu, daß die Lucke in dem Vorkasteel, wo man ihn und seine Frau alle Nächte einsperrete, nicht vernagelt wurde; und da die Nacht ungemein finster und stürmisch war, so ersann er ein Mittel, sein Weib und seine Kinder durch die offene Lücke, in das kleine Boot zu bringen. Damit er auch das Schiffsvolk verhindern möchte, ihn zu verfolgen, schnitte er das lange Boot und seine eigne Periogue, welche hinten an das Schiff angebunden waren, los, und ruderte darauf an das Land. Er verrichtete dieses alles mit so vieler Behutsamkeit und so heimlich, daß, ungeachtet auf dem Hinter-Verdecke sich eine Schildwache mit geladenem Gewehr befand, ihn solche doch nicht gewahr wurde, bis ihn das Geräusche, welches er durch seine Ruder im Wasser machte, verrieth. Allein damals war es zu spät, ihn entweder an seiner Flucht zu verhindern, oder ihn zu verfolgen. Denn da alle kleine Fahrzeuge im Wasser herum trieben, so verlief eine geraume Zeit, ehe sie ein Mittel ausfündig machen konnten, an das Land zu kommen und ihn zu suchen. Sie konnten solches nur mit der grösten Mühe bewerkstelligen. Wenn dieser Indianer die Tapferkeit und Verschlagenheit, welche er bey dieser Gelegenheit blicken ließ, in einer wichtigern Unternehmung, als bey der Befreyung einer einzelnen Familie, angewendet hätte, so würde dadurch seine That vielleicht verewiget, und ihm eine Stelle unter den berühmten Namen der Helden eingeräumt worden seyn.

Ich weiß wohl, daß ein einiges Beyspiel nicht zureichend ist, den Gemüths-Karakter einer ganzen Nation beurtheilen zu können. Allein, wo man so wenig Umgang mit einem Volke hat, wie hier der Fall von den Patagonen ist, muß man alles sammeln, was man finden kann. Man lese übrigens auch nach, was die verunglükte Officiers von dem Wager, von denenjenigen Wilden sagen, welche zu ihnen gekommen sind, und sich drey Wochen lang bey ihnen auf der Insel Wager aufgehalten haben. Die Wilden erwiesen denen Engländern alle mögliche Freundschaftsdienste, welche in ihrem Vermögen waren, sie versahen sie mit Lebensmitteln, und liessen nichts ermangeln, ihren guten Willen zu bezeugen. Die Engländer und sie, lebten so freundschaftlich miteinander, als man sich kaum von Leuten vorstellen kann,

"Die sich an Sprach und Sitten fremde sind.

Durch wen wurde nun dieses gute Vernehmen unterbrochen? Etwan durch die ungesittete, barbarische und im höchsten Grade wilde Völker, welche kein Gefühl von Recht oder Unrecht haben? welche das Fleisch und die Fische roh fressen? welche die Europäer, die sie mit Gewalt auf ihre Schiffe schleppen wollten, mit Gewalt abtrieben? Keineswegs. Die gesittete, christliche, vernünftige Europäer, beleidigten sie durch unanständige Freyheiten, welche sie sich bey den Indianischen Weibern herausnahmen. Die Wilden wurden dadurch aufgebracht.

Aber

Aber was übten sie für eine Rache aus? Sie verliessen die undankbare, die falsche Europäische Christen, begaben sich in ihre Fahrzeuge, und überliessen sie ihrem eigenen Schiksal. Bald darauf verfielen auch die Engländer, da sie ihrer wilden Freunde Hülfe entbehren mußten, in das äusserste Elend.

Diese Begebenheit ist so lehrreich, daß ich mich nicht habe enthalten können sie anzuführen. Wollen wir denn niemals einsehen lernen, daß alle Menschen Brüder sind? sie mögen weiß, schwarz, oder olivenfärbig aussehen, sie mögen in Fellen, oder in Modezeugen gekleidet gehen? Doch vielleicht ist die Zeit nahe, daß man dieses Vorurtheil ablegen, und Ehrlichkeit, Treue und Redlichkeit, an einem jeden Menschen, er seye gebohren, unter welchem Himmelsstriche er wolle, hochschätzen lernen wird.

Dieses ist bey nahe alles, was man bey den Reisenden von den Patagonischen Küsten und ihren Einwohnern findet; ausgenommen, daß ich hernach noch einige Worte von der Handlung in diese Gegenden sagen will. Ich gestehe es, die Beschreibung ist sehr mangelhaft; indessen habe ich alles gesammelt, was mir einiger maßen merkwürdig zu seyn schien, und man hat doch noch viel mehr Nachrichten davon, als von dem innern Theil dieses großen Landes. Hier ist alles, was ich finden kann, ein kleines Stück von einer Reise, welche

che ein Spanischer Lieutenant, der sich bey dem Alcazova auf seiner Unternehmung befand, einige Meilen in das Land hinein machte; und hernach die Erzählung der acht Engländer, welche von dem Schiffe der Wager an der östlichen Küste zurück gelassen wurden. Ich zweifle zwar nicht, es werden sehr gute Nachrichten von diesem Lande in den Archiven der Missionen in Chili, Paraguai und Plata anzutreffen seyn, insonderheit wenn diese Herren, wie ich oben schon erwähnet habe, den Vorsatz sollten gehabt haben, ihre Pflanzungen bis an die Magellanische Meerenge auszubreiten, aber wer will solche bekommen?

Simon von Alcazova, wollte 1534 eine Kolonie aus Spanien nach Peru führen. Er kam zwar bis in die Magellanische Strasse, sahe sich aber nach vielen ausgestandenen Unglüksfällen genöthiget, wieder umzukehren. Auf dieser Rükreise war das Wetter so schlecht, und die Kälte so groß, daß seine Leute den Alcazova bewegten, nicht weit von dem Kap Vierge ans Land zu gehen, um zu versuchen, ob sie nicht einige neue und nützliche Entdeckungen machen könnten.

Alcazova machte sich also mit 200 Mann auf den Weg. Weil er aber krank war, so begab er sich mit den schwächsten wieder zurücke, und überließ die Anführung der übrigen, dem Rodrigue de l'Isle. Diese wendeten sich gegen Nordwest, mußten aber 25 Meilen

Meilen lang großen Durst ausstehen, bis sie endlich zwischen zwey Bergen, einen schmalen, schnellen und unergründlichen Fluß fanden, dem sie den Namen Guadalquivir beylegten. Nicht weit davon waren vier wilde Weiber mit einem alten Manne. Diese hatten keine andre Lebensmittel als gewisse Körner, welche sie zwischen zween Steinen zerrieben, und ein wenig Schaaffleisch; denn Schaafe giebt es hier in großer Menge, sie sind aber wild, und ungemein flüchtig. Der Indianer hatte eines zahm gemacht, welches ihm zur Lockspeise diente, die andern damit zu fangen, wenn sie zur Tränke kamen.

Nachdem sich die Spanier einen Floß gemacht, und die Indianischen Weiber zu Wegweiserinnen mitgenommen hatten, giengen sie über den Fluß, wadeten durch einen mit Weiden besezten Bach, kamen über sehr beschwerliche Berge, und wateten endlich wieder durch eben denselben Bach, in welchem sie gute Fische fiengen, die den Salmen ähnlich waren. Weil nun hier ihre Lebensmittel zu Ende giengen, wollten die meisten wieder zurükgehen, ungeachtet ihnen die mitgenommene Indianerinnen, und noch drey andre Weiber, welche sie unter Wegs gefunden hatten, Zeichen gaben, daß sie ein wenig weiter, eine Völkerschaft antreffen würden, welche goldene Ringe an den Armen und in den Ohren trügen. Der Lieutenant Rodrigue de l'Isle bemühete sich, sie von ihrem Vorsatze abwendig

zu machen, indem er ihnen vorstellete, daß sie zu weit von ihren Schiffen wären, und unmöglich, ohne einen neuen Vorrath von Lebensmitteln, einen Weg von 90 Meilen zurüklegen könnten, ohne Hunger zu sterben. Allein seine Vorstellungen halfen zu nichts. Er sahe sich gezwungen, mit seinen Leuten umzukehren, und vier Tage lang blos von Wurzeln zu leben, bis sie endlich, halb verhungert, wieder bey ihren Schiffen ankamen. Daselbst erwarteten sie neue Unglüksfälle, welche ich aber, weil sie nicht zu meinem Zwecke gehören, mit Stillschweigen übergehen will.

Man kann freylich aus dieser Erzählung wenig Trost schöpfen. Ich wollte sie aber doch bey dem großen Mangel an dergleichen Berichten nicht weglassen. Es ist kein Zweifel, die Spanier würden, wenn sie ihren Weg weiter fortgesetzet hätten, Völker gefunden haben, welche man auch jetzo noch nicht kennet. Denn daß in einer nicht gar zu weiten Entfernung, Wohnungen müssen anzutreffen gewesen seyn, ist ganz gewiß, weil sonst nicht zu begreiffen wäre, wo so viele Indianische Weiber und der alte Mann hergekommen seyn sollten. Allein durch Widersetzlichkeit und Uneinigkeit der dazu bestimmten Leute, sind schon sehr viele dergleichen Unternehmungen rükgängig geworden.

Ich gehe nun fort zu der Erzählung der Leute von dem **Wager**, als der einigen und vollständigsten, welche man

man hat. Es haben verschiedene darauf gewesene Officiers, jeder besonders, einen Bericht von den Schikfalen dies Schiffs herausgegeben, welche hernach zusammen Französisch herausgekommen sind. Sie suchten sich darinn zu rechtfertigen, denn sie wurden bey ihrer Zurükkunft nach England, ihres Soldes verlustig, und für unfähig erkläret, der Krone ferner zu dienen; weil sie ihren Kapitän verlassen, und seinen Befehlen nicht gehorchet hatten. Ihre Schikfale sind sehr merkwürdig, und verdienen gelesen zu werden. Ich will mich aber nur auf dasjenige einschränken, was eigentlich Patagonien angeht.

Der Wager war eines von den Schiffen von der Flotte des Admirals Anson, und stand unter dem Befehl des Kapitän Cheap. Bey dem heftigen Sturme, welcher die Flotte nach ihrer Durchfahrt durch die Strasse le Maire überfiel, wurde dieses Schiff völlig von den übrigen getrennet, nachdem es an seinen Masten und Tauen sehr beschädiget worden war. Dennoch bestand der Kapitän darauf, sich nach dem von dem Admiral bestimmten Sammelplatze zu begeben, ungeachtet sein Schiff in einem sehr schlechten Zustande war. Allein den 14 May litten sie an einer kleinen Insel Schiffbruch, welcher sie hernach ebenfalls den Namen Wager gaben. Das Volk rettete sich aber an das Land, und brachte auch den meisten Vorrath aus dem Schiffe dahin.

Während ihres Aufenthalts daselbst entstanden viele Uneinigkeiten, welche ich, weil sie nicht zu meiner Erzählung gehören, hier übergehe. Diese stiegen endlich zu einem so hohen Grade, daß da der Kapitän Cheap von seinem Vorhaben, sich wieder in die Südsee nach dem Sammelplatze zu begeben, nicht abgehen wollte, auch einen der unruhigsten Unterofficiers erschoß, das Schiffsvolk endlich völlig aufrührisch wurde, und den Kapitän nebst einigen andern auf der Insel zurükließ.

Sie hatten eine neue Barke erbauet; mit dieser, ihrer Chalouppe, und ihrem Boote, begaben sie sich, an der Zahl 81 Mann, auf den Weg, um durch die Magellanische Strasse wieder ihren Rükweg zu nehmen. Ich übergehe hier die entsetzliche Noth, welche sie ausstehen mußten, mit Stillschweigen. Sie gelangten endlich an die östliche Patagonische Küste. Sie waren schon das Kap Blanc vorbey, als sie ein ebenes Land erblikten, auf welchem sie große Haufen wilder Pferde und Hunde sahen. Allein sie konnten nicht an Land kommen, bis endlich drey Officiere und noch eilf andere, es mit Schwimmen wagten, und glüklich an das Ufer kamen.

Sie sahen zu, wie diese Leute Seekälber jagten, und den Pferden und Hunden nachliefen: allein wegen des widrigen starken Windes, konnten sie nicht an das

Land,

Land, und ihre Kameraden nicht wieder an Bord kommen. Des folgenden Tages war es windstill, und sie näherten sich dem Ufer so viel möglich, zogen auch einige Stücke Fleisch mit Stricken zu sich. Ingleichen kamen die drey Officiers nebst noch drey andern auf die vorige Weise wieder in das Schiff. Allein als sie auf die übrige warteten, erhob sich plötzlich ein so starker Wind, daß sie genöthiget waren in die See zu gehen, und ihre Gefährten am Lande zurück zu lassen. Den Bericht, welchen diese Leute von ihren Begebenheiten und der Beschaffenheit des Landes **Patagonien** mitgetheilet haben, will ich hier wegen seines merkwürdigen Innhalts, ganz mittheilen. Er lautet folgender Gestalt:

Niemals war eine Bestürzung so groß, als die unsrige, da wir unser Schiff plötzlich unter Seegel gehen sahen, und es bald hernach aus dem Gesichte verloren. Wir hoffeten eine Zeitlang es würde wieder zurükkommen, da aber nichts zum Vorschein kam, gaben wir alle Hoffnung auf, und verfluchten die Grausamkeit unserer Gefährten. Wir befanden uns in einem wilden und wüsten Lande allein, an einer Küste, wo niemals Schiffe hinzukommen pflegen. Der nächste Ort, von welchem wir uns einige Hülfe, unsern Gedanken nach, versprechen konnten, war **Buenos Ayres**, eine feindliche Stadt, und noch dazu über 100 Meilen von uns entfernet. Wir beschlossen endlich nach vielen Ueberlegungen, uns zuerst an der Küste, wo wir uns befanden,

wieder ein wenig zu erholen. Es waren unsrer achte, und wir hielten uns ohngefähr vier Wochen in einer Höhle in der Erde, nicht weit vom Strande, auf, wo wir keine andre Decke, als den Himmel hatten. Eine Quelle, welche wir nicht weit von uns entdekten, verschaffte uns das benöthigte Wasser; die Seekälber, welche in dieser Gegend sich in großer Anzahl aufhalten, waren unsre einzige Speise, und ein nicht weit entferntes Gesträuche versahe uns mit dem nöthigen Holze. Alles was wir wünschten, war, uns nach Buenos Ayres begeben zu können, ob wir uns gleich von den Spaniern nichts als das gewöhnliche Schiksal der Gefangenen zu versprechen hatten.

Nach Verlauf eines Monats, traten wir mit einigem Vorrathe von Seekälberfleisch, unsre Reise dahin an. Wir sezten uns vor, immer an der Küste hin zu gehen, da wir denn nothwendig endlich an die Mündung des Plata-Flusses kommen müßten. Es war in der Mitte des Februar, um welche Zeit es in diesen Gegenden am heissesten ist. Wir legten in den ersten zwey Tagen 20 Englische Meilen zurücke, ohne einen Tropfen Wasser anzutreffen. Je weiter wir fortgiengen, je mehr nahm unser mitgenommenes Wasser ab, so daß wir uns endlich entschlossen, wieder zurück zu gehen, und die Regenzeit abzuwarten.

Also begaben wir uns wieder bis an den Ort unsers ersten Aufenthalts, wo wir eine Hütte baueten, um vor der schlim-

schlimmen Witterung in Sicherheit zu seyn. Wir errichteten solche an einem Felsen, nahe an der See, und lebeten drey Monate von Seekälbern und einem andern Thiere, welches Armadilla heisset (3). Zu aller Abwechslung hatten wir Seegras, welches wir anstatt des Brodes assen. Weiter begegnete uns in diesen dreyen Monaten nichts besonders. Wir brachten unsre Zeit so vergnügt zu, als bey unsern damaligen Umständen möglich war. Vergebens suchten wir einige Spuren von Einwohnern, wir konnten niemals nur das geringste entdecken. Es war unmöglich, uns beständig an einem von aller menschlichen Gesellschaft so weit entfernten Orte aufzuhalten. Eben so wenig getrauten wir uns auch, tiefer in das Land hinein zu gehen; wo wir wenigstens in Gefahr gerathen konnten, den Weg nach unsrer Hütte zu verlieren. Also machten wir uns zum zweytenmale nach Buenos Ayres auf den Weg. Wir versorgten uns mit Seekälberfleische, Armadillen, und frischem Wasser, und traten unsre Reise zu Ende des Maymonats an.

Den dritten Tag nach unsrer Abreise, überfiel uns ein heftiger Sturm mit starken Donnerschlägen und einem entsetzlichen Regen. Unsre Lebensmittel giengen zu Ende, und wir hatten noch nichts angetroffen, wodurch wir deren Abgang hätten ersetzen können. Endlich nach einem

(3) Diese beede Thiere sind oben bereits beschrieben worden; daher ich die Nachricht von ihnen hier auslasse.

einem heftigen Streit, beschlossen wir, wieder nach unserer Hütte zurück zu kehren. Als wir wieder daselbst angelangt waren, fiengen wir von neuem an, für unsern Unterhalt zu sorgen. Wir giengen wechselsweise nach Lebensmitteln aus. Seekälber hatten wir bereits so viele getödtet, daß sie selten zu werden anfiengen, und wir waren dieses Fleisches auch überdrüßig. Das Verlangen nach einer Abwechslung, bewegte uns daher auf die Jagd zu gehen (4). Wir fanden verschiedene Haufen wilder Hunde, konnten aber niemals so nahe hinkommen, daß wir einen hätten schiessen können. Wir fiengen nur einige von ihren Jungen, und assen solche mit der größten Begierde. Wir sahen auch einige Hirsche, aber sie waren uns zu schnell. Einsmals fanden wir ein Nest voll junger Hunde, welche sich, so bald sie uns sahen, wie die Kaninchen, in ihre Löcher vergruben. Wir verfolgten sie, gruben in den Sand, und erhaschten sie. Hierauf durchsuchten wir die übrigen Löcher, welche wir in der Gegend gesehen hatten, brachten dreyzehn junge Hunde zusammen, und trugen sie in unsre Hütte, um sie zahm zu machen. Mit der Zeit wurden sie so gelehrig, wie die Englischen Wachtelhunde, und leisteten uns gute Dienste. Sie jagten vortreflich,

(4) Denn als sie von dem Schiff ans Land geschwommen waren; thaten die übrige Flinten, Pulver und Bley in ledige Tonnen, und liessen solche durch die See ans Ufer treiben. Auf diese Art erhielten sie Gewehr.

treflich, tödteten uns öfters Armadillen, und überwältigten so gar einmal einen Hirsch. Wir stiessen einmal, auf unsrer Jagd, auf einen Haufen wilder Schweine. Unsre Hunde verfolgten sie, und fiengen zwey Junge. Wir bekamen sie lebendig, und weil es ein Männchen und ein Weibchen war, so beschlossen wir, sie zur Zucht zu behalten. Wir tödteten auch ein altes, welches uns etliche vortrefliche Mahlzeiten verschaffte. Die Jungen liessen sich gut an, und wurden in kurzer Zeit zahm. Sie begleiteten uns mit den Hunden auf die Jagd, und in der Nacht schliefen wir, die Hunde und die Schweine, alle in einer Hütte.

Alle diese Bequemlichkeiten machten unsern Zustand ziemlich erträglich. Die Annäherung des Winters, dessen Strenge wir bereits fühlten, bewegte uns, unsre Hütte besser zu verwahren, und mit den nöthigen Lebensmitteln zu versehen. Aber aus Mangel des Salzes konnten wir unser Fleisch nicht aufbehalten. Als wir einmal mit dem Bau unsrer Hütte beschäfftiget waren, entdekten wir einen schreklichen Tyger, welcher einen von uns verfolgete. Wir geriethen in einen großen Schrecken, und da wir kein Gewehr bey uns hatten, ergriffen wir die Flucht. Da uns der Tyger verfolgete, blieben wir stehen, klatschten in die Hände, und machten einen großen Lärmen. Diese Erfindung gelang uns; er blieb stehen, sahe uns starr an, und kehrete wieder um. Wir liefen nach unsrer Hütte, und

holeten

holeten unser Gewehr, konnten ihn aber nicht mehr finden.

Drey Wochen hernach entdekten wir auch einen Löwen, der vor dem Loche einer wilden Katze lag, und auf seine Beute zu lauren schien. Wir giengen ganz nahe an ihn hin. Einer von uns gab Feuer, verfehlete aber den Löwen, welcher sich dadurch nicht irre machen ließ. Allein ein zweyter Schuß traf ihn in die Schulter, und machte, daß er fiel. Wir schlugen ihn mit den Knochen eines todten Pferdes vollends todt, und trugen ihn in unsre Hütte, wo wir sein Herz und ein Rippenstück zurichten wollten, aber dieses Fleisch ganz unschmakhaft fanden. Seit dieser Zeit sahen wir fast alle Tage eines von diesen gefährlichen Thieren, welches uns in solchen Schrecken sezte, und uns unsern Aufenthalt so verhaßt machte, daß wir zum drittenmale beschlossen, nach Buenos Ayres zu gehen, es möchte auch kosten was es wollte. Um uns mit Lebensmitteln zu versorgen, theilten wir uns in zwey Haufen, deren einer rings um uns herum eine große Jagd anstellen, der andre aber auf die Seekälber an der Küste losgehen sollte. Unter dem lezten befand ich mich auch.

Als wir leztere gegen Abend wieder zurücke kamen, sahen wir, daß unsre Hunde um etwas herum beschäfftiget waren. Ich gieng in die Hütte, und fand, daß solche völlig geplündert und ausgeleeret war. Ich begab

mich

mich wiederum zu meinen Kameraden, welche sich bey den Hunden aufgehalten hatten, und hier sahen wir zwey von uns in ihrem Blute schwimmen. Einem war die Gurgel abgeschnitten, der andre aber hatte einen Stich in den Unterleib. Sie waren noch ganz warm, woraus wir schlossen, daß ihre Mörder nicht weit seyn müßten. Wir besichtigten unsre Hütte noch einmal, fanden aber alles geraubet, so daß wir nicht einmal Feuer anmachen konnten. Wir brachten, wie leicht zu erachten ist, die Nacht in Furcht und Schrecken zu, und liessen uns den folgenden Tag auf das äusserste angelegen seyn, unsre beede Gefährten zu suchen, konnten aber nie nichts mehr von ihnen entdecken. Das konnten wir leicht sehen, daß dieser Mord von Fremden begangen worden war, weil wir weder Dolch noch Säbel, ja nicht einmal ein Messer hatten. Wir gruben mit unsren Händen ein Loch in die Erde, und verscharreten unsre arme Landsleute, nachdem wir sie mit häufigen Thränen benetzet hatten.

Dieser Zufall machte uns den Ort unsres Aufenthalts so sehr zuwider, daß wir uns auf das neue vest entschlossen, nach Buenos Ayres zu gehen. Wir versahen uns, so gut als möglich war, mit Lebensmitteln, und wollten längst der Küste, bis an die Mündung des Plata-Flusses, und hierauf an demselben bis zur gedachten Stadt reisen. Dieser dem Anscheine nach gute Plan, war unmöglich auszuführen. Die ganze

Küste

Küste war voller hohen Sandhügel, welche den Weg sehr beschwerlich machten. Wir giengen zehen Tage, ohne das Ende dieses verdrüßlichen Sandes zu finden. Indessen machten wir doch verschiedene angenehme Entdeckungen. Ausser denen Muscheln, welche an dieser Küste im Ueberflusse zu haben sind, und dem süssen Wasser, welches nach dem Regenwetter an verschiedenen Orten stehen geblieben war, fanden wir oft todte Fische, so daß es uns nicht an Futter für unsre Hunde und Schweine fehlete. Nach zehn Tagen langten wir endlich an der Mündung eines Flusses an, welche wir für das Ziel unsrer Hoffnung hielten. Allein, als wir langs demselben hingehen wollten, stiessen wir auf eine Menge morastiger Bäche, über welche wir nicht kommen konnten. Wir schwammen über einige derselben, welche mit dickem Gebüsche besetzet, und voller Fliegen waren, die zu tausenden über uns herfielen. Wir gaben uns unglaubliche Mühe, weiter zu kommen, geriethen aber in eine sumpfigte Gegend, wo wir oft bis an die Schultern hinein sanken. Da die Hindernüsse immer mehr zunahmen, je weiter wir vor uns kamen, so sahen wir kein andres Mittel vor uns übrig, als wieder nach unsrer Hütte zurück zu kehren.

Als wir wieder zu Hause waren, wagten wir uns fast nicht mehr aus unsrer Hütte, weil wir kein Gewehr zu unsrer Vertheidigung mehr hatten. Unsre beede Schweine ernähreten uns vierzehn Tage lang, worauf wir

wir einige von unsren getreuen Hunden tödteten. Wir fanden nahe bey unsrer Hütte ein todtes Pferd, von welchem wir zur Abwechslung dann und wann ein Stück assen. Drey Monate lang lebeten wir blos von rohem Fleische, welches zwar unsrer Gesundheit schädlich, aber doch besser war, als Hunger zu sterben.

An einem Abende, da ich mich bey der Hütte allein befand, und meine übrige Kameraden nach Lebensmitteln ausgegangen waren, sahe ich zwölf Reuter in vollem Galop auf mich zu kommen. Ich stuzte, sahe aber sogleich, daß es Indianer waren, weswegen ich auf meine Kniee fiel und demüthig um mein Leben bat. Aber wie erfreute ich mich nicht, als ich meine drey Kameraden erblikte, welche die Indianer hinter sich auf den Pferden hatten. Sie stiegen ab; ein Theil durchsuchte unsre Hütte, der andre aber bewachte uns mit aufgehabenen Sebeln. Als sie alles durchsuchet hatten, machten sie dreymal ein fürchterliches Geschrey, liessen uns hinten aufsitzen, und führten uns einige Meilen von da an die Küste, wo sie zu zwölf andren Indianern stiessen, welche 400 Pferde bey sich hatten, die von ihnen auf der Jagd waren gefangen worden. Alle diese Patagonen begegneten uns sehr leutselig. Sie tödteten ein Pferd, zündeten Feuer an, und liessen einen Theil davon rösten, womit sie uns bewirtheten. Sie schenkten uns auch einige alte Stücke Zeug zu unsrer Bedeckung, denn wir waren ganz nackend. Meine Kameraden erzählten

mir, daß, als sie von denen Indianern gefangen worden, diese sie sogleich zu ihrem Sammelplatze mitnehmen wollen, und daß sie viele Mühe gehabt, ihnen durch Zeichen zu verstehen zu geben, daß ich nicht weit davon in der Hütte zurükgeblieben seye, wodurch diese denn beweget worden, mich ebenfalls abzuholen.

Den folgenden Tag brachen wir auf, und reiseten tiefer in das Land, wobey wir diesen großen Haufen Pferde vor uns her trieben. Wir reiseten 19 Tage gegen Südwesten, ehe wir auf den zweyten Sammelplatz kommen konnten, welcher von dem ersten ohngefähr 400 Stunden entfernet seyn mochte. Wir machten in einem Thale, zwischen zween hohen Bergen Halt, wo es vortrefliche Waiden für die Pferde, und einige kleine Bäche gab; aber fast gar kein Holz, einiges kleines, sehr sparsam ausgetheiltes Gesträuche ausgenommen. In diesem Thale fanden wir ein Dutzend Hütten, welche von einem andern Haufen Indianer mit ihren Weibern und Kindern bewohnt werden. Diese ehrliche Leute verwunderten sich, als sie so weisse Menschen sahen. Wir waren die ersten, welche sie in ihrem Leben zu Gesichte bekommen hatten.

Einen ganzen Monat über hielten wir uns in diesem Dorfe auf, und wurden daselbst, ich weiß nicht wie oft, gekauft und verkauft. Ein paar Sporen, ein kupfernes Becken, einige Straussenfedern, und andre Klei-

Kleinigkeiten, waren der Werth, welchen man für uns gab. Oft spielete man um uns, und wir bekamen zuweilen viele Herren in einem Tage. Während dieser Zeit stiessen verschiedene auf die Jagd ausgeschikt gewesene Indianer zu uns, und jeder derselben brachte die Pferde mit sich, welche er bekommen hatte. Das Oberhaupt oder der Cazique besahe und zeichnete sie. Die gefangenen Pferde beliefen sich an der Zahl über 1500 Stücke, und die meisten davon waren so gut, wie die Europäischen Pferde. Als alles zur Abreise fertig war, brachten unsre Indianer einen ganzen Tag mit Gastereyen zu, worauf wir uns insgesamt mit unsern 1500 Pferden nach der Hauptstadt, da der König seinen Sitz hatte, auf den Weg machten. Wir brachten vier Monate auf dieser Reise zu.

Diese Indianer können sehr bequem reisen, weil sie ihre Hütten und ihren Hausrath mit sich führen. Die Hütten sind leicht von einem Orte zum andern zu bringen; sie bestehen nur aus einigen Stangen, davon man einen Theil aufrecht stellet, die übrigen in die Quere darüber legt, und das ganze Gebäude mit Pferdehäuten bedecket. Sie gleichen also ziemlicher maßen unsern Zelten, man ist aber darinn vor Wind und Regen viel besser gesichert. Wir reiseten nur bey Tage, und lagen bey Nacht stille. Das Pferdefleisch war unser einiger Unterhalt. Einige assen es roh, andre aber rösteten und brateten es. An Wasser fehlete es uns

niemals, indem unsern Indianern alle kleine Bäche, welche sich auf dem Wege befanden, vollkommen bekannt waren, die ein Fremder schwerlich finden würde. Ich urtheilete aus der Länge des Weges, daß die Hauptstadt wenigstens 400 Meilen von unserm alten Quartier entlegen seyn mußte. Als wir nicht weit mehr davon entfernet waren, sonderten sich diejenigen, welchen wir zulezt zu Theile worden waren, von den übrigen ab, um uns in ein Dorf, 80 Meilen von da zu führen. Dieser Entschluß der Indianer war uns äusserst schmerzhaft, da wir nunmehr mit ihnen in einem wilden Lande herumstreifen sollten, wo uns alle Gemeinschaft mit den Europäern völlig abgeschnitten gewesen wäre. Zu unserm Glücke machten die übrigen Indianer, als sie in der Stadt ankamen, daselbst bekannt, daß vier Weisse gefangen worden seyen, worauf uns der König sogleich abholen ließ, weil wir ihm zugehörten.

Also wurden wir in die Hauptstadt gebracht, von welcher man uns sehr viel vorgeschwätzet hatte. Sie bestand aus ohngefähr dreyßig Hütten, welche allen andern gleich, das ist, klein, niedrig, und von unordentlicher Gestalt waren, ohngefähr drey Fuß weit von einander abstanden, und nur vermittelst eines kleinen Pfahlwerks, womit eine jede umgeben war, von einander abgesondert wurden.

Man führete uns in die Hütte seiner Patagonischen Majestät, welche nicht besser als die übrigen war.

war. Dieser Monarche saß ohne weiteren Staat auf der blossen Erde. Auf der einen Seite lag ein Wurfspieß, und auf der andern sein Bogen und Pfeile. Sein ganzer Putz bestand in einem Schurz von Zeug, der an einen Gürtel vest gemacht war, und in einer Krone von Straußfedern. Dieser Staat schikte sich sehr wohl zu der Macht eines Fürsten, welcher über so große Länder herrschet, und dennoch so wenig Unterthanen zu befehlen hat. Denn in diesem so entsetzlich großen Lande muß man wohl 100 Meilen reisen, ehe man einen Wohnplatz von zehn oder zwölf Hütten antrifft. Und in der Hauptstadt selbst sind nicht über achtzig Einwohner. Ungeachtet wir aber keine große Vorstellung von seiner Majestät hatten, so bezeugten wir uns doch auf das demüthigste gegen ihm. Er begegnete uns hingegen mit vielem Anstande, und hatte beständig eine lange, aus Indianischem Rohr gemachte Pfeiffe, im Munde. Er sprach gebrochen Spanisch, indem die Indianer in dieser Gegend, diese Sprache insgesamt ein wenig reden, weil sie alle, wenn es Friede ist, nach Buenos Ayres handeln, ob sie sonst gleich überhaupt, die gröste Feinde der Spanier sind.

Der König fragte uns, aus was für einem Lande wir wären, und was wir in diesen Gegenden suchten. Wir antworteten: wir seyen Engländer, hätten in der Südsee, mit unsrem Schiffe, welches wider die Spanier fechten sollen, Schiffbruch gelitten, und

unsrer achte, seyen an einem wüsten Orte des vesten Landes zurükgelassen worden; von diesen habe man zwey ermordet, und zwey andre weggeführet; man habe unsre Hütte niedergerissen und geplündert, und alles dieses seye vermuthlich durch seine Unterthanen geschehen. Der Fürst ließ sogleich, ehe er uns noch antwortete, drey oder viere von seinen Leuten rufen, mit denen er in ihrer Landessprache, sehr ernsthaft redete, und uns hernach mit vieler Gütigkeit versicherte, daß er bey allen Indianern, welche dahin gestreifet, genau nachforschen, und uns alles geraubte ersetzen lassen wollte. Er fragte ferner, ob die Leute in unsrem Lande groß wären, welches wir mit Ja beantworteten; worauf er vieles Vergnügen darüber bezeugte, daß wir Feinde der Spanier wären, von welchen er mit vieler Heftigkeit redete, und sagte, daß sie ihnen ihr Land wider alle Gerechtigkeit entrissen hätten. Um uns desto besser zu bewirthen, ließ er ein Pferd tödten, und das Fleisch für uns zurichten. Er war sogar so höflich, daß er uns die erste Nacht in seiner eignen Hütte behielt, bis man eine andre für uns gebauet hatte, welches den folgenden Tag geschahe. In dieser sogenannten Stadt blieben wir acht Monate. Wir hatten einen sehr harten Winter, indem der Schnee oft sechs Fuß hoch lag. Wir hatten weiter nichts zu thun, als Holz und Wasser zu suchen, und die Pferde, welche man tödtete, abzuziehen. Unerachtet wir Sclaven

ven waren, begegnete man uns doch auf eine sehr gütige Art, und niemand durfte uns beleidigen.

Die Gegend, welche diese Leute bewohnen, hat, wie ganz **Patagonien** oder **Magellanica**, einen Ueberfluß an Waiden und Pferden. Schaafe sind daselbst sehr häufig: (dieses werden wohl, die von allen Reisenden sogenannte **Peruanische Schaafe** seyn) Es giebt auch Wildpret von allerhand Gattungen; allein weil sie eine vorzügliche Neigung zum Pferdefleisch haben, so verachten sie alles übrige. Die Witterung ist überaus gesund, und wenn das Land gebauet würde, so würde es, allem Ansehen nach, eben so gute Früchte als anderwärts tragen. Es giebt viel Brenn- aber wenig oder gar kein Bauholz. Die Bäume sind sehr rar, und man siehet nur niedriges Gesträuche, welches auf den Anhöhen und in den Thälern von sich selbst wächset. An den Küsten ist nichts als Sand, und ein nackendes, dürres Land.

Die **Patagonen**, zum wenigsten die, welche wir gesehen haben, sind groß und wohlgebildet. Sie sind gemeiniglich fünf bis sechs (Englische) Fuß hoch, und haben eine kleine Nase und Augen. Ihr sogenannter König hat keine weitere Vorrechte, als ein andres Oberhaupt, oder **Cazique**. Er hat kein äusserliches Merkmaal seiner Würde, als seinen Schurz, welchen die andern nicht haben. Seine Unterthanen begegnen

ihm wie ihres gleichen. Er begegnet ihnen ohne Stolz, und sie haben auch weiter keine Ceremonien zu beobachten, wenn sie mit ihm sprechen wollen. Allein man leistet ihm schleunigen Gehorsam, wenn er etwas befiehlet, und er ist von aller Arbeit befreyt. Wir haben nicht bemerket, daß er jemand bestrafen ließ; ohne Zweifel hatte er keine Ursache dazu. Denn die ganze Zeit über, daß wir uns bey diesen Wilden aufhielten, erhob sich kein Streit von Wichtigkeit unter ihnen. Sie pflegen bey ihren Schmäusen leicht Zänkereyen anzufangen, daher die Weiber bey solchen Gelegenheiten die Waffen sorgfältig verbergen.

Bey diesen Schmäusen ist kein Unterschied zwischen dem Könige und seinen Unterthanen. Sie machen ihr Getränke von einer Art von Beeren, welche auf dornichten Gesträuchen wächset, und an Farbe und Geschmack unsren Himbeeren gleichet. Sie sammlen solche ein, graben hierauf ein Loch, vier Fuß ins Gevierte in die Erde, legen die Seiten und den Boden mit Pferdehäuten aus, werfen die Beere in diese Grube, und giessen hernach Wasser darüber. Sie rühren diese Masse mit großen Stecken heftig und oft um, und lassen sie zweymal vier und zwanzig Stunden gähren. Wenn nun das Getränke auf diese Art bereitet ist, lagern sie sich, mit der Pfeife im Munde, Männer und Weiber unter einander her, um diese Grube, und trinken so lange, als etwas vorhanden ist, wobey sie auf

ihre

ihre Art singen, oder vielmehr schreyen und heulen; denn man wird sich schwerlich etwas so widriges vorstellen können, als ihr Gesang ist. Wenn sie trunken sind, pflegen sie sich gemeiniglich zu schlagen; allein es wird niemals Blut dabey vergossen, und wenn der Rausch vorüber ist, ist auch alles vergessen.

Diese Indianer haben eigentlich keine beständige Wohnung. Wenn ihre Pferde die Waide an einem Orte abgefressen haben, bringen sie ihre Hütten und Geräthe an einen andern. Diese Wanderung geschiehet mehr als einmal im Jahre. Ihre Wohnungen liegen in dem weitläufigen Lande sehr zerstreuet. Jedes Dorf bestehet aus einigen wenigen Hütten. Der Wohnplatz, wo sich der König aufhält, ist immer der zahlreichste, ob er gleich schlechter ist, als eines von unsren schlechtesten Dörfern. Sie haben einige schwache Begriffe von einem göttlichen Wesen, und beten Sonne und Mond gewisser maßen an. Der Tag des Neumondes ist bey ihnen ein Festtag, an dem sie sich versammeln, und eine Art von einem Umgang um ihre Hütten halten. Derjenige, welcher vorangehet, träget einen Reif, welcher mit Schellen und Strausfedern gezieret ist; er schwinget ihn von Zeit zu Zeit, daß die Schellen einen Laut von sich geben, wobey der ganze Haufe ein großes Geschrey erhebet. Diese ganze Feyerlichkeit dauert ohngefähr eine halbe Stunde.

Eben dieses Reifes bedienen sie sich auch bey ihren Kranken, wobey sie folgendes beobachten. Man breitet ein Stück weisses Zeug dem Kranken gegen über aus, worauf einer seiner nächsten Verwandten den Reif nimmt und ihn besuchet. Nach einigen Minuten gehet er hinaus, und einige Minuten lang um die Hütte, wobey er den Reif schwenket, und einige Worte mit verschiedenen Tönen ausspricht.

Hilft das Mittel nichts, und der Kranke ist gestorben, so begräbt man ihn in aller Geschwindigkeit. Man wickelt ihn mit allem, was ihm zugehöret hat, als Bogen, Pfeile, u. s. w. in eine Pferdehaut, träget alles in einiger Entfernung von seiner Wohnung, und wirft alles in eine runde Grube, welche man ausdrüklich zu diesem Endzwecke verfertiget, und sie hernach sogleich zuschüttet. Ungeachtet sie nun wenig Umstände bey ihren Leichenbegängnissen machen, so beobachten sie doch eine sehr strenge Trauer, welche alle Verwandten und Freunde des Verstorbenen drey Monate lang halten müssen. Während dieser Zeit müssen sie alleine bleiben, und dörfen mit niemand reden. Man schicket ihnen indessen ihren Unterhalt, damit der Hunger sie nicht nöthiget, ihren Aufenthalt zu verlassen.

Alle diese Völker haben eine abergläubische Furcht vor Gespenstern und Erscheinungen, daher sie auch derselben viele sehen. Keiner von ihnen getrauet sich des

Nachts

Nachts allein aus seiner Hütte zu bleiben. Oft begehen sie aus Furcht allerley Ausschweifungen und Thorheiten, welche ihren Nachbarn zur Last fallen. Wir höreten einmal in der Nacht ein so großes Getöse, als ob viele Trommeln zugleich gerühret würden. Wir glaubten, wir Engländer, wir hätten einen feindlichen Ueberfall zu befürchten; allein, es waren nur zwey oder drey von unsren ehrlichen Indianern, welche sich für den Geistern fürchteten, und daher mit Stöcken auf die Pferdehäute über ihren Hütten schlugen, auf diese Art die böse Geister zu vertreiben.

Die Vielweiberey ist bey den Patagonen unbekannt. Sie haben nur ein Weib, und leben mit derselben sehr freundschaftlich. Wenn eine Frau niederkömmt, darf niemand in ihre Hütte. Es wird sich auch niemand unterstehen, sich ihr zu nähern, bis sie selbst herauskömmt, und ihr Kind in den Armen träget. Hierauf wickelt man das Kind sogleich in eine Schaafshaut; man leget es auf eine, mit einer eben solchen Haut bedekte Tragbaare; man bindet seine Arme und Füsse an diese Baare an, damit es nicht herabfalle, und hänget die Maschine an den vier Ecken auf, und endlich giebt man ihr einen Stoß, um sie in den Schwung zu bringen, und alles dieses ist so gut als unsre Wiegen, den Schlaf des Kindes zu befördern. Diese Gewohnheit muß gut seyn, weil man niemals von einem gebrechlichen Menschen unter ihnen höret. Der einige

Fehler

Fehler, welchen man an ihnen bemerken kann, bestehet darinne, daß sie alle das Hintertheil des Kopfes sehr platt haben, welches allem Anscheine nach daher kömmt, daß die Kinder mit dem Kopfe rüklings auf dem harten Holze liegen müssen, ohne sich umwenden zu können. Eine Frau ruhet nach ihrer Entbindung, nicht länger als zwey oder drey Stunden aus, worauf sie wieder an ihre Arbeit gehet. Alle Morgen führen sie ihre Kinder an einen Fluß, und tauchen sie, es mag so kalt seyn, als es will, in das Wasser ein. Dadurch härten sie ihre Haut, und werden gegen die Kälte so unempfindlich, daß sie auch in dem härtesten Winter, ganz nackend in Schnee und Eise gehen. Alle diese Indianer, sowohl Männer als Weiber, tragen Hals- und Armbänder von Körnern und Schellen; dergleichen Zierrathen sie auch unten an den Füssen, gerade über den Knöcheln tragen. Ueber dieses flechten die Weiber, welche sehr lange Haare haben, eben dergleichen Zierrathen in dieselbe, welches ihnen ein ganz gutes Ansehen giebt. Diese Kleinigkeiten kaufen sie, wenn sie Friede haben, von den Spaniern, und geben ihnen Häute dafür.

Denn diese Patagonen gehen alle Frühlinge auf die Jagd, und bringen den ganzen Sommer damit zu. Als sich diese glükliche Zeit näherte, baten wir inständig, man möchte uns erlauben den Jägern zu folgen. Wir wendeten uns endlich an den König, welcher uns

ver-

versprach, wir sollten mit einem Haufen Indianer, welcher an die östliche Küste, 100 Meilen in Süden von Buenos Ayres gehen sollte, abreisen. Unsere Reise dauerte lange. Die ersten zwölf Tage lebten wir blos von den Pferden, welche wir zu unsrem Unterhalte mitgenommen hatten, weil wir nicht ein einiges wildes Pferd unter Weges antrafen. Allein gar bald zeigten sich diese Thiere haufenweise, und die Jagd nahm ihren Anfang.

Die Geschiklichkeit der Indianer diese Pferde zu erhaschen, ist erstaunlich. Sie bedienen sich zweyer verschiedener Arten, und beeder mit gutem Erfolge. Die erste Art ist diese. Sie wissen alle ein Pferd auf eine vortrefliche Art zu regieren; wenn sie sich nun der wilden Pferde bemächtigen wollen, so jagen sie ihnen nach, und haben einen langen Riemen, dessen eines Ende sie in der linken Hand halten; an dem andern Ende machen sie eine Schlinge, und halten solche in ihrer rechten Hand. Ist der Reuter dem Thiere nahe genug, so wirft er ihm die Schlinge über den Kopf, und wird denselben sehr selten verfehlen. Die zweyte Art ist folgende: sie haben einen langen Riemen, an dessen beyde Enden sie eine eiserne Kugel, zwey Pfunde schwer, bevestigen. Die eine Kugel behalten sie in der Hand, und schwenken die andre sehr schnell, so wie man eine Schleuder schwenket. So nahen sie sich dem Thiere, und werfen ihm den Riemen um die Füsse, der sich,

vermöge

vermöge der Schwere der Kugel, sehr veste herumschlinget. Zu gleicher Zeit jaget der Reuter nach einer andern Seite, und behält das andre Ende des Riemens in seiner Hand. Also muß das Thier nothwendig fallen, worauf sich ein andrer Indianer über dasselbe herwirft, ihm einen Zaum anleget und es aufhält. Diese wilde Pferde werden übrigens in sehr kurzer Zeit zahm.

Als wir 100 Meilen von Buenos Ayres waren, baten wir unsren Cazique, einen seiner Leute an den Gouverneur zu schicken, und ihm sagen zu lassen, daß er drey gefangene Engländer bey sich habe, welche er auslösen möchte. Als der Botte wieder zurück kam, deutete uns der Cazique an, daß er uns selbst nach Buenos Ayres bringen wollte, welches auch geschah. Er nahm mit vielen Freundschafts-Bezeugungen von uns Abschied, worauf wir als Kriegsgefangene am Bord des Schiffes Asia nach Monte Vedio geschikt, und ein ganzes Jahr lang als würkliche Sclaven gehalten wurden. Eine Zeitlang hernach hatten wir das Vergnügen, den Herrn Campbell, See-Officier vom zweyten Range ankommen zu sehen, der mit uns Schiffbruch gelitten hatte, und bey dem Kapitän Cheap geblieben war. Herr Cheap war mit den bey ihm gebliebenen, welche in allem 17 Mann ausmachten, bis zum sechsten Merz 1742 auf der Insel Wager zu bleiben genöthiget; wo sie tausenderley Elend und Beschwerlichkeiten ausstehen und erdulten mußten. An dem jezt-

gedachten

gedachten Tage aber wurden sie von einigen Indianern nach der Insel Chiloe übergeführet, und ihrem eignen Verlangen zu Folge, den Spaniern überliefert. Herr Campbell stattete folgenden Bericht ab.

Die westliche Patagonische Küste hat nach Chili zu, einen grossen Ueberfluß von wilden Gänsen, worunter besonders eine Art befindlich ist, die nicht flieget, aber so schnell schwimmet, als die andre fliegen. Diese Gänse haben sehr feine Pflaumfedern, woraus die Indianische Weiber Decken machen, welche sie den Spaniern verkaufen. Herr Campbell sahe einige, welche sehr schön waren. Wenn die Indianer diese Thiere fangen wollen, so kommen sie des Nachts an das Ufer, und bringen eine Baumrinde mit, welche, wenn sie recht trocken ist, wie ein Licht brennet. Die Gänse werden dadurch verblendet, bleiben unbeweglich, und lassen sich mit Stecken todschlagen. (5)

Es giebt in diesen Gegenden verschiedene Indianische Nationen. Einige werden Patagons, andre Coucous, und noch andre Chonas genennet. Die Coucous sind diejenige, mit welchen wir am meisten zu thun hatten. Sie sind von sanftem Gemüthe, aber überaus dumm und erschrecklich säuisch. Sie laufen voll Läuse, und diese sind eine sehr niedliche Speise für sie. Ich sahe einmal eine Frau, welche die Liebste eines dieser Indianer war,

(5) Es scheinet nach dieser Beschreibung, diese sogenannte Gänse, seyen keine andre, als die Penguins.

war, (denn sie haben ihrer viele) einem ihrer Kinder die Läuse absuchen, die sie in eine Muschelschaale auf die Seite legte. Ich fragte sie nach der Ursache, und bekam zur Antwort, daß sie ihren Mann damit bewirthen wollte. Sie essen fast alle ihr Fleisch gebraten. Sie spiessen es an einen langen Stock, dessen Spitze dem Feuer gegenüber in der Erde stecket, und drehen den Stock mit dem andern Ende beständig herum. Um ihren Braten zu befeuchten, geben sie einem ihrer Kinder ein Stück Fett in den Mund, welches solches kauen, und so wie es im Munde zerschmelzet, auf den Braten speien muß. Diese Indianer sind in dem Umgange mit dem andren Geschlechte sehr frey, indem sie sich kein Gewissen machen, ihren Schwestern und eignen Töchtern beyzuwohnen, und Mutter und Tochter zugleich zu heurathen.

Ich habe niemals etwas von ihrer Religion erfahren können. Doch haben sie gewiße Festtage, welche sie auf eine sonderbare Art feyren. Sie versammeln sich insgesamt, in der grösten von ihren Hütten, wo sie eine Menge Speisen zurichten. Unterdessen, daß einige das Fleisch zerreissen und braten, pfeifen und tanzen die andern, und machen ein solches Geschrey, daß wir im Anfang darüber erschracken, ehe wir dessen gewahr wurden. Einige fallen in schreckliche Verzuckungen, und nehmen öfters in solcher Raserey brennende Stücken Holz, womit sie alles anzuzünden drohen. Während

der

der Zeit, da sich diese als würkliche Besessene bezeugen, nehmen die andern eine gewisse Farbe, womit sie allen Umstehenden das Gesicht beschmieren; welches uns ebenfalls wiederfuhr, ohne daß wir sie daran verhindern durften. Es ist unmöglich, alle Ausschweifungen zu beschreiben, welche sie in dieser Tollheit begehen. Wenn die Männer fertig sind, fangen die Weiber an, von welchen die erstern an Thorheiten noch übertroffen werden. Sie verfallen gemeiniglich nur in diese Raserey, wenn sie viele Lebensmittel haben, und alsdenn hält sie eine ganze Woche lang an. Ich habe eine Frau gesehen, welche vierzehn Tage nach einander ohne Aufhören in Verzuckungen war. Ihre Gesänge sind kläglich und traurig, und ihr Geschrey übertrifft alles, was man sich nur fürchterliches und trauriges einbilden kann.

Diese Indianer sind von mittlerer Größe, haben eine dauerhafte Gesundheit, und sind ausserordentlich stark. Sie begraben ihre Todten nicht, sondern stellen sie auf sechs Fuß hohe Gerüste, in eben der Stellung, welche die Kinder in Mutterleibe haben. Wir haben an vielen Orten dergleichen Gerüste angetroffen, auf welchen sich zwey oder drey Körper, selten aber mehrere befanden. Ihre Sprache ist sehr rauh, und wird durch die Kehle ausgesprochen. Ihre Nachen bestehen aus Brettern, welche mit dickem Leder an einander gefüget sind. Ein Bret machet den Boden, und zwey andre die Seiten aus. Allein es giebt deren auch, welche

sind, und aus fünf Brettern bestehen. Ihre Kleidung ist so, wie bey den übrigen Indianern, welche an der Magellanischen Strasse wohnen. Ihre Weiber tragen um den Unterleib weiter nichts, als ein Stück Leinwand oder andern Zeug. Ihre Waffen sind Wurfspiesse, deren Spitzen aus Fischgräten gemacht sind, sie wissen solche sehr geschikt zu werfen, und verfehlen ihr Ziel fast niemals.

Herr Cheap und die übrigen Engländer kamen in der Mitte des Junius auf der Insel Chiloe an, und ob gleich diese Insel nur im 43°. Süderbreite lieget, so fanden sie doch daselbst eine ausserordentliche Kälte und tiefen Schnee. Die Indianer nahmen sie sehr freundlich auf, und brachten sie zu dem Corregidor, der sie zum Gouverneur schikte. Dieser schikte sie im Januarius 1743 nach St. Jago im Königreich Chili, wo sie den Admiral Pizarro antrafen. Herr Cheap und einige andre Engländer giengen sechs Monate darauf mit einem Französischen Schiffe nach Europa. Campbell aber reisete mit dem Admiral Pizarro im Januarius 1745 nach Buenos Ayres, da sie über die Cordilleras einen sehr beschwerlichen Weg hatten. Sie fürchteten sich am meisten vor einer Patagonischen Nation, welche diese Gegenden bewohnet, sehr kriegerisch ist, die Spanier ausserordentlich hasset, und unaufhörlich mit ihnen Krieg führet.

Camp=

Campbells Reisegefährten erzähleten ihm, daß diese Indianer, so wie alle übrige Patagonen, groß und schwärzlicht von Farbe sind. Ihre Waffen sind Lanzen und Schleudern, mit welchen sie sehr geschikt umzugehen wissen. Sie vertheilen sich in diesen großen Ebnen in verschiedene Haufen, deren jeder sein Haupt oder Caziken hat. Wenn einer dieser Caziken einen andern ersuchet, ihm wider die Spanier Hülfe zu leisten, darf er solchen nicht eher wieder verlassen, bis der Feldzug zu Ende ist, weil ihm sonst seine eigne Leute den Kopf vor die Füsse legen würden. Sie sind insgesamt sehr gute Reuter, und sitzen fast so wie unsre Europäische Husaren zu Pferde. Ihre Sättel sind platt und klein, wie die Sättel auf den Rennpferden in England. Ihre Steigbügel bestehen aus einem Stücke Holz mit einem Loche, worein man nur den großen Zähen stecket. Ihre Zügel sind von Haaren, und das Gebiß von Holz. Sie haben keine bleibende Wohnung, sondern streifen herum. Von Zeit zu Zeit fallen sie in das Spanische Gebiet ein, und treiben Menschen und Vieh weg. Von den Gefangenen behalten sie nur die Weiber und Kinder, welche sie zu Sclaven machen, und tödten die übrigen. Sie fechten mit vieler Tapferkeit wider die Tyger, welchen sie um des Felles willen nachsetzen. Wenn der Indianer dieses Thier erlegen will, nimmt er in die linke Hand einen Stock, neun Zolle lang, und in die rechte einen kleinen Säbel. Auf diese Art bewaffnet, gehet

er dem Thiere entgegen. Wenn es auf ihn zukömmt, stösset er ihm den Stock in den Rachen, und den Säbel in den Bauch; auf welche Art der Tyger fast in einem Augenblick angegriffen und auch getödtet wird.

Im October 1745 giengen die zu **Monte Vedio** befindliche Engländer am Bord des Spanischen Schiffes **Asia** unter Seegel, und kamen im Januarius 1746 bey dem **Kap Finis terrä** an, worauf sie im Julius zu **London** anlangten. Man empfieng sie daselbst sehr übel; allein dieses gehöret nicht hieher.

Dieses ist es alles, was ich von den **Patagonen** habe zusammen bringen können. Man siehet zum wenigsten daraus, daß die Bewohner der Ostseite noch viel gesitteter sind, als die gegen Westen, ungeachtet die leztern, insonderheit die Nationen der **Chonos** und **Coucous**, denen Spaniern unterworfen sind. Völker die dem lauteren Triebe der Natur folgen, üben würklich viel mehr gesellschaftliche Tugenden aus, als diejenige, welche sich mit ihrer gesitteten Lebensart breit machen, welche doch in der That nichts als ein äusserlicher Fürnis ist, worunter sie die gröbste Laster bedecken, und ihnen damit einen Anstrich geben. Man siehet, daß diese Völker lange nicht so wild und unmenschlich sind, wie sie von einigen der ersten Seefahrer, welche den Weg längst dieser Küste nahmen, abgemahlet wurden: aber auch die üble Begegnung, welche ihnen von diesen Seefahrern wiederfuhr, mag die Ursache seyn, daß sie

sich

sich von den Küsten entfernet haben, und daher kommt es, daß einige Reisende Leute daselbst angetroffen, andere aber keinen Menschen gesehen haben.

Aus dem Berichte der Leute von dem Wager, sollte man fast muthmassen, die Einwohner in dem innern Lande von Patagonien, stammten ursprünglich aus den Gegenden am Plata-Flusse, und Uraguai ab, weil sonst nicht so leicht begreiflich ist, wie der König hätte sagen können, ihr Land seye ihnen von den Spaniern genommen worden. Und aus diesem Grunde liesse sich auch ihre unversöhnliche Feindschaft gegen die Spanier leicht erklären. Die Voreltern dieser guten Nation haben ohne allen Zweifel, in vorigen Zeiten, eine beständige Wohnung in irgend einem der benachbarten Länder gehabt, allein der Verfolgungsgeist, die Tyranney und der Geitz der gesitteten Europäer hat sie gezwungen, ihre ursprüngliche Wohnungen zu verlassen, und ein herumirrendes Leben, in einem ihnen zuvor unbekannten Lande, zu führen. Man siehet aus allen Erzählungen, daß sie Vernunft genug besitzen, daß sie eine gewisse Regierungsform und Gesetze haben, welchen sie Folge leisten, daß sie nicht wild und barbarisch sind, sondern vielmehr gegen die Engländer alle Sanftmuth und Gelindigkeit blicken liessen, und daß sie allem Ansehen nach durch einen freundschaftlichen und gelinden Umgang, bald zur Vereinigung mit den Europäern würden beweget werden. Wäre den Vätern der Ge-

sellschaft Jesu der fatale Streich nicht begegnet, den ihnen einige wenige unruhige Köpfe zuzogen, so würden solche vielleicht in wenigen Jahren diese große, aber in einem so weitläuftigen Lande so sehr zerstreute, Nation wieder versammelt, und ihnen eine bessere Lebensart beygebracht haben. Ich mache nunmehr den Schluß, mit denen Gedanken des Herrn Präsidenten de la Brosse, über die Handlung nach Patagonien, oder dem Magellanischen Lande, wie solche in der Geschichte der Reisen nach den Südländern befindlich sind: nachdem er einige Worte von einem Vorschlag, entweder auf den Malouinischen Inseln, oder der Insel Pepys, welche vermuthlich eine blosse Luft-Erscheinung ist, eine Niederlage anzulegen, gethan hat, fähret er also fort:

Das eigentlich sogenannte Magellanica ist diejenige Gegend in der südlichen Welt, welche noch am meisten und häufigsten ist besuchet worden, vornehmlich von denenjenigen Schiffen, welche durch die Meerenge seegeln. Die strenge Witterung, die Größe, Wildheit und Dummheit ihrer Einwohner (6), hat die Seefahrer oft in Schrecken gesetzet. Indessen gestehen doch alle diejenigen, welche dieses Land am besten untersuchet haben, daß es in den Gegenden an der Meerenge, mitten unter wilden Gebürgen, schöne grüne, mit Bäumen

(6) Aus dem, was bisher angeführet worden, können meine Leser selbst, von diesem Vorgeben urtheilen.

men besezte, und von großen Flüssen bewässerte Gegenden gebe, daß man sich daselbst hinlänglich mit Lebensmitteln, Vögeln, Fischen, Früchten und Kräutern versorgen könne, daß es daselbst Gewürz, Johannisbeeren, eine Art Weintrauben, Sellery, Körbel und andere Küchenkräuter gebe, daß das Getreide und die Hülsenfrüchte, welche man daselbst gesäet hat, gut fortgekommen sind, daß man daselbst Salzmoräste und hinlängliches Holz finde, der Kälte zu widerstehen; daß die Spanische Kolonie, welche Sarmiento dahin geführet, und das Etablissement zu Philippeville, welches würklich an dem besten Orte der Meerenge angeleget worden, gewiß fortgedauert haben würden, wenn sie nicht von ohngefähr einigen unglüklichen Umständen ausgesetzet gewesen wären, und wenn der Verdruß, welchen der ungetreue Bericht des Stifters dieser Kolonie dem Spanischen Rathe einflösse, nicht verursachet hätte, daß man sie auf die elendeste Art verließ.

Diese Ursachen haben, allem Ansehen nach, mehr zu dem Untergange dieser Pflanzstadt beygetragen, als die Einwohner, die Narborough an diesem Orte nicht so wild, und umgänglicher fand, als anderwärts. Selbst an der wüsten Patagonischen Küste, würden sich die Einwohner in einem so großen Lande, durch den Fischfang und die Jagd, hinlänglich ernähren können. Eine Europäische Kolonie würde daselbst ganz gut fortkommen, man müßte sie nur nicht gleich in den

ersten Jahren verlassen. Die Luft ist daselbst sehr gesund, der Boden überhaupt gut, und mit schönen Waiden versehen, so daß man daselbst Vieh halten könnte. Es fehlet hier bloß an Bauholz, und ausser diesem Mangel, ist das Land vielleicht so gut als eines in Amerika. Es verspricht, sagt Narborough, denenjenigen, welche sich daselbst niederlassen wollten, große Vortheile, denn alles, was in Europa wächset, würde hier vollkommen fortkommen, und das Vieh würde Waide in Ueberfluß finden.

Diejenige Produkte in Magellanica, welche zur Handlung dienen könnten, sind die Häute von Hirschen und Meerwölfen, deren einige 36 Fuß breit sind; Färbeerden, und Felle von Clamas und Guanacos. Die Guanacos-Wolle ist so schön und fein, daß man sie der Seide vorziehet. Die Seekälber sind hier sehr zahlreich. Ihre Haare sind schön, und besser zu verarbeiten, als Fischotter-Haare. Die Einwohner verfertigen auch eine Art Pelzwerk von den Häuten der Seevögel, die sie zusammennähen, die Federn ausreissen, und den Pflaum zurücke lassen. Man würde diese Waaren, für einige Kleinigkeiten von Eisen und Glas, sehr leicht von ihnen bekommen können, welche man gemeiniglich zur Handlung mit den Wilden brauchet. Vornehmlich aber würde man hier rothe Zeuge brauchen können, denn diese Völker waren nach der rothen Farbe so begierig, daß sie über alles herfielen, was dieselbe

hatte,

hatte, und so gar den Hünern die Kämme abrissen, wie uns solches Narborough und Frezier berichten. Der Pimento oder Pfefferbaum, welcher häufig an der Meerenge wächset, träget eine Art von einem weissen sehr hitzigen Pfeffer; seine Rinde ist eine gute Specerey, die man leicht sammeln, und gute Handlung damit treiben könnte. Die Spanier verkauften sie in Europa, das Pfund vor sechzehn Realen.

An der wüsten Küste, vornehmlich nach dem südlichen Ufer des Plata-Flusses, giebt es eine grosse Menge Thiere und wilde Pferde, von welchen man glaubet, sie seyen von Spanischer Art. Diese streifen bis an die Meerenge herunter, und man hält davor, sie werden mit der Zeit die ganze grosse Wüste erfüllen. Sie sind nicht allein zur Zucht, sondern auch zum Essen gut, weil ihr Fleisch so gut als Rindfleisch seyn solle.

An der Patagonischen Küste findet man eine Menge Straussen, und in der Meerenge Perlenmuscheln; deren Mutter die gröste und schönste ist, so man noch hat finden können. Man siehet daselbst Muscheln fast zwey Fuß lang, und grosse versteinerte Schaalen-Thiere, auf den Bergen. Die Versteinerungen, Schaal-Thiere. s. w. sind zu unsren Zeiten ein sehr wichtiger Gegenstand der Handlung geworden, weil man in ganz Europa Naturalien-Sammlungen anleget. Nirgends findet man sie schöner und häufiger, als an den Patagonischen Küsten, vornehmlich in der Nachbarschaft von Chili. Die Indianer des Landes gebrauchen sie

blos zu Kalk; allein es giebt darunter, in Ansehung der Farbe und Gestalt, so schöne Abänderungen, daß die Liebhaber derselben in Europa, ihre Sammlungen sehr gerne damit anfüllen würden. Man weiß wie theuer die seltensten oft in Holland verkauft werden. Die Art von Muscheln, welche unter dem Namen der Magellanischen bekannt ist, wird sehr gesucht, und wenn sie häufiger werden sollte, würde man sich ihrer zu eingelegten Arbeiten, Grottenwerken, und allerley Zierrathen in Zimmern bedienen können. Neue Entdeckungen schaffen neue Bedürfnisse; eine Sache welche anfangs sehr unerheblich scheinet, wird mit der Zeit die Gelegenheit zu einem sehr grossen Gewinn. An dem Toback haben wir ein wichtiges Beyspiel davon.

Es giebt in Magellanica zwey zahlreiche Arten von Thieren, den Wallfisch und den Seelöwen, von denen man allem Ansehen nach großen Gewinn haben könnte; indem ihr Fett so wohl von verschiedenen Arbeitern, als auch zur Beschmierung der Schiffe, stark gebraucht wird. Der Wallfischfang wird nur allein in Norden getrieben, und ist so einträglich, daß die Holländer jederzeit alles mögliche gethan, sich desselben allein zu bemächtigen, unerachtet er mit vieler Arbeit und Gefahr verknüpfet ist: Denn der Wallfisch ist schwer zu harpuniren, und schwer zu verfolgen, wenn er harpuniret ist: überdies verunglücken die Barken der Fischer oft in dem Eise. Hat man ihn einmal gefangen, so sind

wie-

wiederum viele Umstände nöthig, den Thran desselben nach der Holländischen Art am Lande auszubrennen, viele Gefahr und Kosten aber, wenn man nach Art der Bißcayer um deswillen Oefen auf dem Schiffe bauen will; der Nothwendigkeit nicht zu gedenken, daß man in diesem Falle das Schiff mit einer Menge Holz beladen muß, und an desselben Statt etwas bessers laden könnte. Die Bißcayer waren ehedem die vornehmsten Wallfischfänger in Norden; um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aber theileten die Holländer diesen Fang mit ihnen, und heut zu Tage haben sie unsere Nation fast gänzlich davon ausgeschlossen, und schicken nicht weniger als 300 Schiffe von allerley Größe dahin ab. Ohne Zweifel wäre es möglich, obgleich nicht leicht, sich wieder in den Besitz desselben zu setzen; wäre es aber nicht einfacher, daß man eine unsrer Nation so einträgliche Handlung, anderwärts zu verrichten suchte? Man kann sie im magellanischen Lande, auf eine, was den Fang betrift, weit kürzere, reichlichere, leichtere, und weniger gefährliche Art finden. In Süden sind die Wallfische größer als in Norden, und so zahlreich, daß die Schiffe zuweilen nicht durch können.

Ein gewißer Seefahrer behauptet ohne Bedenken, daß es hier hundert gegen einen in der Nordsee gebe; allein man darf sich eben nicht an diese Fische allein halten, deren Fang sehr beschwerlich ist, sondern man kann an dessen Statt eine andre in Patagonien sehr häufig

sig befindliche Art von Thieren fangen, welche Thran genug geben. Diese sind die Seelöwen, deren Jagd nicht so kostbar ist, als der Wallfische, denn man kann sie auf dem Lande fangen, wo sie sehr ungeschikt sind, keinen Widerstand thun, und mit Knütteln todgeschlagen werden können. Sie sind zwar nicht so groß wie die Wallfische, und würden daher auch bey weitem nicht so viel Thran geben, allein sie ersetzen durch ihre Menge, was ihnen an der Größe abgehet. Martens berichtet, daß es sich bey Spizbergen, wo diese Thiere häufiger, aber dabey kleiner sind, als in Magellanica, oft zutrage, daß die Schiffe, in Ermanglung der Wallfische, Thran von diesen Thieren mitnehmen.

In den Magellanischen Gewässern giebt es deren so große, daß der Schottländer, welcher sich allein auf der Insel Juan Fernandez befand, deren von 20 Fus lang sahe, welche 4000 Pfunde wägten. Roggers hat sie zu 16 Fuß gesehen, und berichtet, daß man eine entsezliche Menge Thran von ihrem Fett bekomme. Beauchene ließ während seines Aufenthalts in der Strasse, solchen gleichfalls aus ihnen brennen. Der Thran lässet sich leicht an derjenigen Küste brennen, wo es viel Holz giebt, welches an den Küsten der Nordsee selten zu finden ist. Die Kälte endlich, welche die Fischer aus Norden vertreibet, und ihnen nicht Zeit lässet, den Thran an den Küsten zu brennen, daher sie Oefen auf den Schiffen bauen müssen, ist in Magellanica

lánica viel geringer; und die Erfahrung hat gelehret daß man den Winter daselbst zubringen kann, und sich die Fischer ganz erträgliche Wohnungen bauen können.

Ich zeige hier die verschiedene Handlungs-Zweige, nach den Berichten der Reisenden, an, vornehmlich in der Absicht darzuthun, daß dieser Theil des Erdbodens, den man für den unfruchtbarsten in der Welt hält, dennoch seine Produkte habe. Uebrigens überlasse ich es Handelsleuten von Profession, zu entscheiden, in wie ferne die vorgeschlagene Gegenstände würklich nuzbar seyn können. Kunstverständige allein können wissen, ob das Verhältniß zwischen dem Gewinn und den Kosten der Ausrüstung so seyn wird, wie es seyn muß.

Sollte man jemals in Patagonien, oder in der Gegend von Philippeville eine Pflanzstadt anlegen, so könnte man sich von da aus einen Landweg nach Chili, dem schönsten und reichsten Lande von der Welt, öffnen. Dem Berichte des Knivet zu Folge, hatten die Spanier schon im sechzehnten Jahrhundert einen Entwurf dazu gemacht, und zwar nicht ohne Ursache, indem man bereits aus Brasilien nach Chili oder Peru reiset, wo das veste Land viel breiter ist. Don Joseph Pizarro ist zweymal zu Lande von Buenes Ayres nach Chili gereiset, und ein Indianer, den man an ihn schikte, legte diesen Weg in dreyzehn Tagen zurück, ob er gleich über die Cordilleras reisen mußte. Was die Reise durch Patagonien betrift, so hat sie Rodrigue de

l'Isle

l'Isle fast ganz zurück gelegt, und würde sie allem Ansehen nach glüklich geendiget haben, wenn es seinen Leuten nicht endlich an Standhaftigkeit gefehlet hätte. Dieser Landweg würde zwar für die Handlung nicht so vortheilhaft seyn, indem man diese Reise bequemer zu Wasser thut, allein er würde sehr viel zur Beförderung der Erdbeschreibung dieses Theils von Amerika beytragen, der seinem Innern nach, noch weniger bekannt ist, als in Ansehung seiner Küsten. Aber muß man denn nicht auf den Fortgang der Künste und Wissenschaften eben so wohl sehen, als auf den Wachsthum der Handlung?

So weit gehet dasjenige Stück aus der Abhandlung des Herrn de la Brosse, in seiner Geschichte der Reisen nach den Südländern, welches eigentlich Patagonien betrift, das übrige gehet meinen Gegenstand nichts an. Ich gebe aber der Meynung dieses scharfsinnigen Mannes vollkommenen Beyfall: eine Kolonie in Patagonien würde nicht allein vor sich selbst vielen Nutzen bringen, sondern auch die Handlung derjenigen Nation, welche sich daselbst niederliesse, nach der Südsee ungemein befördern; und es ist bekannt, daß man heut zu Tage darinn einig ist, daß man die gröste Vortheile bey dieser Handlung erwerben könnte. Es scheinet solche auch würklich das Hauptaugenmerk verschiedener handelnden Nationen zu seyn.

Die Vortheile, welche man aus der Handlung nach der Südsee ziehen könnte, erhellen aus der Abhandlung, welche

welche Woodes Rogers seinen Reisen vorgesetzt hat, und welche ich hier, um einen bessern Begriff von diesem Gegenstand zu erhalten, einrücken will. Er übergab solche vor seiner Abreise denen Rheedern, welche die Schiffe, welche er befehligte, ausgerüstet hatten.

Unerachtet der großen Eifersucht der Spanier, in Ansehung der Handlung, und ihrer Bemühungen, solche andern Nationen zu untersagen, indem sie den Schiffen der übrigen Europäischen Fürsten niemals erlauben wollten, die westlichen Küsten von Amerika zu berühren, so haben wir dannoch eine vortheilhafte Handlung dahin geführet, als das Königreich Spanien noch von dem Hause Oesterreich besessen wurde. Unsere wollene Zeuge wurden alle Jahre unter dem Namen Spanischer Factorien dahin eingeschiffet, und wir brachten dafür Gold, Silber und andere kostbare Waaren wieder mit zurück. Ueberdies wurde noch eine heimliche Handlung dahin getrieben, entweder mittelbar über Jamaika und der Nordsee, wovon diejenigen, so solche wagen wollten, sehr vielen Vortheil hatten; oder unmittelbar mit den Spanischen Unterthanen, Kaufleuten, und selbst den Küstenbewahrern, welche heimlich mit unsern Schiffen handelten, wenn sie solches ungestraft thun zu können glaubten.

Auf diesem Fusse blieb unsre Handlung, bis sich Ludwig XIV der Spanischen Monarchie für seinen Enkel, Philipp, Herzogen von Anjou bemächtigte. Das

Haus

Haus Oesterreich, welches allein zu ohnmächtig war, ihm diese Monarchie zu entreissen, verband sich mit dem Könige Wilhelm, welcher sich weislich ausbedung, daß wir alle Spanische Städte und Länder, die wir nur in Amerika erobern würden, behalten sollten. Bald nach dem Ryswickischen Frieden beschlossen die Franzosen, welche ohne Zweifel einen solchen Vergleich befürchteten, uns in diesem Stücke zuvorzukommen. Wenigstens schikten sie im Jahr 1698 zwey mit ihren Fabrikwaaren beladene Schiffe, welche von dem Herrn Beauchene Gouin von St. Malo commandiret wurden, von Rochelle nach der Südsee ab, um daselbst eine Handlung zu errichten, wie solches aus seinem Tagebuch erhellet, von welchem ich selbsten eine Handschrift in Händen habe. Der Erfolg war ihrer Erwartung so gemäß, daß sie seit der Zeit eine weitläuftige Handlung dahin geführet, und in einem Jahre an die 17 Kriegs- oder Kauffahrtey-Schiffe dahin geschicket haben. Der Vortheil, den sie davon hatten, war so wichtig, daß ich von verschiedenen Kaufleuten gehöret, die wir in diesen Gewässern gefangen nahmen, daß sie in den ersten Jahren dieser Handlung, ohne Vergrösserung über 100 Millionen Reichsthaler nach Frankreich gebracht, welche fast 25 Millionen Pfund Sterlings machen; ausser was sie noch bey ihrer Handlung in die Nordsee gewinnen, wenn sie sich der Spanischen Gallionen oder Flotten auf ihrer Reise nach und von Ostindien

bedie-

bedienen. Durch dieses Mittel sind sie nunmehr unumschränkte Herren dieser unschätzbaren Handlung geworden, welche ihren Monarchen in den Stand gesetzet hat, den mehresten, wider ihn verbundenen Mächten, zu widerstehen, und einen Krieg auszuhalten, unter dessen Last er, ohne dieses kräftige Hülfsmittel, würde erliegen müssen. Hätte man unsre Handlung mehr aufgemuntert, so würden wir nicht allein die Franzosen haben hindern können, so große Summen aus Amerika zu ziehen, sondern wir würden auch selbst weit größere haben herholen können, weil wir mehr zu dieser Handlung bequeme Manufacturen, und mehr Schiffe, als sie haben.

Die Franzosen schränken sich nicht auf die Handlung in die Südsee ein; sondern schicken auch alle Arten von Waaren, ingleichem Negers nach Porto Bello, Vera Crux, Carthagena und Buenos Ayres; das heißt, sie haben uns unsere heimliche und öffentliche Handlung mit den Spaniern in Westindien entzogen; welches die Quelle unsers Goldes und Silbers nothwendig verstopfen, und so vielen andern Zweigen unserer Handlung in allen Ländern der Welt höchst nachtheilig seyn muß. Ich schmeichle mir daher mit der Hoffnung, daß alle rechtschaffene Patrioten meinen Eifer billigen werden, wenn ich Mittel in Vorschlag bringe, der Gefahr, von welcher wir in diesem Stücke bedrohet werden, vorzubeugen; wie auch, daß sie mit mir, eine der

Nation so vortheilhafte Handlung, wieder herzustellen suchen, und daß unsere weisen Vorgesetzte, solche auf unbewegliche Gründe stützen werden.

Ich habe mit Schmerzen sehen müssen, daß einige mit der grösten Gleichgültigkeit von diesem edlen Entwurfe geredet, andre aber solchen unter dem Vorwande verworfen haben, als wenn er unmöglich in das Werk zu richten wäre; obgleich die Franzosen immer Herren dieser Handlung sind, sich dabey bereichern, und uns zu gleicher Zeit arm machen. Gleich als wenn es genug wäre, uns nur Herren des Meeres zu nennen, ohne solches bey einer Gelegenheit, welche uns am meisten angehet, zu beweisen. Ich weiß wohl, daß der schlechte Ausgang einiger Unternehmungen, auch diese verdächtig machen kann. Allein, ohne die Ursachen dieses Unglückes zu untersuchen, getraue ich mir zu behaupten, daß diese Unternehmung, mit GOttes Hülfe, glüklich von statten gehen würde, wenn man erfahrne und redliche Leute dazu gebrauchte, und übrigens allen Misverständnissen unter ihnen durch gute Anordnungen vorzubeugen suchte. Da diese Unternehmung völlig neu, und für dieses Königreich sehr wichtig ist, so müßte man sie mit aller nur möglichen Sorgfalt und Genauigkeit veranstalten, denn ich glaube nicht, daß, wenn der erste Versuch mislingen sollte, man noch einen neuen wagen würde.

Ich

Ich habe alle Einwürfe überleget, und finde, daß sie vornehmlich auf folgende Stücke hinauslaufen: 1) daß es mehrern Schiffen schwer fället, eine so lange Reise mit einander in Gesellschaft zu thun; 2) daß man sich schwerlich mit den nöthigen Lebensmitteln und übrigen Bedürfnissen versehen könnte, um, wenn die Unternehmung mislingen sollte, auch glüklich wieder zurücke reisen zu können; 3) daß es fast gar nicht wahrscheinlich seye, daß man genug Leute zu Errichtung einer Pflanzstadt sollte dahin führen können, oder daß sie der dasigen Gegend gewohnt werden sollten; 4) endlich, daß wir den Franzosen die Handlung dahin nicht verbieten, oder ihnen solche fruchtlos machen könnten.

Was den ersten dieser Einwürfe betrifft, so antworte ich mit wenigem, wie ich aus eigner Erfahrung gefunden, daß würklich mehrere Schiffe in Gesellschaft um die Welt seegeln können, und es wird wohl niemand ganz unbekannt seyn, wie viel Schiffe zugleich nach Ostindien, und von dort heraus seegeln, ob solches gleich eine der weitesten Reisen ist.

Auf den zweyten und dritten antworte ich, daß sich am Bord unsrer zwey Schiffe mehr Leute befanden, als man gewöhnlich auf Schiffe von solcher Größe zu bringen pfleget, und daß wir dem ungeachtet Lebensmittel auf sechszehn Monate hatten: so daß kein Zweifel ist, wohlausgerüstete Kriegs- und Transportschiffe könnten sich zu ei-

ner solchen Reise, wenigstens auf ein Jahr mit Vorrath versehen. Ueberdies könnte man für jedes Kriegs- oder Transportschiff, welches viele Leute an Bord hat, noch ein mit Lebensmitteln beladnes Schiff miethen, welches deren auf neun bis zehen Monate einnehmen könnte, weil man sie nur mit wenig Matrosen besetzen dörfte. Auf diese Art kann man Leute genug zu einer Kolonie überführen, und sie mit Lebensmitteln auf zwey und zwanzig Monate versehen, welches eine längere Zeit ist, als man nöthig hat, in die Südsee, und aus derselben wieder zurück zu seegeln. Sollte aber ein Schiff sich unter Weges von der Gesellschaft verlieren, so ist kein Zweifel, daß es dieselbe nicht an einem zum Sammelplatze bestimmten Orte, wieder antreffen sollte.

Es ist wahr, es ist dieses eine lange Reise, allein diejenigen, welche sie bereits gethan, finden sie sehr leicht, wenn man nur die rechte Zeit dazu wählet, und das Schiffsvolk befindet sich so gar besser dabey, als auf denenjenigen Schiffen, welche auf der Nordsee nach Westindien seegeln. Ich weiß, daß der Schaarbock eine Krankheit ist, welche auf solchen langen Reisen am meisten einreisset; allein die Art, den Folgen desselben vorzubeugen, ist so bekannt, daß man ihm leicht abhelfen kann; zumal, da die Schiffe auf verschiedene Erfrischungs-Plätze stossen, und, wenn sie erst einmal nach Chili gekommen sind, die Witterung so gelinde, und dem Temperamente der Europäer so gemäß finden, daß

sie

sie daselbst sehr geschwinde wieder gesund werden. Was diejenigen Oerter betrifft, die einen hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln haben, so giebt es deren so viele auf der Küste von Chili u. s. f. daß ein kleiner Haufe wohl disciplinirter Truppen, und unter guten Anführern, sich sehr leicht daselbst vest setzen, und dergestalt verschanzen könnte, daß keine Macht im Stande seyn würde, sie von dannen zu vertreiben. Man siehet aus demjenigen, was ich hier sage, daß wir uns auf dieser Seite für keinem Feinde zu fürchten haben, als für den Franzosen. Da wir ihnen aber zur See überlegen seyn wollen, so ist kein Zweifel, daß unsre Regierung, wenn sie diese Unternehmung unterstützet, solche nicht auch so lange sollte behaupten können, bis unsre Pflanzstadt im Stande wäre, sich selbst zu vertheidigen.

Dies dienet zugleich zur Beantwortung des vierten und lezten Einwurfes. Man kann solchem noch beyfügen, daß wir, um den Franzosen diese Handlung zu entziehen, unsre Waaren um einen wohlfeilern Preis geben müßten.

Wenigstens ist sehr zu befürchten, daß, wenn König Philipp im Besitze dieses Reiches bleibet, die Franzosen allemal Ansehen genug behalten werden, uns die dasige Handlung nachtheilig zu machen, wie sie bereits in Ansehung unsrer Handlung nach Frankreich gethan, und daß sie zu gleicher Zeit ihre Handlung in die Südsee

nicht fortsetzen sollten, woran sie einen so großen Geschmack gefunden haben. Ueberdies, da die Spanische Regierung völlig auf ihrer Seite ist, und es künftig immer mehr seyn wird, wenn Philipp in dem künftigen Friedensschlusse, Herr von der Spanischen Monarchie bleibt, so können wir nicht hoffen, daß wir einige Vortheile vor unsren Feinden daselbst bekommen werden. Werden sie nicht immer den Vorzug vor uns haben? und ist es wohl glaublich, daß sie die Amerikanische Schätze mit uns sollten theilen wollen?

Ich muß mich entschuldigen, daß ich mich in eine Sache gemenget, welche nicht für mich gehöret, und mich in die Staatskunst gewaget habe. Ich bin aber selbst an den Orten, von welchen ich rede, gewesen, und ich halte mich verpflichtet, dasjenige, was ich beobachtet habe, meinem Vaterlande mitzutheilen; damit man die gehörigen Maasregeln nehmen könne, uns vor der Gefahr zu schützen, welche unsre Handlung in diesen Gegenden bedrohet.

Diese Gedanken des Kapitän Rogers fanden an vielen Orten Beyfall. Die Engländer glaubten würklich, man könnte aus einem Etablissement in der Südsee vielen Vortheil ziehen. Die sogenannte Südsee-Kompagnie nahm solches zu ihrem Haupt-Augenmerk; man rüstete viele Schiffe dahin aus, und machte von Zeit zu Zeit neue Entdeckungen. Als aber die Directeurs

recteurs derselben sich die Geldbegierde verführen liessen, und dem Beyspiel des berühmten Law, und seinem Actien-Handel auch in England nachahmen wollten, so gieng, wie bekannt ist, die ganze Gesellschaft darüber zu Grunde. Zu unsrer Zeit aber scheinet es, als ob die Begierde, sich in diesen Gegenden niederzulassen, und daselbst eine Handlung aufzurichten, bey den Engländern wieder aufwachet. Es sind seit einigen Jahren verschiedene Schiffe zu geheimen Unternehmungen ausgelaufen, ohne daß man die geringste Nachricht von ihnen hat bekannt werden lassen, vermuthlich giengen sie alle nach der Südsee. Die Spanier werden freylich dergleichen Unternehmungen nicht mit guten Augen ansehen, es kömmt aber darauf an, ob sie solche zu verhindern im Stande seyn werden.

Ich muß hier noch ein paar Worte von der in Byrons Reise S. 57 erwähnten Insel Falkland sagen. Diese Inseln, denn es sind ihrer zwey, sind wenig bekannt, und fast auf keiner Karte zu finden. Und auf denen, wo sie noch gezeichnet sind, ist ihre Lage falsch angegeben. Rogers setzet sie unter den 51° Süderbreite, und 61°. 54′ westlicher Länge von London. Sie sind dasjenige Land, welches Frezier in seiner Karte von der äusserstenSpitze des südlichen Amerika mit dem Namen neue Inseln bezeichnet. Aus der Breite, worunter sie liegen, läßt sich vermuthen, daß die Luft hier sehr gemäßiget ist, und dieses kommt auch

mit der Nachricht in Byrons Reise überein. Wenn man sie zu Erfrischungs-Plätzen für die nach der Südsee gehende Schiffe machen wollte, so würde man daselbst alle Bequemlichkeit finden.

In einem Briefe eines Officiers auf der Kriegs-Chalouppe Carcasse, welche nach der Zurükkunft des Kommodore Byron dahin abgieng, findet man folgende Nachricht: die Insel Falkland liegt ohngefähr 300 Englische Meilen von Kap Horn. Sie ist 150 Meilen lang. Man findet keine Thiere darauf als Füchse. Seelöwen giebt es in großer Menge, welche zwey bis dreymal so groß sind als die größten Karren-Pferde in London Man schlachtet solche um des Oels willen, denn solches dienet anstatt der Lichter zum Brennen. Wilde Gänse sind hier in großer Menge, und sehr gut. Man findet auch alle andre Arten von wilden Vögeln, und die vortreflichste Fische im Ueberfluß. In der Jahreszeit, da die Vögel ihre Eyer legen, sammlen wir alle Tage wenigstens zweytausend. Wir haben nur einen einzigen Mann seit unsrer Abreise aus England eingebüsset. Das Land ist im Winter sehr kalt. Wir sind jezt beschäfftiget, Häuser zu bauen, und Gärten anzulegen.

Von der Richtigkeit dieses Berichts mögen die Leser selbst urtheilen. So viel ist gewiß, daß die Engländer würklich recht ernstlich beschäfftiget sind, Entdeckungen

deckungen in der Südsee zu machen, und die Handlung dahin empor zu bringen. Da aber alles mit der äusserſten Geheimhaltung geſchiehet, ſo muß man ſich ſo lange noch mit unvollkommenen Nachrichten begnügen, bis endlich die Zeit das Geheimniß völlig entdecken wird, und alsdann werden wir auch erfahren, wo die Sieben Inſeln eigentlich liegen, welche der Kommodore Byron entdecket hat. Unterdeſſen habe ich mich bemühet, alles dasjenige zu ſammeln, was zu einer beſſern Kenntniß von Patagonien dienlich ſeyn kann. Ich weiß wohl, daß noch ſehr viel fehlet, allein vielleicht verſchaffen doch dieſe wenige Blätter, denenjenigen einiges Vergnügen, deren Neubegierde, durch die ſeit einigen Jahren ſo häufig vorgekommene Berichte von den Patagonen rege gemacht worden iſt.

Beſchreibung des Plata-Fluſſes und der umliegenden Gegenden.

Indem ich mich mit Abfaſſung und Sammlung der Nachrichten von Patagonien beſchäfftigte, fand ich mich genöthiget, unter andren Büchern, auch des Kapitän Woodes Rogers Reiſen öfters nachzuſchlagen. Ich fand darinn eine brauchbare und ziemlich ausführliche Beſchreibung von dem Lande Paraguai

und denen daran gränzenden Provinzen, welche meistens aus den Berichten der Jesuiten gezogen waren. Was insonderheit Paraguai betrift, so ist solches aus des ehrwürdigen Vaters Sepp Reisebeschreibung genommen. Ich hielt diese Nachrichten vor glaubwürdig, und weil Paraguai heut zu Tage einen der wichtigsten Gegenstände der Neugierde ausmacht, und man doch wenig zuverläßiges davon weiß, so hielt ich es vor nicht übel gethan, wenn ich dieses Stück aus Rogers Reisen überseze. Diese Reisen sind ziemlich selten unter uns, und des P. Sepps seine Beschreibung hat sich fast ganz und gar verlohren. Es ist wahr, daß sie schon ziemlich alt ist, aber dem ungeachtet behält sie ihren Wehrt in Ansehung des damaligen Zustandes der Länder. In den meisten Stücken stimmet er vollkommen mit den Berichten der ehrwürdigen Väter Escandon und Ausdorfer überein; wo er aber davon abzugehen scheinet, da mögen meine Leser selbst das Urtheil fällen. Ich glaube, daß man sich, wie allezeit, der Neubegierde des Publikums bedienet, und Sachen in die Welt hinein geschrieben hat, von welchen niemals ein Mensch etwas wußte. Nunmehro soll der Kapitän Rogers reden.

Der erste Europäer, welcher diesen Fluß entdekte, war nach dem Berichte des P. Ovallos, Juan Dias de Solis, welcher im Jahr 1512. aus Spanien abseegelte, und sich so lang längst der Küste von Brasilien hielt,

hielt, bis er endlich in diesen Strom einlief. Er wurde daselbst im Jahre 1515. von den Indianern mit allen seinen Gefährten ermordet.

Sebastian Cabot, welcher diese Unternehmung im Jahr 1526. wagte, hatte wegen der Empörung seiner Leute, ebenfalls keinen glüklichen Fortgang, ob er gleich schon bis 150 Meilen auf diesem Flusse zurükgeleget hatte. Die Einwohner verkauften ihm einen Haufen Gold und Silber in Stangen. Er bildete sich daher ein, diese Metalle müßten daselbst wachsen, und gab dem Flusse den Namen La Plata.

Auf den Bericht, welchen er von seiner Reise, bey seiner Zurükkunft im Jahr 1530. abstattete, schikte Kaiser Karl der Fünfte 1535. den Don Pedro de Mendoza, mit 2200 Mann, ohne die Matrosen dahin, eine Pflanzstadt zu errichten. Don Pedro, nachdem er fünfzig Meilen den Strom hinauf geseegelt war, stieg an einem Orte aus, dessen Luft er so gesund befand, daß er ihm den Namen Buenos Ayres gab. Allein als die Spanier ihre Häuser zu erbauen beschäfftiget waren, wurden sie von einer so großen Menge Indianer angegriffen, daß 250 von ihnen, und darunter einige der vornehmsten, auf dem Platze blieben. Sie mußten sich hierauf in eine von ihnen aufgeworfene Schanze flüchten, und aus Mangel der Lebensmittel sehr viel ausstehen. Mendoza wollte nach Spanien zurükgehen, starb aber mit seinen meisten Leuten unterweges.

Oyola,

Oyola, welchen er als Befehlshaber zurükgelassen hatte, gieng nach Paraguai, um ein Land, wo, wie man sagte, Gold und Silber im Ueberflusse zu finden sey, aufzusuchen, aber er wurde daselbst mit allen seinen Begleitern umgebracht.

Irala, sein Lieutenant, welcher in seiner Abwesenheit Buenos Ayres befehligte, machte sich eine Nation, welche man die Guaranis nennet, zu Freunden. Im Jahr 1538. bauete er die Stadt Assumption, welche noch heut zu Tage die vornehmste Stadt in Paraguai ist. Sie liegt an dem Einflusse des Paraguai in den Plata; und beede Flüsse behalten etliche Meilen weit ihre natürliche Farbe. Das ist, das Wasser des Plata bleibt helle, und der Paraguai allezeit trübe. Der leztere Fluß ist 200 Meilen lang schiffbar, und das umliegende Land ist voll Gold- und Silberminen. Der Uraguai fällt von der rechten Seite in den Paraguai, und läuft nach dem Berichte des P. Sepp 300 Meilen, welcher ihn überhaupt so breit als die Donau angiebt. Einige von den Missionarien sagen, der Fluß La Plata seye eben derjenige, welcher höher im Lande den Namen Paraguai führe. Es mag nun dem seyn wie ihm wolle, so fanget derjenige Fluß, welcher eigentlich Plata genennet wird, und in welchen sich noch viele andre ergiessen, diese Benennung, bey der Stadt gleiches Namens, zu führen an, und nachdem er ungefehr 50

Meilen

Meilen weit seinen Lauf fortgesetzet, vereiniget er sich mit dem Paraguai, oder der Paraguai mit ihm.

Unser Dollmetscher, der Herr White, welcher sich sehr lange in diesen Gegenden aufgehalten hatte, sagte mir, daß La Plata eine artige Stadt sey, welche das Appellations-Recht hätte. Es seyen daselbst vierzehn Kirchen, nebst einer Domkirche, und vier Nonnenklöster. Sie soll 500 Meilen von Buenos Ayres liegen, und zur Reise von einem Orte zu dem andern solle man gemeiniglich zwey und einen halben Monat nöthig haben. Uebrigens bezeugen alle Schriftsteller, daß der Plata-Fluß, wo er sich in die See ergiesset, sehr breit sey; einige geben diese Breite von dreyßig, andre von fünfzig Meilen an. Die Einfahrt ist sehr gefährlich, wegen der vielen Sandbänke, und man muß einen guten Steuermann haben, wenn man sie vermeiden will.

Dieser Fluß überschwemmet zuweilen das umliegende Land, bis auf etliche Meilen weit von seinen Ufern. Alsdenn setzen sich die Indianer, mit den nöthigen Lebensmitteln versehen, in ihre Nachen, und treiben mit denselben so lange auf dem Wasser herum, bis sich das Wasser wieder verlauffen hat. Der P. Ovallo berichtet, daß das Wasser des Plata sehr gut ist, eine helle Stimme macht, und die Lunge reiniget; daß Stücke Holz, oder andre Dinge, welche man hinein wirft, sich versteinern; daß es in demselben eine sehr große Menge

der

der besten Fische giebt, und sich an seinen Ufern eine erstaunliche Anzahl von den schönsten Vögeln befinde. Der Vater Sepp füget noch hinzu, daß es in diesem Flusse und in dem Paraguai so viele Fische gebe, daß die Einwohner viele nur mit den Händen fangen. Einen der besten davon nennet man den Königs-Fisch; er ist klein, ohne Gräten, und wird nur im Winter gefangen. Die Ebnen, welche an dem Plata-Flusse liegen, erstrecken sich so weit, und sind so gleich, daß die Aussicht nicht durch die geringste Hinderniß eingeschränket wird, und man sagen sollte, die Sonne gienge an demjenigen Orte auf und unter, wo sich solche endiget.

Man reiset daselbst auf sehr hohen Karren, welche mit Ochsenhäuten, die auf Reifen liegen, bedekt und so eingerichtet sind, daß man darinne schlafen kann, weil man selten anders als bey Nacht reiset, um die Sonnenhitze zu vermeiden. Vor diese Karren spannet man Ochsen, welche, wenn sie der Durst plaget, und sie von weitem einiges Wasser gewahr werden, mit der grösten Geschwindigkeit darauf zu lauffen, und trinken, nachdem sie solches zuvor mit ihren Füssen trübe gemacht haben. So eilfertig als auch die Reisende jemand abschicken, um davon zu schöpfen, so hält es doch sehr schwer, noch helles Wasser zu bekommen, mit solcher Stärke laufen die Ochsen darauf zu, und alsdann ist kein andres Mittel, als die Nase zuzuhalten, und die Augen zuzuschliessen, bis man getrunken hat. Man hat fünfzehn bis zwan-

zig

zig Tage nöthig, über diese Ebnen zu kommen, wo man nicht den geringsten Aufenthalt antrift, noch ein einziges Reiß finden kann, um Fleisch dabey zu kochen, also daß man sich mit Lebensmitteln versehen muß, ehe man sich auf den Weg macht. Man muß auch Wasser mitnehmen, weil man sonsten dem grösten Mangel ausgesezt ist, wenn es nicht regnet. Es giebt zwar einige Teiche unterwegs, bey welchen man Wirthshäuser bauen könnte, aber man vernachläßiget solches, weil man keine ordentliche Handlung auf dieser Seite treibet.

Buenos Ayres ist 50 Meilen von der See entfernet, ungefehr unter dem 36° der Breite. Es ist ein Spanischer Gouverneur da, und der Ort wird durch ein Fort beschützet, welches von Steinen aufgeführet, und mit 40 Kanonen versehen ist. Es liegt eine Besatzung von vier bis fünfhundert Mann darinnen. Der Fluß ist hier sieben Meilen breit, und eben so weit können auch die Schiffe noch hinauf seegeln, aber weiter können sie wegen eines großen Wasserfalles nicht kommen. Man schicket von hier aus nach Spanien Leder, Talg, Gold und Silber, welches aus Chili und Peru kommt. Alles was man aus Europa bringet, wird sehr theuer verkauft. Um die Stadt herum giebt es viele fruchtbare Bäume. Man bauet auch ausser dem Indianischen Waizen, einen hinlänglichen Vorrath von Europäischem Getraide. Es giebt in dieser Gegend eine sehr große Menge Hornvieh, Pferde und Schaafe.

Mit

Mit einem Worte, die Stadt ist vortreflich zur Handlung gelegen. In den Monaten May, Junius und Julius ist es hier Winter, da die Nächte kalt sind, ob man gleich den Tag über einige Wärme verspüret; es gefrieret aber niemals stark und es fället sehr wenig Schnee.

Der ehrwürdige Vater Sepp, welcher im Jahr 1691. da war, meldet in seiner Reisebeschreibung aus Spanien nach Paraquaria oder Paraguai, daß zu Buenos Ayres nur zwey Strassen seyen, welche sich kreuzweise durchschneiden. Es befinden sich vier Klöster daselbst, davon eines den Jesuiten zugehöre; die Häuser seyen von einer leimichten Erde aufgeführet, und nur ein Stokwerk hoch, die Jesuiten hätten aber die Einwohner unterrichtet, wie sie Kalk, gebackene Steine und Ziegel verfertigen sollten, und man fange an sich deren zu bedienen. Man habe die schönste Gärten mit fruchtbaren Bäumen erfüllet. Die Waiden seyen sehr groß und gut, von welchen sich viele tausend Ochsen und Kühe ernähren, die von ausserordentlicher Größe und meist alle von weisser Farbe seyen. Es sey einem jeden erlaubt von diesen Heerden zu nehmen, was er nöthig habe, allein man behalte nur die Haut, das Fett und die Zunge, und lasse das Fleisch liegen. Die Eingebohrnen des Landes essen das Fleisch halb rohe; ja es ist fast ihre einzige Speise; allein sie essen es ohne Brod und Salz in solcher Menge, daß sie es unmöglich verdauen

dauen können, daher sind sie vielen Krankheiten unterworfen, und es giebt nur wenige, welche fünfzig Jahre alt werden. Der Vater Sepp setzet hinzu, er habe verschiedenen kranken Indianern gekochtes Fleisch geschikt, sie hätten es auch mit großen Dankbezeugungen angenommen, aber gleich darauf ihren Hunden gegeben, weil ihnen ihre eigne Art es zuzurichten viel angenehmer sey.

Die Missionarien, welche unumschränkte Herren der natürlichen Einwohner des Landes sind, wollen nicht zugeben, daß solche sich weiter als auf zwey bis drey Meilen der Stadt Buenos Ayres nähern, damit sie durch das böse Beyspiel der Spanier nicht verführet werden. Sie leiden auch nicht, daß die Spanier in dem Bezirke ihrer Missionen neue Pflanzstädte anlegen, oder daß sich die Kaufleute länger als etliche Tage daselbst aufhalten, um ihre Neubekehrte vor den Lastern des verderbten Jahrhunderts zu bewahren. Allein die wahre Ursache ist, daß sie ihre unermeßliche Reichthümer andern nicht zeigen wollen. Dieses läugnet der Vater Sepp selbsten nicht. Er behauptet aber, daß die Jesuiten gezwungen wären, eine so unumschränkte Herrschaft auszuüben, weil sie sonst die neue Christen nicht im Zaum halten, und zur Arbeit antreiben könnten. Noch mehr; er bekennet, daß die Indianer von ihnen in den Waffenübungen unterrichtet, und darinn so geschikt

gemacht worden seyen, daß sie den Spaniern nichts nachgäben.

Der Vater **Sepp** erzählet weiter, daß im Jahr 1691 das Eisen mehr gegolten habe, als das Silber: man habe einen Thaler vor ein Messer, das zwey Sols wehrt war, gegeben. Die Lebensmittel seyen in so grossem Ueberflusse, daß man eine fette Kuh für zehn oder zwölf Sols, und einen Ochsen für einige Nähnadeln haben könne. Er und seine Mitbrüder hätten einmal zwanzig Pferde vor Nadeln, Angel, schlechte Messer, Toback und ein wenig Brod, welches alles zusammen etwa einen Thaler wehrt gewesen seye, erkauft. Er redet auch von einem sehr großen Wasserfalle, welcher auf dem Flusse **Uraguai** befindlich seyn solle, und den er als eine von der Vorsehung, den Spaniern in den Weg gelegte Hinderniß, ansiehet, um die armen Indianer vor ihrem Geitze zu bewahren. Denn sie können auf diese Art mit ihren Schiffen nicht weiter den Strom hinauf kommen, um sich in diesen fruchtbaren Gegenden niederzulassen. Er wünschet den Indianern deswegen Glück, weil sie, wie er sagt, sehr einfältig sind, und nicht allein sonsten Gefahr lauffen würden, nicht allein die Laster der Spanier anzunehmen, sondern auch von diesen zu Sclaven gemacht zu werden: weil sie keinen Unterschied zwischen Götzendienern und Christen machten, und allen beeden wie dem unvernünftigen Viehe begegneten.

Er

Er giebt vor, die Provinz Paraquaria oder Paraguai seye grösser als Deutschland, Frankreich und Italien zusammen genommen, welches unstreitig der Wahrheit zuwider läuft. Das Volk werde durch achtzig Missionen regieret, in deren jeder sich zwey Jesuiten befänden, und jede von der andren hundert und mehr Meilen entfernet seye; und daß keine verschlossene Städte in dem Lande anzutreffen wären.

Als der P. Sepp in Paraguai anlangte, kamen ihm einige Väter von der Mission entgegen, denen eine Menge Nachen folgeten, welche mit Indianern angefüllet waren, worunter sich zwanzig Musikanten befanden. Die übrigen waren alle mit Schießgewehr versehen, und hatten Trompeten und Trommeln bey sich. Man bewillkommete ihn und seine Gefährten mit dem Tone der musikalischen Instrumente und Abfeurung der Flinten. Man both ihnen zur Erfrischung allerley Arten von eingemachten Früchten an. Hierauf führte man sie unter einem von grünen Zweigen und Blumen errichteten Triumphbogen durch, nach der Kirche, in welcher die Weiber dergestalt mit Verrichtung ihrer Andacht beschäfftiget waren, daß auch nicht eine einzige ihre Augen auf die neuangekommene warf. Man konnte also hier zu gleicher Zeit ein Bild der streitenden und der triumphirenden Kirche sehen. Als der öffentliche Gottesdienst geendiget war, kam der vornehmste von den Indianern, und hielte eine kurze, aber sehr nachdrük-

liche Rede an sie. Eine Indianerin that mit verwundernswürdiger Beredsamkeit hierauf eben dergleichen. Im übrigen wurde dieser und der folgende Tag mit Lustbarkeiten und Freudensbezeugungen zugebracht. Auf den Abend erschienen vier Haufen Tänzer, der erste bestand aus Knaben, welche mit Lanzen und Spiessen bewafnet waren, der zweyte aus zwey Fechtmeistern, der dritte aus sechs Bootsknechten, und der vierte aus sechs jungen Leuten zu Pferde, welche eine Art von einem Turniere vorstelleten. Am Pfingsttage, welcher bald darauf einfiel, begaben sich die Missionarien in die Kirche, um GOtt für die große Anzahl der Unglaubigen, welche durch sie zum Christenthume bekehret worden waren, Dank zu sagen.

Der Vater Sepp füget hinzu, es seyen 26 Cartons oder Dörfer in diesem Lande zu finden, deren jedes sieben bis acht tausend Menschen in sich halte, die unter der Aufsicht eines oder zweyer Missionarien stehen. Diese haben eine sehr beschwerliche Arbeit; denn die Dummheit dieses Volks ist so groß, daß, wenn man einen Tag vorbey streichen lässet, ohne sie zu unterrichten, sie den folgenden kaum noch das Zeichen des H. Kreuzes zu machen wissen. Dieses ist noch nicht alles: Ein Missionar muß hier ein Koch, ein Wächter, ein Arzt, Baumeister, Gärtner, Weber, Schmid, Mahler, Becker, Töpfer, Ziegler, mit einem Worte, in allen Professionen erfahren seyn, welche zum Nutzen des bürgerlichen

Lebens

Lebens etwas beytragen. Wenn der Missionar nicht einem jeden Indianischen Koch das Salz vormässe, welches er in jeden Topf thun solle, so würde dieser alles in einen werfen; wenn er nicht um das Leben kommen will, so muß er selbst zusehen, wie sie das Küchengeschirr reinigen; zu gleicher Zeit muß er auch seinen Küchen- Baum- und Weingarten selbst besorgen. Die leztere bringen oft sehr viel Wein, allein er kann niemals gut seyn, weil man Kalch darunter mischen muß, um zu verhindern, daß er nicht sauer werde. Die Krankheiten, welche in diesem Lande die meisten Menschen wegraffen, sind die Ruhr, und die Fleckenfieber, nebst den unzähligen Würmern von welchen fast alle Indianer geplagt werden, und die von dem rohen Fleischessen herkommen. Die Mittel, welche ihnen die Missionarien wider die Würme geben, sind ein Vomitif, welches aus einem Trank von eingeweichten grünen Tabaksblättern bestehet, und hierauf trinken sie Krausemünze und Rautenblätter, in Milch abgekocht, und mit Citronensaft vermischt.

Diese Dörfer sind meistentheils auf einer Anhöhe, an den Flüssen Uraguai und Paraguai erbauet. Jedes hat seine eigne Kirche, mit einem viereckigten Marktplatze, und die Häuser bestehen aus leimernen mit Stroh gedekten Hütten, ob man sich gleich jetzo (nämlich zu des P. Sepps Zeiten) der Ziegel zu gebrauchen anfängt. In diesen Hütten findet man weder Fenster noch Kamine, die Thüre wird mit einer Ochsenhaut zugemacht;

und sie haben nur eine einzige Kammer, wo das ganze Hausgesinde seine Hangbetten um das Feuer herum aufhänget, und daselbst schlafen Menschen, Katzen, Hunde, und alle Hausthiere unter und bey einander. Es kann also nicht fehlen, die Missionarien müssen einen sehr unangenehmen Geruch empfinden, wenn sie diese Leute besuchen, des Rauches nicht einmal zu gedenken, welchem sie ausgesetzet sind.

Wenn wir dem P. Sepp glauben wollen, so ertragen die Indianer ihre Krankheiten, und den Verlust ihrer nächsten Anverwandten, mit großer Gedult. Sie bemühen sich gar nicht reich zu werden, sondern nur nach ihrer Bequemlichkeit zu leben. Die Mädchen verheurathen sich im vierzehnden, und ihre junge Mannsleute im sechzehnden Jahre. Wenn ein Mädchen die Augen auf einen jungen Menschen geworfen, und sich zur Heurath mit ihm entschlossen hat, so giebet sie dem Missionar davon Nachricht, und begehret seine Einwilligung. Diese wird ihr selten, und nur in ausserordentlichen Fällen verweigert, ausserdem würden sie sich doch mit einander verheurathen, ohne die gewöhnliche Gebräuche zu beobachten. Der Missionar giebt hierauf einem jeden von dem neuen Ehepaare, fünf Ellen wollenen Zeug zu einem Hochzeitkleide, seegnet sie ein, giebt ihnen eine Mahlzeit, weiset ihnen eine Hütte an, und beschenket sie mit Salz und einigen Broden, ihre Freunde zu bewirthen.

Die

Die Kirchen sind sehr prächtig, und geben denen in Europa nichts nach. Sie haben hohe Thürme, auf welchen sich manchmal fünf bis sechs Glocken befinden. Man findet kostbare Altäre, Orgeln, künstlich gemachte Bilder, und sehr viele goldene und silberne Gefässe darinne. Die Indianer lernen singen, und auf allerhand Instrumenten spielen, damit sie sich bey dem Gottesdienste gebrauchen lassen können. Die gröste Einkünfte der Missionarien, wovon sie diese Ausgaben bestreiten, bestehen in Ochsenhäuten; wenn die Indianer einen Ochsen oder eine Kuh schlachten, so liefern sie ihnen die Haut davon ab. Vater Sepp sagt, daß das Schiff, mit welchem er hieher kam, 300000 Häute mit zurück genommen habe, welche nichts gekostet hatten, und welche man in Spanien Stück vor Stück, für sechs Thaler anzubringen hoffte. Das Silber war zu seinen Zeiten so gemein, daß man alte Hüte und Schuhe weit höher schäzte. Man gab sechs Pferde vor ein neues Hufeisen, und dreye für ein eisernes Gebiß. Eine Elle Leinwand galt vier bis fünf Thaler, weil in dem Lande weder Hanf noch Flachs wächset. Ein Schaaf oder ein Lamm, wegen ihrer Wolle, oder eine Ziege, wegen ihres Haares, galt dazumal drey Ochsen oder drey Kühe.

Die Einwohner des Landes, fähret unser Verfasser fort, sind so dumm, daß sie nicht die geringste Betrügerey begehen, wenn man sie nicht dazu verleitet: dem ungeachtet können sie alles nachmachen, wenn sie nur

ein Muster dazu haben. Auf diese Art können die Indianerinnen die feinste gewürkte Spitzen nachmachen, wenn sie solche zuvor mit der Nadel aufgemacht haben. Auf gleiche Art machen auch die Männer Trompeten, Orgeln, Uhren, und machen Gemählde, Schriften, und gedrukte Dinge auf bewundernswürdige Weise nach. Aber sie sind so faul, daß man sie nicht anders als durch Schläge zur Arbeit bringen kann, welche einer dem andern auf Befehl ihrer Vorgesezten giebet. Die Missionarien lehren ihnen allerley Handwerker, lesen, schreiben und Bildermahlen. Sie unterrichten auch junge Leute im Tanzen und Singen, um bey dem Gottesdienste dienen zu können. Die ehrwürdige Väter gehen auch niemals in einer andren Kleidung, als in ihrem Ordenshabit.

Der Boden ist so fruchtbar, daß er hundertfältig träget, ob gleich das Land schlecht gebauet wird. Die Indianer säen nichts als türkisches Korn, und dieses so wenig, und sie gehen so wenig haushälterisch damit um, daß sie entweder nicht die Hälfte von demjenigen, was sie zu ihrer Nothdurft brauchen, bekommen, oder es in kurzer Zeit aufgezehret haben würden, wenn die Missionarien nicht die Vorsicht gebraucht hätten, es auf gewiße Kornböden bringen zu lassen, von welchem Vorrath jeder Indianer dasjenige bekömmt, was er von Zeit zu Zeit nöthig hat. Sie haben keine Mühlen, sondern sie stoßen das Getrayde in einem Mörser, woraus

sie

sie hernach Kuchen machen, die sie entweder auf Kohlen bachen, oder mit Fleisch kochen. Die ehrwürdige Väter haben 40 bis 50 Morgen Landes, wo sie zu ihrem Gebrauche, und um weisses Brod für sich zu bachen, Waizen säen. Die Eingebohrne des Landes sind so begierig nach solchem Brode, daß sie zwey bis drey Pferde für einen einzigen Laib davon geben würden.

Die Missionarien weisen auch jeder Familie die Ochsen und Kühe an, welche sie nöthig haben. Denn auf die Art wie die Indianer damit umgehen, würde das Land bald davon entblöset werden. Der P. Sepp erzählet, daß er seinen Pfarrkindern einen scharfen Verweis gegeben habe, weil sie ihre Ochsen, so gar auf dem Acker selbst, welchen sie bearbeiteten, getödtet, und sie mit dem Holze von ihren Pflügen gebraten hatten. Sie gaben vor, sie hätten Hunger gehabt und seyen ganz ermüdet von der Arbeit gewesen, ob gleich das Eisen, wie er anmerkt, nicht über drey Daumen tief in die Erde gehet, und also die Arbeit nicht beschwerlich seyn kann.

Wir wollen noch eine andre kurze Nachricht, welche aber fünfzig Jahre älter, als des Vater Sepp seine ist, von dem Vater Techo, gleichfalls einem Jesuiten, beyfügen. Er schreibet auf folgende Art: Der Fluß Paraguai, welcher dem Lande den Namen giebt, ist einer der grösten in Amerika. Er nimmt verschie-

dene andre Flüsse zu sich, und lauft über 300 Meilen (Lieuës) weit, bis er in den Parana fället, welcher alsdann nach seiner Vereinigung mit dem Paraguai, den Namen La Plata erhält. Das Wort Paraguai bedeutet in der Landes-Sprache so viel als der gekrönte Fluß, und man gab ihm diesen Namen, weil die Völker, welche an seinen Ufern wohnen, Kronen von Federn tragen, welche von verschiedenen Farben und sehr schön sind. Sie bekommen solche von den Vögeln, welche sich in Menge in der Gegend des Flusses aufhalten. Die Nation der Guaranis ist die vornehmste, welche über das Joch der Spanier ungedultig, einen Aufstand erregten. Man konnte sie nicht eher als im Jahr 1539, nachdem sie alle ihre Häupter verlohren hatten, wieder bezwingen.

Die Entdeckung dieses Landes hat man hauptsächlich dem Dominicus Irala zu verdanken, den der Stadthalter Alvares Nugnes Cabeça de Vaca unter der Regierung Karls des Fünften, mit 300 auserlesenen Soldaten dahin schikte. Er gieng 250 Meilen weit den Fluß hinauf, um sich einen Weg nach Peru zu eröffnen. Allein die Indianer widersezten sich ihm, und in einer Schlacht, welche sie ihm lieferten, blieben 4000 von ihnen auf dem Platze, und 3000 wurden gefangen. Hierauf machte sich der Stadthalter Nugnes selbst auf den Weg. Er gieng den Fluß hinauf,

hinauf, und kam an eine überaus angenehme Insel, seine Leute nenneten sie das Paradis, und wollten sich daselbst niederlassen. Er hatte aber die Geschiklichkeit, sie von diesem Vorhaben abzubringen, und drang bis an die Peruanische Gränzen durch. Daselbst kam er in einen großen Flecken, welcher wohl aus 8000 Häusern bestand, welche die, über die Ankunft der Spanier erschrockene, Indianer verlassen hatten. Auf einem großen Platze stand ein hölzerner Thurm, in Gestalt einer Pyramide, in welchem eine abscheuliche Schlange ernähret wurde, welche zu einem Orakel diente, und von den Spaniern todgeschossen wurde. Die Streitigkeiten, welche hier zwischen den Officiers und Soldaten, wegen der gemachten Beute entstanden, machten, daß sie sich wieder nach der Stadt Assomption zurück begaben, und ihre Entdeckungen nicht weiter fortsezten.

Diese Provinz, fähret der Vater Techo fort, begriff vor diesem, ehe man die Provinz Tucuman davon absonderte, das ganze Land zwischen Brasilien und Peru in sich. Die Spanier baueten daselbst an dem Einflusse des Paraguai in den Parana, die kleine Stadt Corrientes, welche sehr wenig zu bedeuten hat. Hundert Meilen von der Mündung des Parana, legten sie in der Provinz Guirana, die Städte Villarica und Guaira an, und noch weiter gegen Paraguai hinauf die Stadt Xeres, um die Provinz dieses Na-

mens

mens, mit denen noch weiter entfernten zu verbinden. Endlich erbaueten sie auch die Stadt Conception, an dem rothen Flusse, welcher ebenfalls in den Parana fället, um die benachbarte wilde und grausame Nationen im Zaume zu halten. Alle diese Städte wurden durch die edelsten Familien aus Spanien gestiftet.

Der Vater Techo beschreibet uns auch weitläufig eine seltene Pflanze, welche ebenfalls den Namen Paraguai, führet. Wenn man die Blätter getroknet hat, so stosset man sie zu Pulver, giesset siedend Wasser daran, und trinket sie wie Thee. Sie reitzet zum Erbrechen, und erwecket die Lust zum Essen. Die Indianer so wohl, als die Spanier, welche sie vor ein allgemeines Arzneymittel halten, können nicht leben, wenn sie den Tag über nicht etliche mal davon trinken. Auch in den benachbarten Provinzen, ist der Gebrauch dieses Krautes so sehr im Schwange, daß die Einwohner alles aufopfern, um es zu bekommen, obgleich der allzuviele Gebrauch desselben, eben die Krankheiten erwecket, wie der unmäßige Gebrauch des Weins. Uebrigens mußten die Indianer von Paraguai so viele Beschwer-

lichkeiten

lichkeiten bey ihrer Arbeit ausstehen, wenn sie dieses Kraut einsammelten und zu Pulver machten, daß eine große Anzahl von ihnen darüber zu Grunde gieng. Dieses, nebst den unerträglichen Arbeiten, welche ihnen die Spanier auflegten, trug sehr viel bey, dieses grosse Land zu entvölkern, dessen Einwohner ausser dem allein von der Jagd und dem Fischfang lebten.

So viel habe ich zu meiner Absicht vor dienlich gehalten, aus den Nachrichten der Väter Jesuiten zu sammeln. Sie können dazu dienen, die Kenntniß von dem Lande **Paraguai**, von welchem in unsren Tagen so viel geredet und geschrieben wird, zu erweitern. Ob die Nachrichten derselben in allen Stücken richtig sind, davon getraue ich mir nicht zu urtheilen. Ich habe einige Anmerkungen des Kapitän **Rogers** weggelassen, welche mir anstößig und beleidigend vorkamen, und aus dem Unterschiede der Religion und dem gewöhnlichen Vorurtheile der Engländer von den Vätern der Gesellschaft herkommen. Ich finde daß der P. **Sepp**, mit den Berichten der Väter **Escandon** und **Nusdorfer**, welches die neuesten sind, in den meisten Stük-

ken

ken übereinstimmet. Nur von dem großen Reichthume des Landes, und der ausserordentlichen Pracht in den Kirchen, wollen die leztern nichts wissen. Von den wahren Absichten der Missionarien kann ich nicht urtheilen; sie mögen aber beschaffen seyn wie sie wollen, so verdienen doch die Väter der Gesellschaft allezeit Lob, daß sie wilde und barbarische Völker zu gesitteten Menschen und Christen gemacht haben.

Folgende eingeschlichene Fehler sind zu verbessern.

Vorrede S. XXX. L. 14. lese man Cummies an statt Cummius.

S. 18. L. 22. Mittägige an statt Mitternächtliche.

S. 32. L. 23. die für diese.

S. 48. L. 18. 1577. für 1677.

S. 80. L. 1. Beesans für Bensans.

S. 115. L. 2. an Geschmack ist auszulöschen.

S. 154. L. 1. Feuillée für Feuillar.

S. 157. L. 18. de l'Islens für der l'Islens.

S. 240. L. 24. gewohnt für gewahr.

S. 270. L. 12. endigen für endiget.

S 47 7/K,24.

AB 47 7/K,24

X2262008

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-11182/fragment/page=0333

ns,

n Englisches

Welt,

d 1765.

bung

de onischen Riesen,

en Inseln

e,

ein schen Küsten, der

Naturgeschichte des

en Berichten

tezler

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-11182/fragment/page=0337